
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030795980


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819



Petronius

Hanns von Zobeltitz

Illustrierte Romane

Arbeit

Jena
Hermann Costenoble

Arbeit

Roman aus dem Leben eines deutschen Großindustriellen

von

Hanns von Zobeltitz

Mit 60 Bildern von A. Metzeroth



Jena
Hermann Costenoble

Hofbuchdruckerei Rudolstadt.

1. Kapitel.

Von fern her, aus dem Stadtinnern, klang der Ruf der Glocken. Nicht im harmonischen Gleichklang, ruckweise, heftig, mit kurzen Pausen dazwischen. Wie beim Feuerlärm. Das waren aber auch die einzigen Laute, die in den stillen Hof drangen. Denn die Arbeit in der Schmiede ruhte schon seit ein paar Tagen.

Der eine Geselle, der Frankfurter, war von selbst fortgeblieben, dem andern, dem Konrad, hatte gestern der Vater ein paar hinter die Ohren gehauen und ihn rausgeschmissen. Solch ein Kerl! Unter den Zelten war er am Abend gewesen, wo sie auf den König schimpften, und renommiert hatte er damit. War ihm schon recht. Vater verstand nun mal keinen Spaß mit so was. Aber schade war's doch um den Konrad Spieske. Ein so ordentlicher tüchtiger Arbeiter. Vater konnte lange suchen, ehe er so einen wieder fand. Das bißchen Geschimpfe! Sie schimpften ja doch alle. Nur der eine lauter als der andere. Und zusammen staken sie auch alle, mit roten Köpfen, und tuschelten. Das ging doch nun schon seit Wochen so. Und in Paris war Revolution gewesen. Barrikaden. In der Breiten Straße, an der Neumannsgasse, sollten sie gestern ja auch solch ein Ding zu bauen versucht haben. Na, da waren aber die Soldaten gleich dazwischen gefahren.

Friedrich Haltern hatte sich einen kleinen Tisch dicht an das niedrige Fenster gezogen und feilte an einem winzigen Eisenstück herum, an der Kolbenstange für das Maschinenmodell, das er und der Konrad zusammengebastelt hatten. Der Spieske war ja bei Borsig gewesen und hatte sich allerlei abgeguckt. Das war lustiger, als Lateinisch lernen. Ja, der große Borsig! Der Lokomotivenkönig. Friedrich August Borsig! Über 1200 Arbeiter sollte er haben. Eine Wonne, auf dem Weg zur Pennale so bloß die Nase in den Hof hineinstecken zu dürfen am Oranienburger Tor gegenüber der reitenden Artillerie. Die riesigen Kessel und die Dampfdome und das Gehämmere. Neidisch könnte man sein auf die Leutchen da drin. Mancher war auch nicht älter als siebzehn. Und was die für Kräfte hatten!

Friedrich hob den rechten Oberarm ein wenig und ließ die Muskeln spielen. Er lachte. Das ging auch an. Solche Muskeln hatte keiner in der Unterprima. Seine fünfzehn Klimmzüge machte ihm auch keiner nach. Aber das blödsinnige Griechisch ... da lag der Hase im Pfeffer, das schaffte man auch mit den schönsten Armmuskeln nicht. Er feilte noch ein Weilchen, probierte dann die Stange in den Kolben ein, freute sich des leichten Ganges.

Daß mit dem Alten auch so gar nicht zu reden war. Lernen ist ja gut. Für die reichen Jungens. Na ja, für die andern gewiß auch. Aber der Zwang, wenn man so gar nicht den Beruf in sich fühlt. Bloß weil Großvater Schulmeister gewesen war und Vater sein ehrliches Handwerk immer selbst ein bißchen von oben herab ansah. Der Zwang! Der Zwang! Überall die gleiche Geschichte. Weil's verboten war auf der

Straße zu rauchen, steckten sie sich jetzt gerade die Glimmstengel unter die Nase, auch die, die sonst gar nicht schmauchen mochten ... und schimpften. Und Doktor Klingstein, der den Ordinarius in Geschichte vertrat, hatte gestern von den Tyrannenmördern gesprochen und wie sie in Hellas gefeiert worden wären. Und da war der Direx dazu gekommen, und Klingstein hatte mitten im Satz abgebrochen. Aber das Getuschle nachher! Und der dicke Rotkopf, der Jakob Kirsten, mit dem gedruckten Quatsch in allen Taschen, und der Alvensleben, der ihm eine runterlangte, wie Vater dem Konrad.

Die Tür ging. Er hörte den Schritt der Mutter und wie sie jedesmal den lahmen Fuß nachzog. Er fühlte: sie wird jetzt gleich hinter dir stehen und stöhnen, daß du wieder bastelst, anstatt zu lernen. Etwas wie Trotz stieg in seinem eckigen, breiten Gesicht auf. Die Adern an der Schläfe füllten sich.

Lernen! Und da stand die Werkstatt leer, und Vater erlaubte nicht mal, daß er die paar Arbeiten drüben erledigte. Er sollte ja nicht „abgelenkt" werden! Deubel auch! Aber wenn's nachher mit den Groschens wieder so knapp wurde, daß Mutter nur mit Müh und Not und Ach und Krach die Miete zusammenkratzen konnte ... jetzt, wo sowieso jeder seine Taschen zuhielt.

Nun stand Mutter wirklich hinter ihm, und er wandte sich doch um. Das alte, gute, liebe Gesicht, ganz vergrämt sah es aus unter der weißen Haube. Mit hundert Falten und Fältchen um die Augen, um den Mund. Aber sie schimpfte nicht. Sie sagte nur, und es klang so ängstlich: „Wo bloß Vattern bleibt? Um Glocke elfe is er fortjegangen. 's Essen is fertig. Du hast jewiß Hunger, Fritze. Un mang de Linden

soll'n se schon wieder rumoren. Die Stieglitzen von vorne hat erzählt, heut wollten se dem Prinzen Wilhelm 'n roten Hahn uff's Dach setzen. Woll'n wir nu alleine essen, Fritze? Klöße und Speck."

Wie sie immer alles durcheinander mengte, fast in einem Atemzuge! Der Sohn mußte doch lächeln. „Keine Bange, Mutter!" sagte er. „Vater hat ja das Eiserne Kreuz im im Knopfloch, dem passiert nichts. Den nimmt jeder Soldat in Schutz. Und überhaupt," fügte er mit Betonung hinzu, „du mußt dich nicht ängstigen, Mutter. Wir sind nicht in Paris. Schimpfen tun die Berliner — na und ob! Aber schließlich parieren sie Ordre. Das steckt so im Preußenblut. Mörder und Mordbrenner sind wir nicht. Das widerspricht dem Geist der Nation."

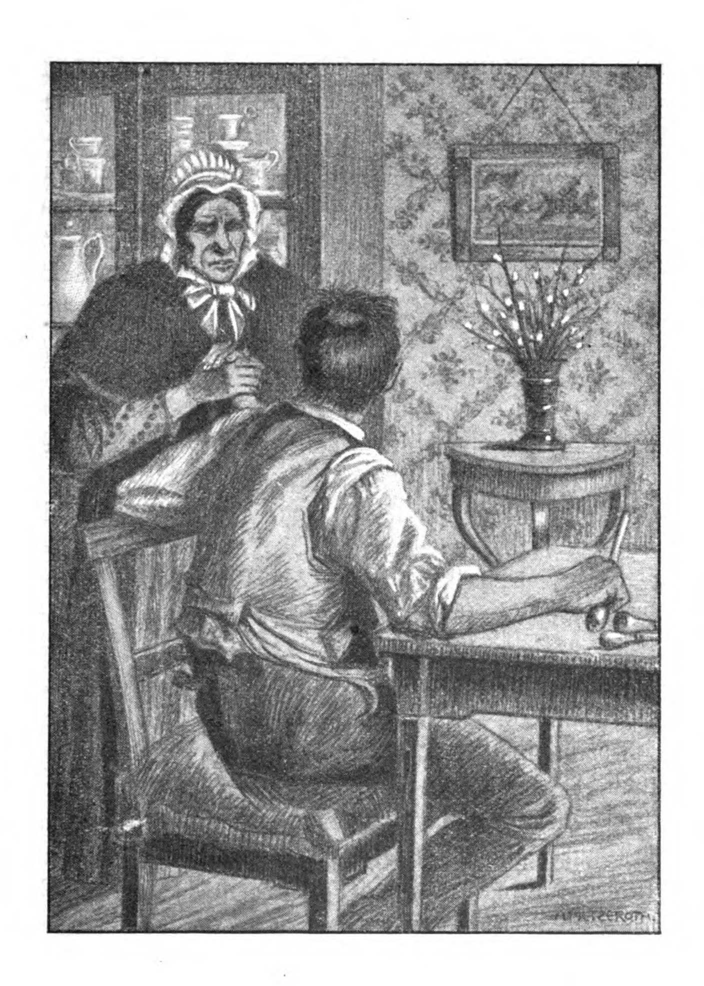
Die junge Schülerweisheit „Geist der Nation" imponierte der Frau mächtig. Ihre Gedanken waren auch schon wieder bei dem Kochtopf.

„Es is man bloß wegen dem Essen."

Fritz hatte ein Stück Sandpapier aus der Schublade gezogen und polierte sein Werkstück. „Füttere die Kleinen doch ab, Mutter."

Es waren ihrer noch drei im Hause; die Älteste, Marie, fast acht Jahre jünger als er; die beiden andern, Wilhelm und August, erst sechs und fünf Jahre alt. Zwei Jungens, die zwischen ihm und der Schwester gekommen waren, lagen auf dem Kirchhofe, und die Jüngsten waren auch Angstkinder, zart und viel kränkelnd, wie die Mutter.

Die wandte sich jetzt. Aber an dem birkenen Schrank mit dem bunten Tassen hinter den vergilbten Glasscheiben



blieb sie noch einmal stehen, strich mit der blauen Schürze über die obern Kanten, als ob sie da einen großen Staubfleck bemerkt hätte, stöhnte leise und meinte dann: „Fritze, nimm dir lieber ein Buch. Du kennst Vattern doch.“

Er nickte, ohne sich umzusehen. Wirklich er kramte auch das Modell fort, holte den sorgsam blau eingeschlagenen Homerband hervor, stützte den breiten Kopf in beide Hände. Er wollte ernstlich büffeln, es mußte ja wohl sein, und das Pflichtbewußtsein steckte ihm auch in den Gliedern. Dasselbe harte Pflichtbewußtsein, das den Vater in der Werkstatt festhielt, trotzdem der lieber bei den Büchern gesessen hätte. Aber die Gedanken wollten immer wieder über die grausen Griechenbuchstaben, die er so haßte, hinausschweifen. Eine Weile zwang er sie wohl, dann tanzten sie davon.

Das dröhnende Glockengeläut war verstummt. Jetzt fing es wieder an, stärker als vorher. Ob sie sich wirklich in die Haare kriegten, da drinnen in der Stadt? Unmöglich war's ja nicht. Doch es interessierte ihn eigentlich wenig. Ein paar hundert Schreier vielleicht, die von den Soldaten mit leichter Mühe auseinander getrieben werden würden. Das hatte Vater auch gemeint. Die Berliner, und Revolution machen, ordentliche Revolution — Unsinn! Aber drüben, die verlassene Werkstatt, die ging ihm im Kopf herum. Vater war gewiß ein fleißiger, tüchtiger Meister. Nur daß er immer mit seinen Gesellen nicht gut auskam, und daß er sich eben immer mit den kleinen Aufträgen begnügte, die ihm der Zufall aus der Nachbarschaft in das Haus brachte. Grad so viel, daß bestenfalls der Herd rauchte. Reparaturen meist, höchstens mal eine Kleinigkeit für einen Neubau. Und jetzt schien's ganz zu Ende.

Auf Wochen vielleicht, und die Kosten liefen fort, und das bißchen Kundschaft blieb auch aus. Als ob Vater neuerdings die Lust verloren hätte. Wann war das früher vorgekommen, daß er in die Tabagie lief und mit den Gevattern kannegießerte, ihnen beweisen wollte, daß das ganze neumodische Gerede von der sogenannten Freiheit Dreck wäre? Recht mochte er ja haben, ja doch! Aber erst kam das Leben, die Sorge ums tägliche Brot, ums Vorwärtskommen. Donnerlittschchen ja, es war schon eine verdrehte Zeit. Wie sie heut vor Borsig gestanden hatten, die Arbeiter. In Wien hatte es auch was gegeben, und in Süddeutschland sollte es ja toll sein. Was in aller Welt aber geht das eigentlich uns an?

Fritz Haltern fuhr auf. Gegen die Fensterscheiben flog eine Handvoll Sand und dann noch eine. Und er hörte ein halblautes Lachen. Meltens Sophie natürlich! Die freche Göre!

Er sprang hoch und riß den Fensterflügel auf. Da sah er sie grad drüben hinter der Stallecke verschwinden, ein Zipfel ihres blauen Rocks und ein Stück des dicken blonden Zopfes blieben sichtbar. „Du Kröte, du!“ drohte er hinüber und lachte. Denn das leuchtende Blond verschwand jetzt, dafür tauchten aber etwa in gleicher Höhe zwei kleine Hände auf. ziemlich braun und verarbeitet, mit weitauseinandergespreizten Fingern, die rechte vor die linke gestellt, hin und her wackelnd — sie drehte ihm eine Nase.

„Komm doch mal vor, Fiekchen! Ich tu dir ja nichts!“

. . . sagte der Spatz zum Regenwurm und da schluckte er ihn!“ rief eine helle Mädchenstimme spöttelnd zurück, und die Finger wackelten weiter. „Steck' du man deine Nas wieder ins Buch, Fritze, daß dein Oller dir nich uff'n Kopp kommt.“

„Pah!“ machte er großartig. „Was verstehst du davon?“ Er setzte sich aufs Fensterbrett, ließ die Beine herunterbummeln und pfiff ein Lied. Sehr musikalisch war er nicht, aber es klang doch fast so wie „Frei ist der Bursch —“.

Und nicht lange, so pfiff es zurück: „O alte Burschenherrlichkeit . . .“ Bei Frau Melten wohnten nicht umsonst Studenten. Fünf Taler den Monat, einschließlich Morgenkaffee.

Die Melodie ärgerte ihn; er wußte selbst nicht recht, weshalb. Er hörte auf zu pfeifen, und drüben ward's auch stille. Die kleinen Hände schaukelnden noch einmal hin und her, dann sanken sie herab. Aber dafür schob sich gleich die zierliche Gestalt um die Ecke, schlank wie eine Gerte. Die Hände hatte sie auf den Rücken gelegt, den Kopf mit glattem blondem Scheitel ein wenig zurückgebogen, so tänzelte sie quer über den Hof auf ihn zu, blieb mal eine Sekunde stehen, wiegte sich ein bissel, daß der blaue kurze Warprock sich enger an ihre schlanken Glieder legte, und machte Schelmenaugen. Eine reichliche Armlänge vom Fenster entfernt blieb sie stehen, stemmte die Hände in die Hüften und sagte wichtig: „Fritze, weißt du's schon. Heut jibt's Revolution. Ritsch-ratsch-Revolution —“

„Red' nich solch gottverlassenen Unsinn, Mädel.“

Sie nickte hastig mit dem hübschen Kopf: „Gar kein Unsinn. Unser Kandidate hat's gesagt. Wir werden Re—pub—lik,“ — das Wort wurde ihr nicht ganz leicht, aber es klang nur um so wichtiger — „das Volk will seine Freiheit.“

„Quatschkopf!“

„Alleine Quatschkopf! Ich weiß noch mehr. Die Soldaten wer'n abgeschafft un unser Herr König ooch —“

„Euer Kandidat muß ein rechter Dämlack sein.“ Die Schülerweisheit regte sich in ihm. „Bei uns geht das, Gottlob, nicht so, wie bei der großen Revolution in Frankreich. Bei uns — aber was versteht solch ein Kindskopf davon!“



„Ne, ne, Fritze! Ich bin doch beinah so alt wie du, Micheli sechzehn —“

„Schlimm genug, daß du nicht 'n bißchen vernünftiger bist. Was stehst de übrigens da, komm doch rein.

Ich will dir mal das Modell von der Maschine zeigen."

Sie schien nicht übel Lust zu haben. Aber dann fragte sie: „Ist dein Vatter da?"

„Nein."

Einen Moment schielte sie nach der Tür. Gleich drauf trat sie jedoch dicht ans Fenster, sah ihm lachend in die Augen und sagte: „Heb mich . . ."

Früher hatten sie's oft so gemacht. Aber in letzter Zeit war sie immer fein artig auf dem richtigen Wege hineinspaziert. So kam's, daß er zögerte. In seinem Gesicht stieg eine heiße Röte empor, während die Grübchen in ihren Wangen sich noch vertieften. „Bin dir wohl zu schwer?"

Da griff er zu und hob sie empor wie eine Feder, und sie jubelte: „Wie du stark bist, Fritze!" Aber gleich verstummte sie, und er setzte sie wieder nieder, noch ehe ihre Knie die Fensterbank erreichten . . .

Ein dumpfer langhinhallender Ton und ein zweiter drauf hatten sie erschreckt: Kanonenschüsse . . .

„Da hast du's, Fritze! Revolution! Sie schießen!" sagte sie triumphierend, wie ein Kind, das sich freut, wieder einmal recht gehabt zu haben. „Du, Fritze, das muß ich seh'n. Woll'n wir hinlaufen?

Er schüttelte den Kopf. Schweigend stand er am Fenster, mit vorgebeugter Stirn und lauschte hinaus. Noch ein Schuß und noch einer und dann ein Knattern wie von fernem Gewehrfeuer. Jawohl, es konnte nichts anderes sein. Auch im Vorderhause war's gehört worden. Ein paar Fenster wurden aufgerissen, ein paar Weiberköpfe tauchten an ihnen auf. Und

die Mutter kam, so schnell sie mit ihrem lahmen Fuß laufen konnte, aus der Küche nach vorn. „Fritze, der Vatter!“

Im Hofe wurde es lebendig. Nur Frauen, kein Mann darunter, als ob die alle in der Stadt wären, dort, woher die Schüsse klangen und der neu anschwellende Glockenruf. Mitten unter den Weibern die kleine Sophie, mit den dünnen Armen gestikulierend: „Revolution — ritsch — ratsch — Revolution.“

„Fritze . . . der Vatter . . .“

Er stand noch immer schweigend. Regungslos, aber mit einer brennenden Unruhe in der breiten, jungen Brust voll unklarer Vorstellungen, Ahnungen. Gestalten und Geschehnisse zogen an ihm vorüber, die er auf der Schulbank in sich aufgenommen hatte, vermischt mit allerlei Bildern aus den letzten Tagen, Eindrücke von der Straße, aus dem Gymnasium. Zeitungen kamen ja nicht in das kleine Haus an der Oranienburger Chaussee. Aber in der Schule hatte der und jener aus der Vossischen erzählt und der neuen Zeitungshalle, und Vater brachte ja immer bitter fluchend das Neueste vom Neuen aus der Tabagie mit. Von den Volksversammlungen unter den Zelten, von einer Stadverordnetenadresse, daß die Wachen verstärkt seien, von ‚Emeuten‘ am Rhein und daß der Prinz von Preußen dort schon Ordnung schaffen werde; von Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung . . .

Im Grunde war seinem jungen Gemüt das alles so unendlich gleichgiltig erschienen. Was ging es ihn an? Die leidige Pennale und die feiernde Werkstatt drüben, das waren seine Sorgen. Und nun, nun, wo die Schüsse aus der Stadt herübertönten bis in diesen stillen Winkel, packte ihn plötzlich

eine fremde, heiße Unruhe. War's nur um den Vater? Vielleicht! Der war immer heftig und unvorsichtig mit Wort und Tat. Aber der war ja sicher, mit seinem Eisernen Kreuz auf der Brust, bei den Soldaten. Was sollte ihm da geschehen?

Eine Weile verstummte das Schießen, nur das Glockenläuten wehte weiter.

Draußen war die Sophie auf den kleinen Handwagen vom Gärtner nebenan geklettert, der nun auch schon fünf Tage auf die Reparatur wartete. Sie tanzte drauf herum, daß die Röcke nur so flogen, und sang einen Gassenhauer:

„Die Republik! Die Republik!
Nun ist der Wall erstiegen!
Nun ist gerannt die Mauerlück —
Die Republik! Die Republik!
Und unsere Farben siegen —"

Und dem Fritz schoß in all seine Gedanken plötzlich die Erinnerung von den blutbesudelten Weibern der französischen Revolution, von denen er gelesen hatte. Er brüllte über den Hof: „Willst du wohl aufhören!" Aber die Kleine machte ihm wieder eine Nase, und die umstehenden Weiber gröhlten lachend Beifall.

„So hör doch nur, Fritze . . . Vattern . . ."

Er sah sich endlich um. Mutter stand dicht hinter ihm, mit der Schürze vor den Augen; die Marie neben ihr, und Wilhelm und August hingen heulend am Rockschoß. „Ja, Mutter . . . Vater . . ."

Und mit einem Male überkam es ihn wie ein erlösender Entschluß. Er lief zur Tür, riß die Mütze vom Haken, nickte

der Mutter zu: „Ich finde ihn schon!“ und hinaus war er und im Sturmschritt über den Hof.

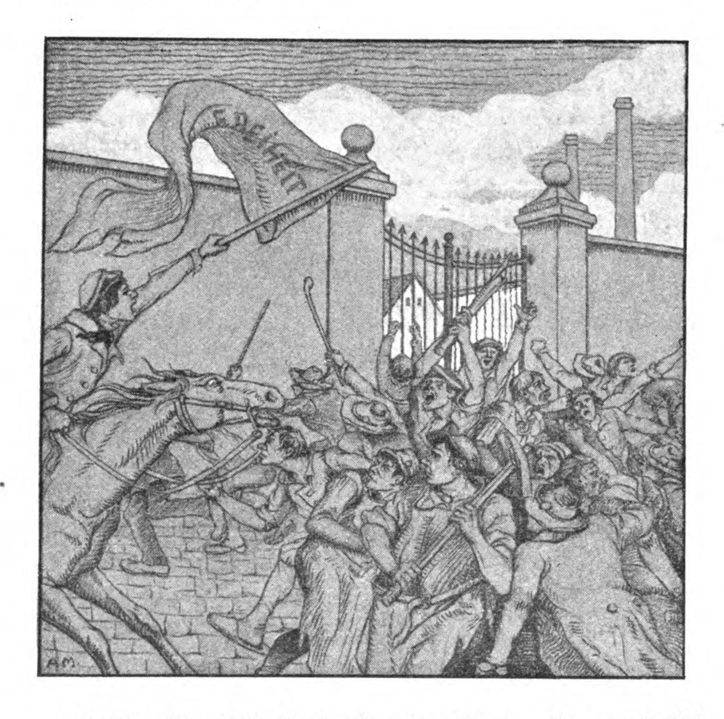
Erst als er die Oranienburger Chaussee ein Stück heruntergerast war, blieb er hochaufatmend stehen. Was wollte er eigentlich? Den Vater suchen — finden: Unsinn. Ebensogut kann man ein einzelnes Sandkorn auf dem Tempelhofer Berg draußen suchen. Neugier? Ja. Und doch noch etwas: ein unwiderstehlicher Drang, dabei zu sein . . .

Er sah sich um. Gegenüber den langgestreckten Artillerie-Wagenhäusern stand er. Es war ziemlich leer auf der Straße. Nur ein paar Weiber. Und an den Fenstern auch nur Weiber und Kinder. Aber weiter unten, nach dem Tore zu, eine dunkle Masse.

Vorwärts! Vor den Fabriktoren standen sie, dicht geballt. Bei Sigl vielleicht hundert, bei Egells mochten es zweihundert sein, vor Borsig fünfhundert, nein, tausend! Erregt, schwatzend, schreiend, aber doch noch unschlüssig. Der einen schweren Eisenstab in der Hand, der einen Hammer. Die Gesichter schwarz vom Arbeitsruß, schweißig. Gerade als Fritz sich vor der Borsigschen Mauer entlang hindurchgedrängt hatte, kam ein Reiter angesprengt. Ein Student war's, auf irgend einer aufgelesenen Mähre, die bunte Mütze weit im Nacken.

„Kameraden!“ rief er schon von weitem. „Man schießt auf unsere Brüder. Vor dem Schloß häufen sich die Toten! Ihr Blut schreit um Rache! Aber überall erheben sich schon die Barrikaden. Wollt ihr müßig bleiben?“ Und dann: „Das Morgenrot der Freiheit ist da! Auf, Brüder, ihm entgegen! Auf zum Kampf! Auf, zum Sieg! Folgt mir! Rache für die Gemordeten! Freiheit den Lebenden!“ —

Das Herz pochte Fritz gegen die Rippen. — „Nieder mit den Machthabern! Nieder mit der Soldateska, die sich mit dem Blut des Volks besudelt! Freie Männer wollen wir sein! Auf, Brüder! Vorwärts!"



Dicht neben Fritz stand ein alter Mann. Der zauste sich in seinem grauen Bart: „Wenn ich nicht Weib und Kind hätte —"

Mitten in die Masse hinein spornte der Reiter sein Pferd: „Arbeit allen, die arbeiten wollen! Freiheit allen, zu reden

und zu handeln! Freiheit und ein großes Vaterland! Kameraden, überall gärt es, überall ringen die Völker um ihr höchstes Glück. In Wien ist der Unterdrücker aller Guten, Edeln, Mutigen, ist der Metternich gestürzt! Die wackern Münchner haben Lola Montez, die Königsbuhle, aus den Toren gejagt! Die Hessen haben sich des ungerechten Zwanges entledigt. Wollt ihr allein zurückstehen! Ihr allein! Nur eure starken Arme braucht ihr zu recken, und ihr seid frei! Auf! Vorwärts!“

Ein kurzes atemloses Schweigen noch .... Da wieder das Knattern des Gewehrfeuers aus der Stadt, ein Kanonenschlag, eine Salve. — Ein Brausen geht durch die Masse. Sie schiebt und drängt und kommt in Bewegung. Nach dem Schlosse! Durch die Oranienburger Straße! Da sind sie schon beim Barrikadenbau! Waffen? Wir finden welche! Vorwärts!

Wie ein Strom flüssiger Lava wälzt sich die Menge vorwärts. Einmal ein Stutzen. Aus nächster Nähe, aus der engen Gasse zwischen Stadtmauer und Artilleriekaserne, ein einzelner Kanonenschuß. Ein Schrei der Wut. Man schleppt ein paar Verwundete zur Seite. Aber der breite Strom schiebt sich weiter, er wächst durch die Nacheilenden, er füllt die Straße bis an die Häuserreihen — —

Und mitten darunter Fritz. Die Schülermütze ist ihm vom Kopf gefallen oder heruntergeschlagen worden. Er weiß es nicht. Das Haar klebt ihm an der schweißtriefenden Stirn. Er fühlt es nicht. Er ist wie im Rausch, hebt die Füße und setzt sie nieder und merkt nicht, durch welche Straßen die Masse drängt. Wie Schattenbilder sieht er die abgedeckten Dächer und die Menschen hoch oben, die Körbe mit Steinen an die Brüstungen schleppen; aufgerissenes, hochaufgehäuftes Straßen-

pflaster und umgeworfene Wagen; Männer darauf mit breitrandigen Filzhüten und bunten Kokarden und Büchsen in der Hand; hört den dumpfen Tritt der Menge um sich her und Jubelrufe und Flüche und Gewehrgeknatter, näher bald, bald ferner. Und in der Brust das laute Pochen. —

Dann mit einem Male ein Halt. Von vorn kommt es, wie auf ein Kommando. Die Flutwelle teilt sich, schiebt sich auseinander nach den Häusern, in sie hinein, daß die Straßenmitte frei wird. Quer vor eine hohe Barrikade. Steine, ein paar Möbelstücke, ein paar Tonnen, eine umgeworfene Droschke. Dahinter ein Trupp, Studenten und Arbeiter, Gewehr in der Hand. An den Fenstern rechts und links blinkende Gewehrläufe im Anschlag. —

Und tiefe Stille. Die Stille vor dem Sturm. Wie das Herz hämmert! Zum ersten Male blickt Fritz sich um. Am Monbijouplatz müssen wir sein. Richtig!

Und wie er das Haus erkennt, in dem der Ordinarius der Unterprima wohnt, Dr. Reller, dem er so manches Mal die Hefte hergetragen hat, da überkommt ihn plötzlich ein Gefühl der Ernüchterung. Als ob er aus einem Taumel erwache, aus einem Rauschleben in die Wirklichkeit zurückgestoßen würde. Drüben, auf zweihundert Schritt, die blitzenden Soldatenhelme, ein Offizier hoch zu Roß, ruhig, wie aus Erz gegossen, ein Trommler neben ihm. — Was soll das alles? Was machst du hier?

Da rasselt auch schon die Trommel Und noch einmal. Kurz und scharf. ‚Achtung!‘ ruft's auf der Barrikade. ‚Die Bluthunde kommen! Gebt's ihnen gut!‘ Eine Salve. Die Kugeln knattern gegen die Hauswände wie Hagelkörner.



So ist das also? Und jetzt werden die Gardisten stürmen. Ohne Blut wird's natürlich nicht abgehen. Aber in weniger als zehn Minuten müssen sie die Barrikade haben. — Sind denn die Leute hier von Gott und der Welt verlassen? Und ich mit ihnen?

Er hatte sich in einen Hausflur geschoben und stand wieder eingekeilt zwischen den andern. Da fühlte er, wie er von hinten her an der Schulter gefaßt wurde, hörte eine bekannte Stimme: „Fritze! Komm!" und als er sich umsah, sah er in Konrad Spieskes braunes Gesicht. Der langte mit seinem langen Arm über zwei andere fort, ihn an den Schultern zu rütteln. „Fritze! Komm!" wiederholte er, und es klang mitten in all den Lärm hinein so seltsam vorwurfsvoll und traurig. Beides zugleich. Und dann, als Fritz sich mühsam bis an seine Seite geschoben hatte, sagte er: „Was willst denn du hier? Suchste Vattern?"

Die Antwort wartete Konrad nicht ab. Er hatte Fritz am Arm gefaßt und zog ihn fort. Durch den halbdunkeln Hausflur und über den Hof. Sie hörten noch ein lautes Rufen und ein Anschwellen des Gewehrfeuers und dann ein kräftiges Hurra!

Die armen Leute. Fritz war einen Augenblick stehen geblieben.

„Komm' nur!" drängte Spieske von neuem. „Die Irenadiere spassen nich, wenn se einen fassen."

„Aber was hab' ich damit zu tun?"

„Nu—nu! Es hat heut' mancher Blut und Leben lassen müssen, der nichts mit zu tun hatte. Wirst's schon noch sehen."

Eine schmale Tür in der Hofmauer führte in einen großen

Garten, der fast bis zur Spree sich streckte. Hier schlüpfte Spieske durch einen Staketenzaun, durcheilte wieder einen Hof. Vor einem kleinen düstern Hinterhause blieb er hochaufatmend stehen. „Nämlich, ick weeß hier jut Bescheid. Der Jarten gehört dem ollen Fritag, was meiner Mutter ihr Onkel ist.“ Er hatte ein blaues Taschentuch aus der Hosentaschen gezogen und rieb sich den Schweiß von der Stirn. Dabei hob er die Mütze und bemerkte er jetzt, daß Fritze die seine fehlte. „Junge, wie siehste denn aus! Na, wir kriegen drinnen wohl eine, daß du ruhig über die Straße gehen kannst ... Fritze, was für'n Tag! Was für'n Tag! Blut und Blut!“ Er schneuzte sich, aber Fritz sah wohl: eigentlich war's nur, um sich die Augen trocken zu wischen.

Und da überkam dem großen Jungen plötzlich eine brennende Angst. „Vater! Hast du Vater nicht gesehen?“

Der Geselle nickte schweigend und deutete mit dem umgekehrten Daumen auf das Haus vor ihnen.

Mit beiden Händen umklammerte Fritz den Arm des andern. „Verwundet?“

Konrad nickte wieder. „In der Friedrichsstraße. Nahe bei der Weidendammer Brücke. Er wollte den Soldaten wohl 'n Weg durch die Häuser weisen, und da hat ihn einer aus'n ersten Stock runtergeknallt.“ Es kam nur ruckweise heraus. „Jotte doch! Der Meester is 'n heftiger Mann und wir sind so ananber jeraten. Ick weeß nich, vielleicht hat er doch recht gehabt und ick unrecht. Mir sind heut' ooch so allerlei Jedanken jekommen. Manchen beduselt's, wenn er Blut sieht. Ick bin nüchtern jeworden . . .“

„Schwer verwundet?“

„Weeß nich, Fritze. Die Irenadiere mußten zurück, et war nur ne Patrouille. Da hab ick Vatern ufgehoben und hin zu meiner Tante jebracht und dann bin ick jelaufen, 'nen Doktor holen. Ick konnt aber nich durch und da hab ick an den alten Sanitätsrat Werner jedacht am Monbijouplatz und an die Järten. Na, nu weißte alles. Un nu komm man. Jotte doch, ist das 'n Tag . . . 'n Tag . . ."

Auf dem Sofa in der niedrigen Hinterstube des Erdgeschosses lag der alte Mann, und als der Sohn vor ihm stand, glaubte der zuerst, Vater sei tot. Er lag ganz friedlich und still, mit geschlossenen Augen; die Weste und das Hemd waren aufgerissen, auf die nackte Brust hatten sie ihm eine nasse Leinwandkompresse gelegt, vom sickernden Blut schon rot gefärbt — Vaters Blut. Seinen langen schwarzen Rock hatte er an. Vorn war er zurückgeschlagen. Aber die linke Hand lag am Eisernen Kreuz, daß er am schwarz-weißen Bande im Knopfloch trug. Vielleicht hatten sie gerade das aufs Korn genommen.

Spieske beugte sich über ihn. „Er schläft, scheint's, oder ist ohnmächtig. Na ja, der Blutverlust. Du bleibst nu hier und — hörste — drückst ihm leise da die Leinwand fest. Ick will dann man noch mal sehen, ob ick nich 'n Doktor kriege. Vielleicht in die Pepiniere. Ja . . ." plötzlich faßte er Fritz um den Hals, „so'n Tag, so'n Tag, armer Junge . . ."

Nun war Fritz allein. Mit bebenden Händen, immer in der Furcht, er müsse dem Vater Schmerzen machen, hielt er, niederkniend, die Kompresse fest, indes seine Gedanken zurückwanderten in die Vergangenheit, verweilend beim heutigen Tage, hinaus in die Zukunft.

Es war so still in dem kleinen Raum, totenstill. Hierher drang nichts von dem Lärm des Schreckenskampfes, der die Stadt durchtobte. Wenn Fritz den eigenen Atem anhielt,



meinte er manchmal die schwachen leisen Lebenszeichen in der wunden Brust zu hören. Heute Morgen war der da fortgegangen, gesund, hochaufgerichtet, wie er das liebte, mit dem Ehrenkreuz, das er sich bei Möckern erworben hatte, auf der Brust. „Ich will doch mal sehen, ob unsere Berliner wirklich

ganz toll geworden sind', hatte er noch gesagt, als er sich die breite schwarze seidene Krawatte vor dem Spiegel umband, wie zum Kirchgang. Stattlich hatte er ausgesehen, fast wie ein Studierter. Und nun lag er hier, todwund.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war nicht immer zum besten gewesen in den letzten Jahren. Zwang konnte Fritz schlecht vertragen, auch wenn der Zwang aus der Liebe geboren war. Und der Vater litt keinen Widerspruch. Sie waren so verschieden geartet, Vater und Sohn. Der eine sehnte sich aus dem Handwerk hinaus, das er nicht mißachtete, aber noch weniger liebte; des andern, ganz auf's Praktische gerichteter Sinn sehnte sich fort von der Schulbank ins Leben. Oft genug hatte es Worte gegeben.

Und nun kniete der Sohn hier und bat den Vater in Gedanken jedes Widerstreben ab, jede unüberlegte Äußerung des jungen heißen Willens. Wenn er nur leben blieb! Aber wenn sich nun diese Augen in dem teuern Gesicht dort nie, nie mehr öffnen sollten! Was würde dann aus Mutter, aus den unversorgten Geschwistern?

Dieser unselige Tag! Da schlugen sie sich draußen für die Freiheit. Ob sie wohl mehr wußten von ihr als er? Vielleicht war er noch zu jung, zu unerfahren. Vielleicht war's in Wirklichkeit doch ein großer, ein erhabener Begriff. Hatte doch auch ihn vorhin ein taumelnder Rausch gepackt, als die Welle ihn fortriß. Aber mußten sie darum seinen Vater morden? Den Vater, den Ernährer! Er konnte nicht an die hundert und aberhundert andern denken, die heute wohl zum Opfer fielen: ihrem treuen Gehorsam die einen, flammender Begeisterung die andern, Verblendung die dritten.

Er konnte nur an den alten Mann hier denken. Und er ballte die Faust.

Minute auf Minute verann. Die Dämmerung senkte sich sachte in das kleine Zimmer. Wo nur der Konrad blieb? Der gute treue Konrad! Ein Arzt! Ja, wieviel mochten in diesen Stunden des Jammers umherirren nach der Hand, die das Blut stillen, die Wunden verbinden konnte die der Bruder dem Bruder geschlagen hatte.

Plötzlich regte sich der Vater leise. Wahrhaftig, selbst in der Dämmerung ließ sich's erkennen, die Augenlider hoben sich ein wenig.

„Wasser." — Hatte er's wirklich gesagt? Es war nur ein verhallender Hauch gewesen.

Fritz blickte umher. Gottlob, da stand ja die Kanne. In einem langen Zuge, wie ein Verschmachteter, trank der Vater. Und Fritz flüsterte, während er ihm die Blechkanne an die Lippen hielt: „Ich bin's Vater. Es wird gleich ein Doktor kommen."

Der Vater lag schon wieder ganz still. Aber die Augen waren offen, und nach einem Weilchen sprach er leise: „Es ist so dunkel. Kann Mutter nicht Licht machen?"

Anf dem Waschtisch war ein Zinnleuchter, Stahl und Zunder lagen daneben. Fritz schlug Feuer. Das trübselige Talglicht flammte auf. Des Vaters Augen wanderten durch den Raum. Er schien zu suchen, sich zu wundern, doch er fragte nicht.

„Hast du Schmerzen, lieber Vater? Wenn doch nur erst der Doktor hier wäre!"

Es glitt wie ein wehes Lächeln über das wachsbleiche, von dem kurzgeschnittenen grauen Bart umrahmte Gesicht.

Als ob der Vater sagen wollte: der wird mir auch nicht mehr helfen können. Wieder lag er ein paar Minuten regungslos. Aber sein Odem ging jetzt schneller, dann und wann brach sich ein Röcheln von seinen Lippen.

„Fritze," sagte er dann plötzlich, „bist du hier? Gib mir die Hand — Grüß Muttern, Fritze, und die Kleinen . . . ." Und dann: „ich möcht noch mal trinken . . ."

Diesmal nahm er nur wenige Tropfen. Das Schlucken schien ihm Schmerzen zu machen. Aber er sprach doch weiter: „Fritze, du bist der Ält'ste. Du mußt sorgen . . . hörst du . . . versprich mir's . . ." Er tastete nach der Hand des Sohnes.

„Ja, Vater! Ich will!"

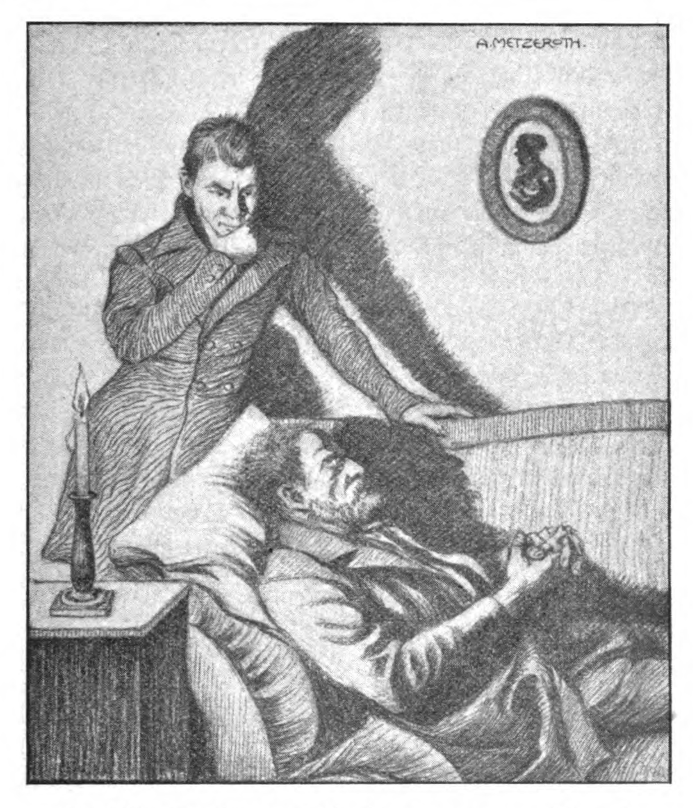
Eine Weile war's wieder totenstill im Zimmer. „Fritze, daß die Jungens ordentlich was lernen . . ."

„Ja, Vater." Er konnte nicht mehr an sich halten. Er schluchzte auf. Nur ein einziges Mal, dann zwang er's hinunter.

„Heul nicht, Fritze. Unser gnädiger Gott hat's so gewollt. Sein Wille geschehe." Das Sprechen wurde ihm immer schwerer. Aber er sagte doch noch: „Gib mir mein Kreuz . . ."

Mit bebenden Händen löste Fritz es vom Rock. Dabei sah er, daß die tödliche Kugel vom Silberrand unten ein Stückchen abgerissen hatte. Nun hielt's der Vater fest in der Linken. Das schwarz-weiße Band hing ihm zwischen den Fingern bis auf die nackte Brust und färbte sich langsam rot am sickernden Blut. Er sprach nicht mehr zusammenhängend. Nur einzelne Worte . . . halbe, kaum verständliche Sätze: „Bist ein verständiger Junge . . . Verstand . . . regiert die Welt nicht alleine . . . Der König, Fritze, der König . . .

Unser Berlin . . . sie schießen . . . hörst du's? Gehorsam muß sein . . . Mutter, liebe Mutter . . ."



Plötzlich schnellte der Oberkörper empor, auf die Lippen trat blutiger Schaum — „Vater!" schrie Fritz auf und warf sich über ihn. — — —

Als Konrad eine Viertelstunde später in Begleitung eines jungen Militärarztes aus der Pepiniere ins Zimmer trat, war alles vorüber. Der Tote lag langgestreckt auf dem Bette. Die Hände über die Brust gefaltet, mit dem Kreuz von Eisen zwischen den Fingern; die Augenlider zugedrückt; der Blutschaum aus dem Gesicht gewaschen.

Und der Sohn stand scheinbar ganz gefaßt am Kopfende des Lagers. So gefaßt, daß Konrad es gar nicht verstehen konnte. Das Gesicht ruhig, fast hart. So umgeprägt, als sei in wenigen Stunden aus dem Jüngling ein Mann geworden.

2. Kapitel.

Es war ein Traum, ein böser Traum. Und ob Fritz Haltern auch die Zähne zusammenbiß, daß sie schmerzten, er konnte nicht darüber hinwegkommen.

Als er eine Stunde nach des Vaters Tode die verödete Friedrichstraße entlang ging zum Oranienburger Tore heimwärts, um der Mutter die furchtbare Nachricht zu bringen, grübelnden Sinnes, wie er das am besten anfasse, und darüber hinaus, wie es mit dem Begräbnis gehalten werden solle und was nun die nächsten Tage zu tun sei, wurde er angerufen. Gleich darauf packte ihn eine harte Faust im Nacken. Ein Wachtmeister war's von den Garde-Ulanen, der vom Pferde aus herunter gegriffen hatte. Eine Patrouille von ein paar Mann hielt hinter ihm.

„Da haben wir solch sauberes Früchtchen! Wart mal, mein Junge! Blut auf dem Kragen da und der Weste, frisches Blut!"

„Meines Vaters Blut!" Er sagte es wohl sehr trotzig.

„Vaters Blut! Na ja, der Apfel fällt nicht weit vom Birnbaum! Wer bist du?"

Er gab Bescheid, nannte Namen und Wohnung.

„Gymnasiast? Desto schlimmer, Bürschlein! Ohne Mütze, Blut am Rock, im Gesicht — na, wird sich finden. Majorke —!"

„Herr Wachtmeister!"

„Hier, bring das Bürschlein nach 'm Schloß! Vorwärts! — Oha, du Bengel, so haben wir nicht gewettet!"

Die Hand hatte sich gelockert, und Fritze war die unselige Idee durch den Kopf geschossen, sich ihr ganz entziehen zu wollen. Eine Minute Dauerlauf, und er wäre ja am Tor gewesen. Jenseits bekamen sie ihn in der Dunkelheit so leicht nicht wieder, da kannte er hundert Durchschlupfe zwischen Häusern und Gärten. Aber ein paar Galoppsprünge, und die Faust lag ihm wieder im Genick, diesmal mit eisernem Griff. Er wollte bitten, erklären, nun war es zu spät.

„Da, hier, Majorke, schnall dir den Bengel an 'n Steigbügel! Und melde, daß er hat auskratzen woll'n! So'ne Kanaille, uffhängen, gleich uffhängen sollt man sie."

Es half kein Zähneknirschen, es half kein Flehen. „Ich will ja freiwillig mitgehen!"

„Maul halten! Vorwärts, Kerle! Hat keiner 'n Halfterstrick?"

Der war schon bereit. Und dann trabte der Ulan durch die Friedrichstraße, über die Weidendammerbrücke und weiter, und dann die Linden herauf. Ab und zu, wenn der Junge zu sehr keuchte, half er durch einen Stoß mit der Fußspitze nach und lachte. Das erbitterte Lachen des seit früh herumgehetzten, beschimpften, hundertfach mit dem Tode bedrohten Soldaten.

Im Lustgarten, vor dem Schloß, brannten Wachtfeuer. Lange Reihen von Gewehrpyramiden längs des Wassers; die Grenadiere daneben auf dem Pflaster. Gruppen von Offizieren standen davor. Einer rief den Ulanen an: „Was bringst du denn da?"


A.METZEROTH.

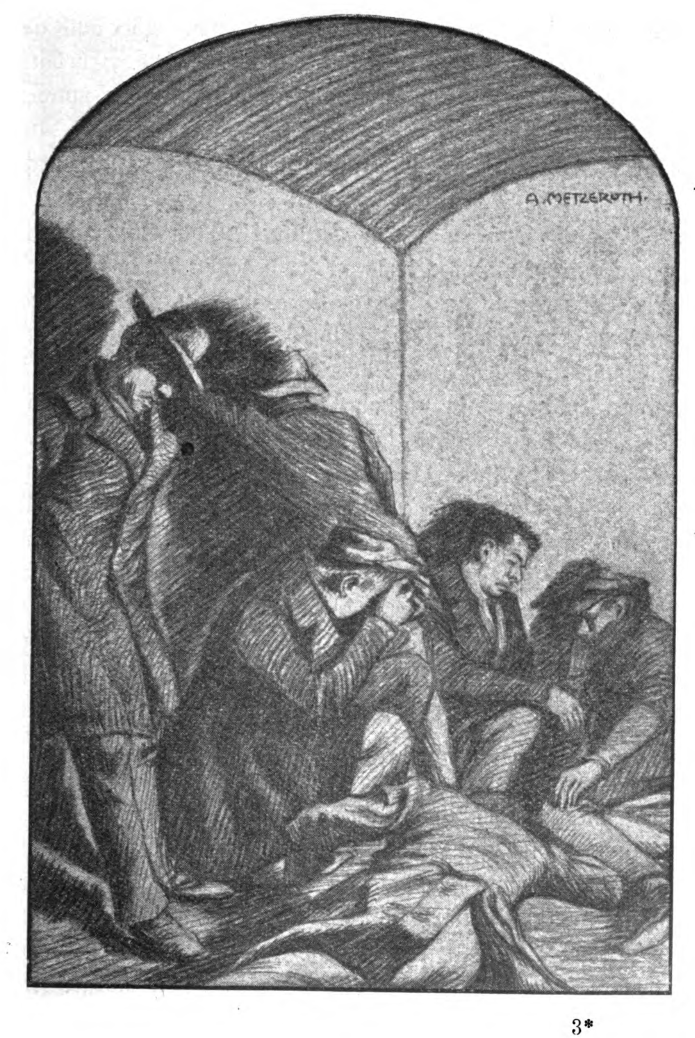
'n Kanalje, Herr Leitnant, die sich hat auskratzen woll'n. Hat sich Blut am Rock." — Ein flüchtiger Blick streifte Fritz. Fast wie mitleidig: ‚solch junges Bürschchen.'

Aber dann winkte der Offizier. Sie hatten's heute ja schon alle erfahren am eigenen Leibe, wie der Schreckenskampf geführt wurde.

Der Ulan trabte weiter. Von der Königsstraße her klang heftiges Gewehrfeuer. Und als der Reiter endlich vor dem mittlern Schloßportal hielt, brachte ein Zug vom ersten Garde-Regiment gerade einen kleinen Trupp Gefangener von dort her. Bunt gemischt, ältere Leute und junge Burschen, kaum älter als Fritz.

Es wurde nicht sortiert, es wurde nicht viel gefragt oder verhört. Mit den andern zusammen mußte Fritz ein paar dunkle Treppenstufen heruntersteigen; die schwere Tür rasselte in den Angeln. Ein großer, schwach erhellter Kellerraum, von Menschen überfüllt, die an den Wänden standen oder kauerten, auf dem Boden umherlagen. Schwüle, verdorbene Luft, Schweißdunst und Blutgeruch. Dumpfes Schweigen, dann und wann das schmerzliche Aufstöhnen eines Verwundeten, ein Fluch. Vom Schloßhofe her dazwischen Waffenklirren, Kommandorufe.

Über Fritz war es wie eine Erstarrung gekommen. Willenlos sank er in der nächsten freien Ecke auf den Boden. Die Beine schmerzten ihn, die Handgelenke brannten noch von der festen Umschnürung, die Finger waren steif, so hatte das Blut gestockt. Er streckte sich, so gut es ging, schloß die Augen, lehnte den Kopf an die Wand. Sorge für den kommenden Morgen hatte er eigentlich nicht. Zuerst dachte er an gar


A. METZEROTH.

nichts, nur die Erregung zitterte in ihm noch. Aber auch als er ruhiger wurde, kam keine Angst in seine Seele. Er hatte ja nichts getan, er war unschuldig. Man wird das morgen feststellen, wird dich befragen. Was soll dir geschehen? Nur ein bitteres Gefühl unrecht erlittener Schmach brach sich durch, mehr und mehr.

Aber Mutter! Die arme Mutter! Ohne Nachricht, in der einen großen Sorge, was ist geschehen? Vielleicht war's ja eine Gnadenfrist für sie, daß sie es noch nicht wußte: der Vater tot, der Sohn als Aufrührer gefangen! Sie erfuhr's noch immer zeitig genug. Aber war ihre Angst, diese Ungewißheit nicht ebenso schlimm? Er sah sie in der Schlafstube. Die Kleinen hatte sie gewiß ins Bett gesteckt, sie saß wohl auf der Bettkante, hatte die Marie neben sich und weinte still vor sich hin. Dann stand sie wieder auf und humpelte mit den kranken Füßen in die Vorderstube, unruhig hin und her, von der Wanduhr zum Fenster, von da zur Uhr. Eine Wut kam über ihn. Über die eigene Dummheit. Hätte er doch nicht den albernen Versuch gemacht, den Ulanen zu entwischen! Verständig hätte er mit dem Wachtmeister sprechen müssen, vom Vater erzählen, vom Eisernen Kreuz. Soldaten sind doch keine Unmenschen . . .

Oder doch? Wenn das wahr war, was da der lange, hagere Mann neben ihm flüsternd, in gebrochenem Deutsch — er mußte wohl ein Pole sein — seinem Nachbar erzählte: am Alexanderplatz, Soldaten in die Häuser, alles niedergestochen, Mann und Weib . . . „Schrecklich!" Und dann der andere: „Was wird mit uns geschehen?" Ein leises, entsetzliches Lachen: „Mit uns? An die Mauer, morgen früh,

ein Peloton davor, piff, paff, und alles ist aus. Die kennen kein Erbarmen, die Bluthunde!“ Und der dritte dann, der junge Mensch mit den leuchtenden Augen im rußgeschwärzten Gesicht: „Oho! Wenn unsere Brüder nicht wären, die brechen durch, befreien uns! Laßt nur den Morgen da sein! Der Morgen bringt die Freiheit, uns, dem ganzen Volk!“

„Maul halten! Ruhe!“ donnerte die Wache von der Tür her.

Eine Stunde, oder waren's schon zwei? Fritz holte die Uhr aus der Westentasche. Tiefe Rührung packte ihn, als er das ungefüge silberne Ding zwischen den Fingern hielt. Die Uhr hatte Vater ihm zur Konfirmation geschenkt. Schwer genug war's dem Alten geworden, wenn er sie auch für alt gekauft hatte, für vier Taler fünfzehn Groschen bei Ephraim Meier. Er hätte heulen mögen, so recht aus tiefstem Herzensgrunde. Aber die Tränen versiegten gleich —

Wenn es nun doch wahr wurde? Und sie stellten ihn im dämmernden Morgenlicht an irgend eine Mauer — was wurde dann aus den Seinen? Gelobt hatte er's dem Vater, für sie zu sorgen, zu schaffen, zu arbeiten. Als eine Wohltat fast, in allem Schmerz, hatte er es empfunden, daß er das sollte. Und nun!

Immer schwerer die Luft, immer dumpfer. Ab und zu ein neuer Gefangenentrupp. Ein erneutes Tuscheln dann, Fragen und Antworten. Wie steht's draußen?“ — „Die Barrikaden in der Leipzigerstraße mußten geräumt werden! — „Verflucht!“ — „Am Alexanderplatz wird siegreich gekämpft, für morgen ist Zuzug aus der Provinz zu erwarten.“ — „Der König will die Truppen zurückziehen.“ — „Unsinn!

Glaubt doch das nicht! So lange der Prinz von Preußen das Wort hat, gibt's keinen freiwilligen Rückzug." — „Siegen müssen wir ..." „Die Begeisterung wächst. Aber an Waffen fehlt es." — „Die müssen der Soldateska aus den blutbesudelten Händen gerissen werden." — Und wieder die scheue Frage: „was wird mit uns?" Und wieder die Antwort: „entweder der Sieg der Unsern befreit uns, oder uns wird der Tod!"

Drüben an der Wand bricht plötzlich einer in einen Schreikrampf aus. Ein paar andere packen, rütteln ihn: „Pfui, Memme!" Der junge langaufgeschossene Mensch schlägt die Hände vors Gesicht: „Meine arme Mutter!"

Die Mutter, ja, die Mutter! Wenn doch die Sophie wenigstens nach ihr sehen wollte! Hab mich heut so gebost über sie. Ist aber doch solch liebes gutes Ding. Der Übermut! Das Herz auf dem rechten Fleck! Immer! Und so anhänglich. Wird auch weinen, wenn sie hört ...

Es dämmerte grau durch die Kellerfenster, da wurde die Tür aufgestoßen. Anstatt eines neuen Gefangenentrupps ein kurzes Kommando: „Heraus alle!" War das zum letzten Gange? Zum Tode? Fast schien es so. Das Herz schlug Fritz gegen die Rippen, als er die Treppenstufen hinaufstieg und draußen im trüben Licht des Sonntagsmorgens eine lange Reihe Soldaten sah, Gewehr bei Fuß, Offiziere vor der Front.

Sag dein letztes Sprüchlein her! Ein Stoßgebet noch, für die Deinen, die Mutter, die Geschwister ... So bleiern der Himmel dort oben, zu dem sich das Auge mit der letzten Bitte wendet. So hoffnungsarm. Und wie der Blick sich wieder zur Erde hinabsenkt, diese fahlen verstörten Gesichter

ringsum, die verglasten Augen. Von jenseits der Spree her immer noch einzelne Schüsse. Tobte da der Kampf noch fort?



Und wenn auch, den Zwölfern hier sah man's an: sie fühlten sich als die Sieger!

Ein Feldwebel, ein paar Unteroffiziere schieben, zählen

die Gefangenen. Stillgestanden! Das Gewehr über! Bataillon — marsch! Über die Schloßbrücke geht's, die langen Linden hinauf, die menschenleer sind, wie ausgestorben. Vorn und hinten, rechts und links die Eskorte. Sie sind erbittert bis aufs Blut, die Pommern, die Erregung des Kampfes loht noch in ihnen. Rücksichtslos stoßen sie die Gefangeneu vorwärts. Man will, scheint es, die Mauern der Stadt nicht mit noch mehr Blut besudeln. Draußen erst, der Tiergarten ist groß ...

Aber nein! Der Marsch geht weiter.

Und plötzlich, niemand weiß, wer's zuerst ausgesprochen, läuft ein Raunen durch die Reihen. „Nach Spandau, in die Kasematten!“ Der eine lacht gallebitter: „An die Karre! Lieber eine Kugel! Aber nicht mal die gönnt man uns!“

Nach Spandau, in die Kasematten! Es wahr wohl auch in Fritz eine unklare Vorstellung von etwas Schrecklichem, von finstern Verließen, von feuchten Kerkerwänden, von faulendem Stroh! Aber es war doch das Leben! Hoffnung ... Leben ... Er reckte sich unwillkürlich, seine Muskeln strafften sich, die Mattigkeit der Seele, die auf ihm gelastet hatte, fiel ab. Der Himmel wurde plötzlich weiter und blauer, die Brust dehnte sich. In vollen Zügen sog er die frische Morgenluft ein. Nun wußte er ja: man verhörte ihn! Und die alte Geschichte, die der Vater so oft erzählt, fiel ihm ein: in Preußen gibt es Richter! Er konnte die dumpfe Mutlosigkeit der einen rings um ihn her, den verbissenen Trotz der andern gar nicht begreifen. Was wollten sie denn? Man schenkte ihnen doch das Leben, das kostbare Leben! Und ihm würde die Freiheit dazu werden. An seinen Händen klebte ja kein Blut, sie hatten sich nicht gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit erhoben, hatten

keine Waffe getragen. Alles mußte sich klären. Und dann wollte er das Wort einlösen, das er dem Vater gegeben: arbeiten!

Es war merkwürdig. So lange die geistige Spannung angehalten, hatte er nichts davon gespürt, daß seit fast vierundzwanzig Stunden kein Bissen Brot über seine Lippen gekommen war. Jetzt fühlte er plötzlich einen schneidenden Hunger. Einen Hunger, der alles andere in ihm zurückdrängte, Hoffnungen und Befürchtungen, und ihn immer nur nach dem Brotbeutel des Musketiers schielen ließ, der neben ihm marschierte. Er hatte schließlich kaum noch einen anderen Gedanken als den: in Spandau, in den Kasematten, wird's was zu essen geben. Und ist's die elendste Gefangenensuppe — wie wird das schmecken! — — —

Sie blieben nur einige Stunden in Spandau. Rauh und streng waren sie empfangen worden, an bittrem Hohn hatte es nicht gefehlt. Von einem Verhör keine Rede. Als Fritz den einen Offizier darum bat, hatte der ihn angeschnauzt: „Wirst du das Maul halten!“ Aber zu essen hatte es doch gegeben. Einen Blechnapf mit Graupen. Geschmeckt hatten die auch. Wenigstens Fritz.

Am Nachmittag kam ein junger Offizier in die Kasematte, zählte zehn Mann ab, die der Tür zunächst hockten, hieß sie in den Hof treten und hielt ihnen eine kleine Ansprache: „Seine Majestät der König wolle Gnade für Recht ergehen lassen. Sie sind frei! —“ Sie, sagte er, und seine Art stach seltsam ab gegen den Empfang am Morgen. — „Übrigens will ich Ihnen noch einen Rat geben,“ fuhr er fort. „Wenn Sie nach Berlin zurückfahren wollen, gehen Sie nicht etwa

über Charlottenburg. Die dortigen Bürger sind treu und loyal geblieben. Sie setzen sich der Gefahr aus, von ihnen gesteinigt zu werden. Ich empfehle ihnen den Weg über Moabit."

Er hob die Hand zur Mütze, wollte gehen. Da streifte sein Blick Fritz Haltern, und er blieb stehen, winkte ihn zu sich heran. „Sie da, bitte! Ich muß Sie doch kennen. Waren Sie nicht Schüler im Grauen Kloster? Vor drei Jahren? Wie heißen Sie?

Fritz hatte ihn schon erkannt, nannte seinen Namen.

„Richtig! Sie waren der beste Turner in meiner Riege. Als Quartaner wohl, und ich war damals kurz vor dem Abiturium. Wie kommen Sie zu diesen?" Er wies nun doch etwas verächtlich auf die andern.

Fritz schluckte. Es war das erstemal in all diesen Stunden, daß er sich aussprechen konnte. Schwer wurde es ihm, und doch war's, als er erst begonnen hatte, eine Erleichterung. In fliegender Hast erzählte er. Der Offizier hörte ihn schweigend an bis zum Ende. „Armer Schulkamerad!" sagte er dann. „Ja, es sind schwere Tage, auch für uns." Er gab ihm die Hand. „Wenn Sie einen Rat brauchen, gehen Sie zu meinem Vater, Exzellenz von Hellwang, in der Wilhelmstraße. Wer weiß zwar, ob er in dieser Zeit Ihnen raten oder gar helfen kann? Aber versuchen Sie's Haltern. Vater hat das Herz auf dem rechten Fleck. Und nun gottbefohlen!"

Sie zogen los. Durch die staubige Jungfernheide. Als die Wälle von Spandau hinter ihnen lagen, atmeten sie alle auf. Und einer, ein Berliner Webergeselle, stimmte sogar das schöne Lied an:


A.M

War wohl je ein Mann so frech — dsimderimserim,
Als der Bürgermeister Tschech — dsimderimserim.
Er erschoß ja um ein Haar — dil, dil, dil,
Unsers teures Königspaars — dil, dil, dil,
Denn er schoß der Landesmutter — bau, bau,
Durch den Rock ins Unterfutter — schrum, schrum.

Über die erste Strophe kam er nicht hinaus. Die Stimmung wurde wieder bleiern.

Neben Fritze marschierte ein Danziger Maler, ein gebildeter Mann. Er hatte die harte, oft grausame Behandlung auf dem Transport besonders schwer empfunden und sprach das offen aus. Aber schwerer drückte auf ihn die Überzeugung, daß nun doch alles vergebens gewesen, alles Blut umsonst geflossen sei. Kein Zweifel ja, das Militär hatte gesiegt. Und dann sprach er von der tiefen Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit und Freiheit; was den Kämpfern der Befreiungskriege an nationalen Rechten versprochen, wie wenig davon gehalten worden sei. Schweigend schritt Fritz nebenher. Der Kopf brannte ihm. Er konnte das alles gar nicht recht fassen. Denn jetzt war in ihm nur der eine Gedanke lebendig: wie schaffst du Muttern und den Geschwistern Brot?

„Sie antworten ja gar nicht, junger Freund!"

Ja so! Hatte der andere etwas gefragt? Fritz griff sich nach der Stirn, lächelte trübe: „Seien Sie nicht böse. Ich bin wohl noch zu jung, Sie recht zu verstehen."

„Gerade die Jugend muß uns verstehen. Die Jugend ist die Zukunft."

„Ich kann aber heute nur an die Gegenwart denken. Man hat mir den Vater erschossen, und ich muß die Sorge für die Meinen auf mich nehmen."

„Erzählen Sie!“ Und als er berichtet, fühlte er aus des ältern Händedruck, daß er einen neuen Freund gewonnen hatte.

Nun lag Plötzensee schon hinter ihnen. Die ersten grauen Häuserzeilen tauchten auf. Damit auch die Frage: Wie wird man uns empfangen? Mit Spott und Schande! Wenn der König auch amnestiert hatte, die Polizei behielt sicher ihr Auge über ihnen. Und wer konnte wissen, ob die Bewohner der Vorstadt hier nicht gerade so dachten, wie die Charlottenburger und Spandauer, die sie bespieen hatten!

Langsamer schritten sie aus, stiller und gedrückter, in die Dämmerung hinein — bis sie mit einem Male sich von einer jubelnden Volksmasse umringt sahen: „Hoch unsere tapfern Barrikadenhelden! Hoch die Sieger!“ und das kaum Glaubliche erfuhren: Die Truppen hatten die Stadt räumen müssen — auf Befehl des Königs. Bis sie dann an der nächsten Mauerecke die Proklamation lasen:

‚An meine lieben Berliner! Erkennt, euer König und treuester Freund beschwört euch darum, bei allem was euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden hinweg und entsendet an mich Männer voll des echten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sofort von den Truppen geräumt werden sollen . . .‘

Ein Jubel, ein Taumel, ein Rausch! An den Fenstern Illuminationslichter, die Straßen überfüllt mit frohlockenden Scharen, Trupp um Trupp, Arm in Arm die Männer.

Die Menge hatte Fritz von seinem Spandauer Leidensgenossen getrennt. Noch eine Minute stand er stumm vor dem

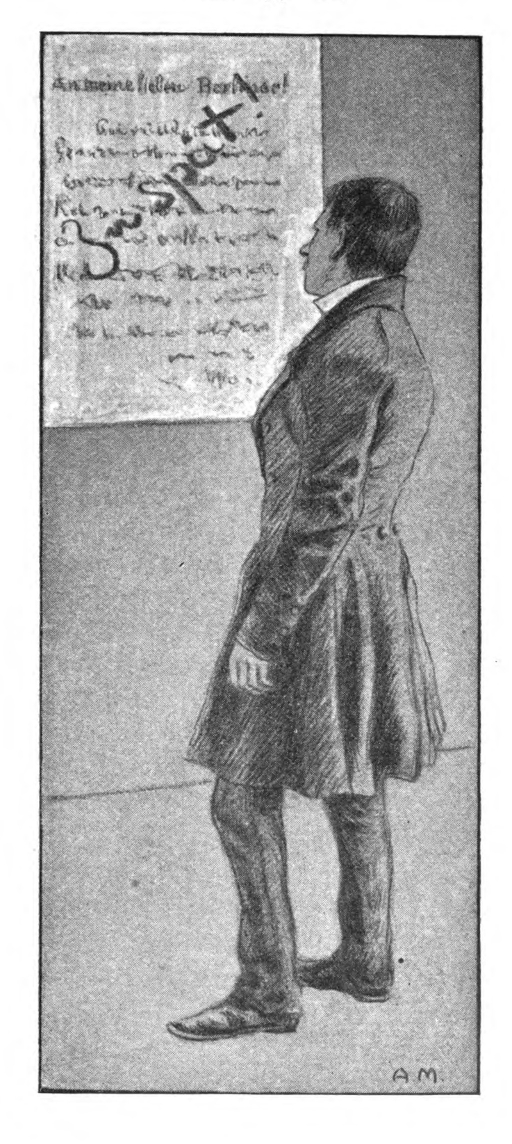
Anschlag. Es war da wieder etwas, was sein nüchterner Sinn nicht fassen, nicht begreifen konnte. Der König hatte weiteres Blutvergießen vermeiden wollen, ja! Aber Ordnung mußte doch erst sein und Gehorsam geschafft werden! Was der Vater dazu wohl gesagt haben würde?

Als er so noch stand, kam eine Rotte johlender Männer vorüber. Der eine hatte einen großen Mauerpinsel in der Hand und fuhr über den Anschlag hin. Da stand es nun in roten Buchstaben: „Zu spät“ — Und die Männer eilten weiter und sangen:

Die Republik! Die Republik!
Nun ist der Wall erstiegen!
Nun ist gerannt die Mauerlück —
Die Republik, die Republik —
Und uns're Farben siegen!

War das nicht derselbe Vers, den Fiekchen gestern gesungen hatte. Ein gewisser Freiligrath sollte das gedichtet haben, die Studenten verbreiteten das Lied . . . Gestern? Wirklich gestern? Ihm war's, als sei's vor einer Ewigkeit gewesen. Als liege eine Welt voll Erlebnissen, Erfahrungen dazwischen. Nicht klar das allein, nein, wie durch einen Schleier geschaut, verworren, Fragezeichen vorn und hinten, unerklärlich zum Teil, schreckensvoll zum andern, und über allem doch das Eine, Eigenste, Persönlichste: der Vater ist tot! Du mußt jetzt schaffen, arbeiten . . .

Er starrte noch einmal auf den Aufruf . . . ‚Hört die väterliche Stimme eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen . . .‘ Darüber das blutrot aufgepinselte „Zu spät“.


An meine lieben Berliner!
Zu spät!

Zu spät! Jetzt sah er nur das. Und sah's, als wär's eine Mahnung an ihn selbst. Und rannte, ohne noch einmal umzublicken, die Invalidenstraße hinab und die Chausseestraße hinauf, an dem rauchenden Trümmerfeld, wo die Artillerie-werkstätten gestanden hatten, vorüber, durch die johlenden, frohlockenden Volksmassen der väterlichen Wohnung zu. Nur die eine Angst im Herzen: zur Mutter! Zu den Geschwistern! Und daß Vater sein ehrliches Grab bekommt! — —

---

3. Kapitel.

Der junge Meister schloß die Tür der Werkstatt hinter sich ab und trat mit Konrad Spieske auf den Hof. Sie hatten noch eine Stunde nach Feierabend gearbeitet. Die drei andern Gesellen waren schon Punkt acht gegangen. Einen Augenblick blieb Fritz Haltern vor der Tür stehen, reckte recht wie ein Mann, der den Tag über scharf ins Zeug gegangen ist, die starken Glieder, ließ den Blick über den Hof wandern und sog in tiefen Atemzügen die laue Luft ein. Es war Herbst, aber warm wie im Frühling

„Die Beschläge da, Konrad, müssen also morgen um sechse nach dem Neubau. Nimmst den Albert mit. Ich fahr in der Früh nach Spandau.“

Der andere nickte. Er war stark gealtert in den letzten zehn Jahren, sah fast aus wie ein Vierziger. Die Stirn sehr hoch, die Haare an den Schläfen schon leicht ergraut.

„Kommst' noch mit 'rüber? Mutter hat dicke Milch —“

„Nee, Fritze. Dank schön. Ich geh nach Hause, will bald in die Klappe. Der dumme Husten . . .“

„Armer Kerl! Denk dran, was Mutter sagt: wer lange hustet, lebt lange!“ Es sollte scherzhaft klingen, doch der bekümmerte Blick strafte den heitern Ton Lügen. Seit der Konrad vor drei Jahren Sophie aus dem Tegler See gezogen

hatte, haperte es nun mal mit der Gesundheit. Heiß, wie er vom Tanzen kam, war er ins Wasser gesprungen, als das Boot mit den Mädels umschlug; die Sophie konnte das Schaukeln ja nicht lassen . . . „Solltest dich schonen, Konrad . . .“

Spieske lachte leise. „Wird schon so wieder werden. N'Abend auch.“ Dann blieb er doch wieder stehen. Ein wenig verlegen, fast zögernd, sagte er: „Du, Fritze, wenn du etwa morgen knapp sein solltest, ich kann warten . . .“

Über das junge frische Gesicht flog ein Schatten. „Dank schön, Konrad. Aber ich denke, ich kratz es schon zusammen.“

„Na, nur daß du's weißt, Fritze, es pressiert nicht. Gut'n Abend.“ Er nickte noch, und dann schob sich seine lange Gestalt über den dämmerigen Hof. Die Schultern etwas vorgebeugt, den Kopf hängend. Ein Hüsteln klang noch mal zurück.

Drüben flammte gerade die Lampe im Wohnzimmer auf. Die Mutter stand am Tisch und Marie daneben, mit den Tellern in den Händen. Silhouettenhaft hoben sich die beiden Gestalten ab. War das Mädel groß geworden! Wurde ja wohl auch bald zwanzig. Fritz nestelte das Schurzfell los und nahm es über den Arm, immer noch vor der Tür stehend, mit dem Rücken gegen die Pfoste. Wie das alles heranwuchs! Marie, die beiden Jungens auch. Ostern wurden sie konfirmiert. Wilde Rangen, helle Köpfe! Die lernten besser als er damals.

Damals! Wie lang doch solch Jahrzehnt erscheint, wenn es mit Sorgen vollgepackt ist. Der einzelne Tag vergeht wie im Fluge, dafür sorgt schon die Arbeit. Aber wenn man zurückschaut, ist's, als ob man in den paar Jahren ein ganzes



Leben durchlebt hätte. Sonst neigte er gar nicht zum Grübeln. Doch wie er jetzt drüben den matten Lichtschein der kleinen Lampe sah und die gebückte Mutter daneben und Mariens lustige Stimme hörte, überkam's ihn.

Schwere Zeiten. Anfangs zum Verzweifeln. Nicht ein Stück Brot oft im Hause, geschweige denn acht gute Groschen. Ein paar Flickarbeiten, fast aus Mitleid gegeben. Einmal hatte ihm die Innung sogar die Bude zumachen wollen, weil er nicht ordentlich gelernt hatte, und wer weiß, wie's gekommen wäre, wenn der treue Konrad nicht eingesprungen wäre. Ein ganz, ganz langsames Aufsteigen dann. Eigentlich erst in den letzten fünf Jahren, seit er das neue Türschloß herausgebracht hatte. Du mein Gott, wenn nur mehr gebaut würde, wenn es nicht solch trostlos schlechte Geschäftszeit wäre, jeder die Taschen zuhielt und stöhnte. Die Leute sagten wohl freilich: „Der Haltern hat Glück!" Vielleicht weil ich die neue Werkstatt riskierte und ein paar Gesellen einstellen konnte. Was wissen die Leutchen davon, mit wieviel Sorgen und Kummer! Wie oft ich mich schon gefragt habe: war's auch recht so? war's nicht zu gewagt? Und wissen die Superklugen und die Neidischen, wie oft noch heute die Sorge um das tägliche Brot bei uns anklopft? Wie oft ich dem Samstag ratlos gegenüberstehe! Morgen erst wieder!

Er nahm die Mütze vom Kopf, strich sich mit der umgekehrten Hand ein paarmal über die Stirn. Ja, morgen! Bisher war noch immer Rat geworden. Aber wie es morgen werden sollte, er wußte es nicht bis zur Stunde.

Die Teller klapperten. Mutter schalt mit der Marie. Je älter sie wurde, desto grämlicher und verdrießlicher war

sie. Rechte Freude hatte sie an nichts, immer nur Bedenken, Einwände und immer nur ein: früher war's anders! Anders und besser galt für sie gleich. Er stöhnte leise auf. „Wenig Sonne — wenig Sonne! —“

Dann ging er mit seinen schweren, gleichmäßigen Schritten hinüber.

Sie saßen schon um den Tisch, auch die beiden Jungens. „Gut'n Abend mit einander!“ sagte er kurz und trat in das Nebenzimmerchen, das er mit den Brüdern noch immer teilte, sich Gesicht und Hände abzuspülen. Äußerlich war's vielleicht das einzige, was er für sich von der Gymnasialzeit hinübergerettet hatte: er mochte die Arbeitsspuren nicht in die Ruhe mit nehmen. Schweigsam löffelte er dann die Milch aus der braunen Tasse. Wortkarg, wie fast immer, und ernst. Er wußte recht gut, gerade darum liebten die Geschwister ihn wenig. Vielleicht fürchteten sie ihn.

Nur die Mutter sprach. Langsam, mit schwerer Betonung, von Jahr zu Jahr mehr im Dialekt, oder fiel das nur so auf, weil er bei den Geschwistern streng auf ein gutes Hochdeutsch hielt. Den Schulmeister nannten sie ihn bisweilen. „Bist wieder all lang geblieben, Fritze. Hast dich woll wieder mit dem Spieske, dem Hüsterich, festgeredet. Husten kann'r. Aber mit's Arbeeten wird's woll man so-la-la sind. Wenn ick wie du wär . . .“

„Mutter, du weißt, so lang ein Stück Arbeit drüben und ein Stück Brot hier ist, gehört's dem Konrad zur Hälfte.“

„Ne, dein Dickkopp! Jadoch, ick weeß, ick weeß!“ „Solang 'n Stück Brot da is. Wer weeß aberst, wie lang. Vor drüben, da haste Geld. Vor die Probiererei und so. Aber

hier, da hapert's immer. Die Mieze muß 'n neues Kleed haben und 'n Umhang. So laß ick se nich mehr in de Kirche jehn. Man scheniert sich ja."

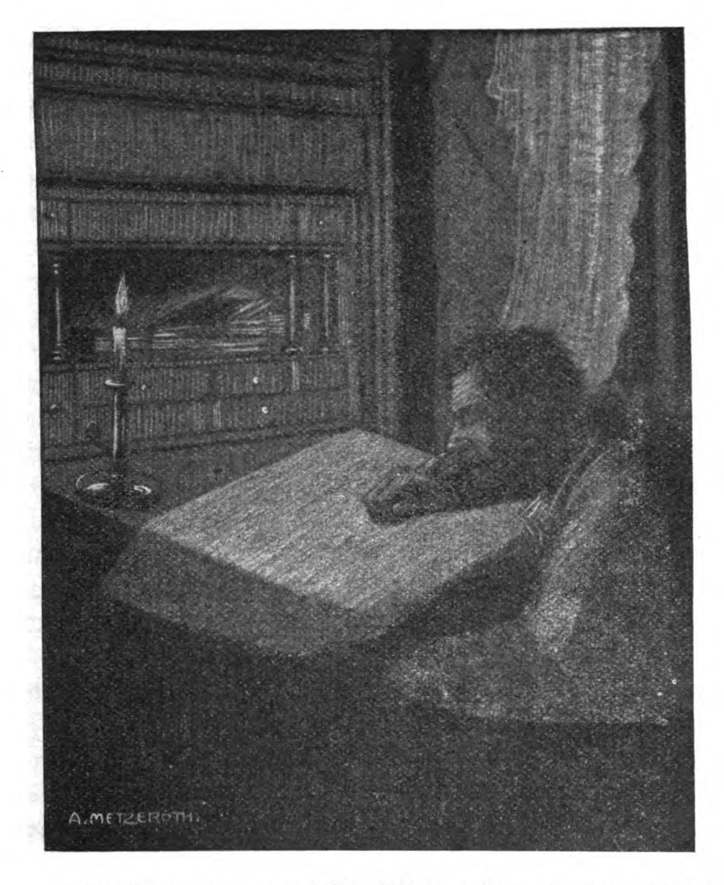
Er ließ den Blick über Gesicht und Gestalt der Schwester gehen. Sie war in vielen Stücken sein Liebling. Vielleicht war er deshalb doppelt streng gegen sie. Und so gern er ihr heiteres Wesen hatte, es war oft etwas wie Angst in ihm, ihr lebhaftes Temperament könne einmal mit ihr durchgehen. Nicht, daß er ihr eine Leichtfertigkeit zutraute, aber wohl eine Unüberlegtheit. So scharf faßte er sie unwillkürlich ins Auge, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg. Er hatte ein feines Empfinden für alles Schöne, und sie sah besonders reizend aus, wenn sich das zarte schmale Gesicht so bis unter das blauschwarze Haar rosig färbte.

„Ich brauch nichts, Fritz," sagte sie endlich zögernd.

Die Mutter lachte. Es klang fast höhnisch, und das verdroß ihn.

Rasch löffelte er den Rest in seinem Teller auf — er aß immer sehr schnell; „wer schnell ißt, arbeitet auch schnell", predigte er wohl gegen alle ärztlichen Grundsätze den Jüngern — und dann meinte er kurz: „Ein paar Wochen wird's wohl noch so gehn, Mutter. Die Zeiten sind schlecht, man muß die Groschen zusammenhalten."

Damit stand er auf, trat an den Schreibsekretär und klappte die Mittelplatte herunter. Marie brachte ihm das Licht; wie alle Abende, denn er arbeitete fast täglich bis in die Nacht hinein. Und wie alle Abende kamen die beiden Jungen und zeigten ihm ihre Schulaufgaben. So knapp ihm die Zeit oft war, dafür erübrigte er immer eine halbe Stunde.



Dann wurde es endlich still um ihn, nur durch das geöffnete Fenster tönte das leise Zirpen einer Grille. Er hatte ein paar Zeichnungen ausgebreitet, eine Geschützlafette mit Protze. Seit Jahr und Tag arbeitete er daran. In Spandau,

in den königlichen Werkstätten, hatten sie ihn beinahe ausgelacht, als er zum erstenmal mit seinen Plänen angerückt kam, der einfache Schlosser aus der Müllerstraße, der nie Artillerist gewesen, der überhaupt als ältester Sohn einer Witwe vom Dienst freigekommen war. Aber auf die Empfehlung von Exzellenz v. Hellwang hin hatten sie ihn doch wenigstens angehört. Jetzt, das wußte er, lachten sie nicht mehr. Ganz im geheimen war sogar schon eine der nach seinem Entwurf gefertigten leichten Lafetten in Probe genommen. Allerlei Ausstellungen hatten sich freilich ergeben.

Das Talglicht brannte nur trübe. Er mußte den Kopf tief hinabbeugen, um den feinen Linien der Zeichnung folgen zu können. Ja, hier, die Winkeleisen sollten verstärkt werden, und dort die Querverbindungen, dann, dann . . . Zukunftsbilder! Träume! . . . Und mitten in sie hinein plötzlich die brennende Sorge: wo nimmst du morgen die elenden paar Taler Lohn her? Den kleinen Kasten rechts zog er auf. Ein Fünftalerschein, etwas Kurant. Wie er auch rechnete und rechnete, es langte nicht hin, nicht her.

Draußen war die Grille verstummt. Der Wind wehte kühler durch die Fenster.

Dann klang es, wie ein Hauch nur, auf: ‚So dir geschenkt ein Knösplein was — So tu es in ein Wasserglas — Doch wisse, — Blüht morgen dir ein Röslein auf — Es welkt wohl schon die Nacht darauf — Das wisse!‘ . . . Ganz leise klang es, so süß und so weich und so sehnsüchtig.

‚Und hat dir Gott ein Lieb beschert — Und hältst du sie recht innig wert — Die deine — Es wird nur wenig Zeit noch sein — Da läßt sie dich so ganz allein — Dann weine!‘...

Die Worte waren nicht verständlich, nur die Melodie. So sang sie jetzt immer, abends, an der Ecke draußen, unterm Flieder. Sophie ... Noch immer sang sie die Lieder der Studenten, die oben bei ihrer Mutter hausten — Generation auf Generation. Aber sie waren anders geworden, die Studenten und die Lieder. Anders auch Sophie und anders die Art, wie sie sang. — Zehn Jahre ...

Er stieß den Kasten zu, stützte den heißen Kopf in beide Hände. Wie immer war das, gleich einem Ruf. Und er wollte nicht folgen. Wollte nicht, wollte nicht.

Und wie immer war's auch, daß er dann plötzlich aufsprang und auf leisen Sohlen zum Zimmer hinaushuschte. Gleich einem Dieb in der Nacht, als ob er's vor den Seinen verbergen müsse, daß in seinem arbeitsschweren Leben doch ein Blümlein erblüht sei, ihm, dem nüchternen Alltagsmenschen, dem Manne der harten Pflichterfüllung!

Der Mond stand voll am Himmel. Er leuchtete über den Hof und die Dächer, und er leuchtete durch den grünen Fliederbusch und auf den blonden glatten Scheitel, daß der fast wie Mattgold schimmerte. Auf der Bank dort saß sie. Für die Mutter hatte er selbst die Bretter zusammengeschlagen und doch bei jedem Hammerhieb heimlich gedacht: für Sophie. Die Hände hatte sie im Schoß zusammengelegt, den Kopf leicht vornüber gesenkt. So sang sie leise, verträumt vor sich hin. Auch sie nach harter Tagesfrone im stickigen Schneiderzimmer, sehnsüchtig nach einem kurzen Glücksstündchen. Und wenn dies Glück auch ungezählte Wermutstropfen barg ...

Sie rückte ein wenig zur Seite, wandte den Kopf, als er sich zu ihr setzte, sah ihm ins Gesicht und lächelte. Solch

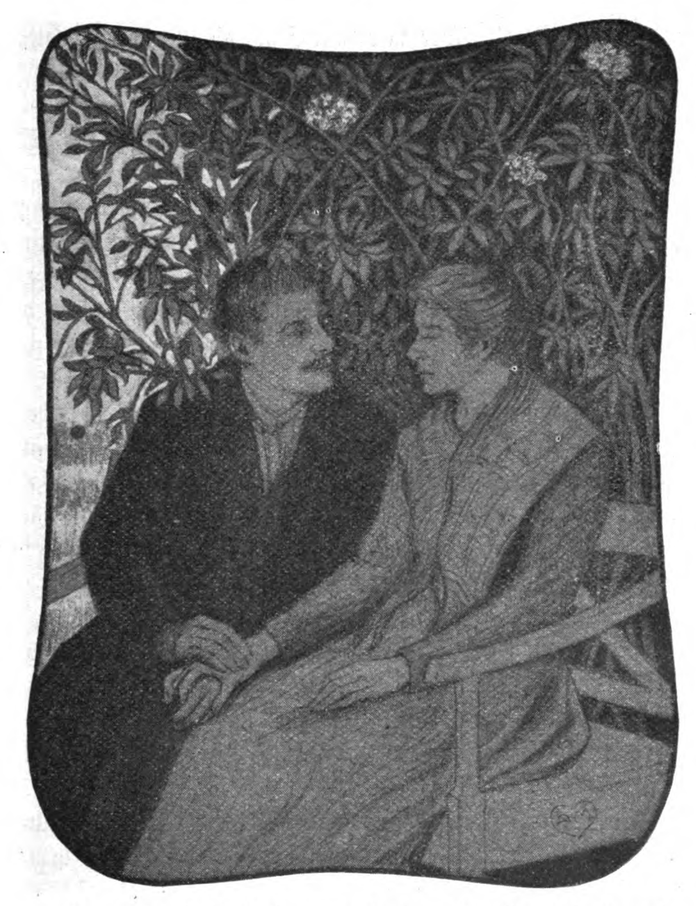
ein kleines scheues Lächeln, wie die Kinder lächeln, die gern fröhlich lachen möchten, aber nicht recht wissen, ob sie im nächsten Augenblick gelobt oder gescholten werden. Denn es kam wohl vor, daß er sie hart anließ: was störst du mich? Ich hab' keine Zeit zu vertändeln! Oder daß er mit schmerzvoller Herbheit plötzlich seine Lippen von ihrem Munde riß: Was soll der Unsinn! und bitter lachte: Ich darf ja nicht ans Heiraten denken — ich nicht!

War er's, der ihren Jugendübermut gebrochen? Hatten die Jahre das getan? Wo war die Zeit, da sie tollte und tanzte und lachte! Tanzte, daß die Röcke flogen; lachte mit einem Male ganz aus sich selbst heraus, daß Madame Schütze entsetzt in die Schneiderstube gestürzt kam: ‚Aber ihr Mädels! Was soll denn die Baronesse denken bei der Anprobe? Menagiert euch doch!‘

O, er hatte sie gelehrt, sich zu menagieren; er hatte sie gezwungen, wie er alles zwang. Aber es war die Seligkeit aller Seligkeiten, so gezwungen zu werden. Und wenn er auch wortkarg war, wie heute. Er nahm doch ihre Hand in die seine, strich mit seinen schwieligen Fingern, die trotz aller Arbeitszeichen lang und schmal blieben, sanft über ihre Rechte hin. Seine Schulter lag an der ihren, sie fühlte, daß sein Herz schneller pochte.

„Sing noch eins, Sophie — recht leise,“ sagte Fritz endlich.

„Was, Fritz?“ Doch da begann sie auch schon: ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen — Den schickt er in die weite Welt — Dem will er seine Wunder weisen — In Berg und Tal in Strom und Feld . . .‘



Er hatte das Lied gern, das wußte sie. Heute unterbrach er sie mit seinem leisen bittern Lachen: „Ja! Wem Gott will rechte Gunst erweisen! Wem! Ich möcht auch oft

hinaus, fort, fort! Aber mir, mir fehlt die Gunst. Ich lieg' festgekettet mit hundert Banden. Aber kommt's vielleicht doch, daß ich mein Bündel schnüren muß, dann ist's ganz gewiß nicht aus Gunst! Dann heißt's: ' in das Elend zieh'n. Ein ander Lied, Sophie."

Sie lächelte wieder ganz still vor sich hin, als sänne sie nach. Dann lehnte sie den Kopf noch fester an seine Schulter und sang mit ihrem gedämpften Alt: ‚Du, du liegst mir im Herzen, — Du, du liegst mir im Sinn; — Du, du machst mir viel Schmerzen — Weißt nicht, wie gut ich dir bin.'

Er ließ sie bis zu Ende singen, alle vier Strophen. „Das Lied ist gut und schön," sagte er dann. „Es paßt auch, wenn du willst. Bloß im dritten Verse, das paßt nicht, das von dem leichten Sinn. Wollte Gott, ich hätt' mehr leichten Sinn. Aber auf mir lastet's immer wie mit Zentnern. Du weißt schon —"

„Ja, Schatz . . ."

„Drum bin ich im Grunde allen unlieb. Bis auf zwei Menschen vielleicht: Konrad und du! Wunderlich genug, daß ihr beide zu mir haltet —"

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn: — „Weil wir dich lieb haben!"

Er ließ sich küssen. Aber bald machte er sich frei und saß neben ihr mit hängendem Kopfe, grübelnd und schweigend. Nur einmal sprach er, wie für sich: „Ihr beide! Ja, ihr beide . . ."

Sie hielt noch immer den rechten Arm um seinen Nacken, den Kopf zärtlich an den seinen. Doch um die vollen Lippen

zuckte es schmerzlich; mit der linken Hand griff sie seitwärts in den Flieder und riß ein paar Blätter heraus.

Heut war er arg. Gestern Abend hatte er noch von seinen Plänen erzählt, seinen Hoffnungen, und so lieb gemeint: ‚das sag ich aber nur dir, Fiekchen. Dir allein!‘ Und dabei hatte er sie an sich gedrückt. Da saß er nun aber, sann und sann, wollte nicht küssen. Und sie küßte so gern. Die ganze Nacht hätte sie hier sitzen mögen, im lichten Mondenschein, an ihn geschmiegt, so recht zärtlich, Mund an Mund! Man war doch jung — —

Fritz . . . Schatz . . .“

Ein wenig Vorwurf, ein wenig Scheu und viel, viel Sehnsucht lag darin. Er hörte es wohl heraus. Er hob den Kopf etwas, sah ihr ins Gesicht, in dem das Blut kam und ging, in die leuchtenden blauen Augen, über die sich die Lider senkten und gleich wieder hoben, auf die halbgeöffneten Lippen, hinter denen die festen weißen Zähne hervorschimmerten — er zuckte zusammen. Dann stand er plötzlich auf, stand kerzengerade — „Nacht, Sophie!“

„Fritz . . . lieber Fritz . . .“

„Gute Nacht —“

Da hing sie schon an seiner Brust, umklammerte ihn, suchte seinen Mund: „Fritze . . . bist böse? Was hab ich getan? Sag's doch, Fritze . . . und die Tränen schossen ihr aus den Augen.

Er schüttelte traurig den Kopf. Ihr sagen: ich wollte vor mir selber fliehen, das ging doch nicht. Sie hätte es auch kaum verstanden. Da lag eben eine Grenze zwischen ihnen, über die kein Weg führte. Leid tat sie ihm, leid zum

Herzbrechen. Aber sich nur nichts anmerken lassen, nur nicht weich werden. Ablenken irgendwie und dann so schnell wie möglich fort, in die Stube, dem ruhigen unschuldigen Schlaf der jungen Brüder lauschen.

„Böse, Sophie? Was du redest! Wie sollt ich? Bloß die Sorgen — die Sorgen. —"

Wie sie danach griff, sich an das Wort klammerte! Ihr Herz jauchzte. Aber das Gesicht wurde ganz ernst, und die Arme ließen ihn frei. Nur die Hände blieben auf seinen Schultern liegen. Verständig nachdenklich sah sie ihm in die Augen: „Ja — ja, morgen — Sonnabend! Ich versteh schon, Fritze. Der Lohn . . ."

Er nickte.

„Wieviel denn, Fritze? Fehlt dir viel?"

„An achtzig Taler." — Er nannte das ziemlich aufs Geratewohl.

Langsam glitten ihre Hände an seinen Armen herunter, immer mit demselben sanften, zärtlichen Druck, bis zu den Handgelenken. Die hielt sie ein Weilchen fest umspannt. Ihre Lippen hatten sich fest geschlossen, die niedrige Stirn war gekraust. So recht nachdenklich. Dann sagte sie plötzlich, ganz ruhig und sachlich: „Du, Fritze, wart mal 'ne Minute" — und fort war sie auch schon.

Fiekchen — wollte er rufen. Das Wort blieb ihm im Halse stecken. Er wußte, was da kommen würde, und Rührung und Dankbarkeit und Scham schlossen ihm die Lippen.

Da kam sie auch schon zurückgelaufen. Eiligst, ihr steifer Rock raschelte zwischen den Geräten. In den Händen hielt sie ein kleines graues Buch. „Fritze, hier! Fünf'nsiebzig sind's

bloß. S'waren schon neunzig, aber Mutter, weißt, brauchte neue Gardinen. Hier!

Wie etwas Selbstverständliches sagte sie es, und doch mit solcher Glückseligkeit. So recht wie ein guter Kamerad —

Das machte ihm das Nein so schwer. Er wußte, wieviel hunderttausend Stiche den kleinen Spargroschen zusammengebracht hatten, in wieviel Stunden in der heißen dumpfen Schneiderstube er erworben worden war. Er kannte den Wert auch dieser Arbeit. Und er fühlte, wie tief das Nein sie drücken würde. Vielleicht war's Torheit. Vielleicht war's Undankbarkeit. Aber es ging nicht. Sein ganzer Stolz empörte sich dagegen. Dabei war eine übergewaltige Zärtlichkeit in ihm, die ihm die Tränen in die Augen trieb. Mechanisch hatte er das kleine graue Buch in die Hand genommen, die Finger zitterten ihm vor Erregung. Nun gab er es ihr zurück: „Vielen Dank, gute Sophie, vielen, vielen Dank. Aber das kann ich nicht nehmen. —"

Ganz verständnislos zuerst sah sie ihm in die Augen. „Nicht nehmen?"

Er schüttelte den Kopf.

„... von mir nicht nehmen, Fritze? Du ... nicht von mir? Sollst mir's ja wiedergeben, Fritze ... später mal ..."

Wieder schüttelte er den Kopf.

Der blonde Scheitel sank ganz tief herab. Sie schluchzte auf. Nur ein einziges Mal, wie jemand, der ins Herz getroffen ist.

Einen Augenblick noch stand er steif und starr. Dann riß er sie an sich, küßte sie, auf den Mund, auf die Augen.

Sie lag in seinen Armen ohne sich zu rühren, mit geschlossenen Lidern, unter denen es heiß hervorquoll. Das Buch war zwischen ihnen zur Erde gesunken, in den Werkeltagsstaub.

Aber mitten im Rausch legten sich die kleinen grauen Blätter auf seine Seele. Er löste sich von ihr, bückte sich. —

Recht mitleidvoll, recht liebreich, recht verständig wollte er sein, und jedes Wort, das er fand, war doch für sie nur eine Grausamkeit. Denn wie er auch dankte und bat und erklärte, sie verstand ihn nicht, konnt es nicht. Ganz still stand sie da, aber in ihrem Gesicht zuckte es wie im Kampf. Und als seine Hand einmal zärtlich über ihren Scheitel gleiten wollte, wich sie einen halben Schritt zurück. Und dann wendete sie sich plötzlich um und lief über den Hof, ins Vorderhaus.

Ohne Abschiedswort, ohne sich umzuschauen. — —



4. Kapitel.

Kein Auge hatte er in der Nacht zugetan. Nicht der leiseste Zweifel war in ihm: das Sparbuch hatte er nicht nehmen dürfen! Jede Fiber seiner Seele sprach dagegen. Lieber bitten und betteln gehen von Pontius zu Pilatus. Aber er sah immer wieder Fiekchens trauriges Gesicht vor sich, und das tat ihm weh, schmerzlich weh. Dabei ärgerte er sich selbst: solch eine Torheit, ihr von seiner Verlegenheit zu sprechen. Er hätte das alles doch im voraus wissen können, sich und ihr die ganze dumme Sache ersparen müssen. Ob sie's ihm wohl lange nachtrug? Kaum. Sie küßte so gern. Wie sie küssen konnte! Liebe, gute Sophie. Ja, und doch, es war ja alles Unsinn. Diese ganze Liebelei. Unrecht dazu. Unrecht gegen sie, Unrecht gegen die Seinen, Unrecht gegen sich selbst. Das auch! Etwa heiraten, wie einst der Vater geheiratet hatte? Nein, schlimmer, denn der begründete erst eine Familie. Er aber hatte für vier Köpfe zu sorgen seit seinem siebzehnten Jahre. Das war die Pflicht. Es mußte schon schön sein, solch liebes Weib am eigenen Herd zu haben. Aber wer vorwärts will, darf sich zu seinen Lasten nicht neue aufladen. Lasten? Es sind doch einmal Lasten, wie man's drehen und wenden mag! Nur ein Narr kann sich vorspiegeln, daß Pflicht und Liebe sie leichter machen. Da heißt's immer — so oder

so — tragen, tragen, tragen. Als ob er nicht schon genug zu tragen hätte!

Im ersten Morgendämmern war er doch wohl in einen kurzen Halbschlummer gefallen. Aber selbst in den hinein verfolgte ihn die Sorge für den nächsten Tag. Unruhig warf er sich hin und her und dachte, zwischen Schlafen und Wachen, an die Lohnzahlung und die Blamage, wenn er in die Werkstatt treten sollte ohne Geld. Nein, das mußte geschafft werden! Mußte —

Als er dann aufwachte und, sich die Augen reibend, nach der Uhr sah, war's fünf. Die beiden Buben schliefen noch fest mit den beneidenswert ruhigen Atemzügen der Jugend. Nebenan rumorte es schon. Mieze kochte wohl die Morgensuppe und räumte auf. Fleißig war sie. Von früh bis spät, alles was wahr ist, ein tüchtiges Mädel. Wer die einmal zur Frau kriegte, konnte zufrieden sein. Aber freilich, auch da war ja wieder eine Sorge. Ob sie so recht zu einem einfachen Handwerker passen würde? Einfach genug war sie erzogen, haushälterisch, streng. Aber immer war ein starker Trieb in ihr gewesen, mehr zu lernen, vielleicht mehr als gut ist. Vaters Erbe wahrscheinlich. Sie schmökerte jede freie Minute. Wo sie die Bücher nur immer herbekam? Neulich — wie hieß das doch — „Ritter vom Geist“, dicke Bände, über denen sie mit hochroten Backen gesessen hatte — Romane! Unsinn —

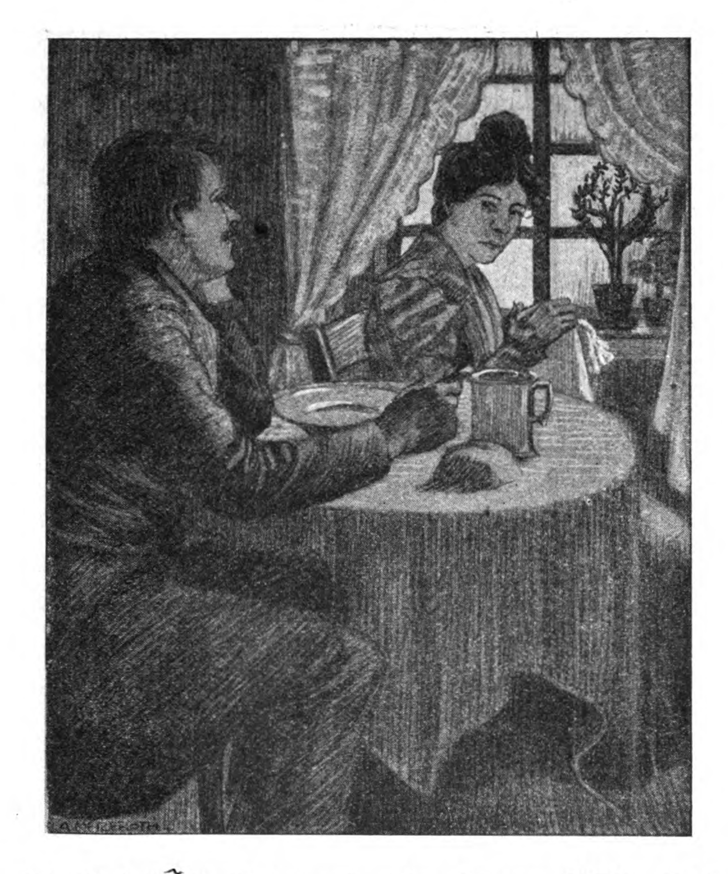
Er stand auf, leise, um die Jungens nicht aufzustören. Die brauchten ihren Schlaf, hatten noch eine gute Stunde Zeit. Wie ruhig sie da lagen. Das war doch bei allen Sorgen, eine Freude, wie die gediehen, an Geist und Körper

kerngesund und tüchtig. Besonders der August. Ein Prachtbengel, der.

Nebenan war es ein paar Augenblicke stiller geworden, aber dann klang wieder der Schwester Stimme auf. Singen konnte sie nicht wie Sophie, bewahre! Aber es lag etwas Eigenes, Kräftiges und doch Weiches in ihrer Stimme, wenn sie so, wie jetzt, vor sich hinsprach, Verse natürlich wieder. Mein Himmel, warum auch nicht? Hatte er nicht selbst einst im Wohllaut Schillerscher Strophen geschwelgt? Lang, lang war's freilich her. Nur einzelne Worte, Bruchstücke von Sätzen konnte er verstehen: ‚Und wann ist Lieb' am reichsten? — Das ist sie, wenn sie gibt —.'

Er hielt doch inne beim Anziehen und lauschte auf: ‚Mein Herz, ich will dich fragen, — Was ist nun Liebe? Sag — Zwei Seelen und ein Gedanke, — Zwei Herzen und ein Schlag!' Noch einmal wiederholte sie das, seltsam, innig, so süß und heiß, daß es ihm ins Herz schnitt. Woher das Mädel das Lied hatte? Er kannte es nicht. Und wie sie es sprach, mit solch' eigener Empfindung, fast wie etwas Selbsterlebtes.

Als er einige Minuten später ins Wohnzimmer trat, saß Marie schon am Fenster und stickte an einem der Kissen, die sie für Lehmuß in der Breiten Straße arbeitete. Gleich aber stand sie auf und holte ihm die Suppe. Dann setzte sie sich wieder und nahm die Arbeit wieder zur Hand. Nur einen kurzen Gruß hatten sie gewechselt. Sie sprachen sonst in seiner knappen Frühstücksviertelstunde fast nie mit einander. Er hatte ja immer schon den Kopf voll von den Arbeiten und Sorgen des Tages. Auch heute brockte er zuerst hastig



sein Brot in die Suppe und nahm ein paar Löffel. Doch dann sagte er plötzlich — und sie erschrak ein wenig, als er sie ansprach —: „Du, Mieze, was war denn das für ein Gedicht, das du eben deklamiertest?“

„Ich —?“

„Ja — Du!“

Sie blinzelte wie scheu zu ihm hinüber, als ob sie sich vergewissern wollte, ob er auch nicht böse sei. So sah er aber eigentlich nicht aus. Höchstens nachdenklich. — „Das, ach, weißt du, das war ein Gedicht von Halm.“

„Halm? Kenn ich nicht. Du, Mieze, sag's doch noch mal auf —“

„Ach, laß doch . . .“ Das Blut kam und ging über ihr hübsches Gesicht. Sie stichelte wie mit verdoppeltem Eifer in den Kanevas.

„Sag's doch . . .“

Es war wohl selten, daß der Bruder ernstlich bat. Sie wagte nicht, länger zu zögern. Aber während sie nun, die Hände über der Arbeit zusammenfaltend, die Worte der Parthenia sprach —

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe? Sag'! —
  Zwei Seelen und ein Gedanke,
  Zwei Herzen und ein Schlag!
  Und sprich: Woher kommt Liebe?
Sie kommt, und sie ist da!
Und sprich: Wie schwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geschah!

kam es wie stilles Feuer über sie. Ihr schlanker Oberkörper richtete sich empor, das Antlitz hob sich, der Blick der blauen schöngeformten Augen schien ins Weite zu dringen. Und die Stimme klang wieder mit so eigenem Schmelz, weich und doch in starken Akzenten.


A. METZEROTH. 08.

Fritz Haltern hatte den Löffel aus der Hand gelegt. Er beachtete, bemerkte zwar nicht die Begeisterung, mit der die Schwester sprach, nicht die überraschende Schulung des Organs, nicht, daß sie sogar das r nach Schauspielerart rollend herausbrachte. Aber das Gedicht selbst fesselte ihn desto stärker. Es mußte wohl in ihm, dem eigentlich ganz unpoetisch Veranlagten, irgend welche besondere Saiten anklingen lassen.

Als sie schwieg und ihre Stichelei aufnahm, sah er ein paar Augenblicke sinnend vor sich hin. Dann löffelte er seine Suppe aus und stand auf. Sie dachte er würde nun gehen. Doch er machte sich noch an dem Schreibsekretär zu tun, kramte in seinen Papieren und Zeichnungen. Plötzlich sagte er: „Das ist ein schönes Gedicht. Woher kennst du das denn, Mieze?“

Das Blut schoß ihr wieder in die Stirn. Eine Sekunde schwankte sie, was sie antworten sollte. Aber sie wußte: jede Lüge war ihm in den Tod verhaßt; und so leicht er sonst versöhnt war, ertappte er einen von ihnen auf Unwahrheit, dann trug er's wochenlang nach. „Ich hab' das Stück im Schauspielhaus gesehen. Der Sohn der Wildnis heißt es.“ — Es kam sehr befangen heraus und sie fügte hastig hinzu: „Mutter hat's erlaubt. Ich hatte ein Freibillet.“

Sie erwartete eine Rüge, eine heftige Zurechtweisung. Nicht aufzusehen wagte sie. Aber er sagte nichts als: „So, so! Ein schönes Gedicht. Das Stück möcht' ich auch mal seh'n.“ Dann freilich doch, schon mit der Mütze in der Hand: „Woher hattest du das Freibillet?“

Wieder zögerte sie, und wieder wagte sie nicht, direkt zu lügen. „Sophie hat's mir verschafft,“ meinte sie endlich.

„Von dem Bergendorf, der bei ihnen wohnt. Weißt du, er schreibt so für Zeitungen.“

„So, so! Der Bergendorf —!“ Seine Gedanken mußten wohl schon anderswo sein. Er fragte nicht weiter, schloß den Sekretär ab. „Sag' Mutter, ich wüßte nicht, ob ich um 12 Uhr zurück sein kann. Sie möchte mir's Essen warm stellen. Morgen, Mieze —“

Gegen Mittag war's, und die Wache vom Garde-Reserve-Regiment kam gerade mit klingendem Spiel die Linden entlang maschiert, als Fritz Haltern dort an der Ecke der Friedrichstraße stand. Den ganzen Vormittag war er von Pontius zu Pilatus herumgelaufen, um sich das fehlende Geld zu schaffen. Hier war ihm unter allerlei Vorwänden für schon gelieferte Arbeit Zahlung verweigert worden, dort hatte man ihm einen kleinen Vorschuß auf eine Bestellung abgeschlagen. Das Geld war überall knapp. Zum Verzweifeln —

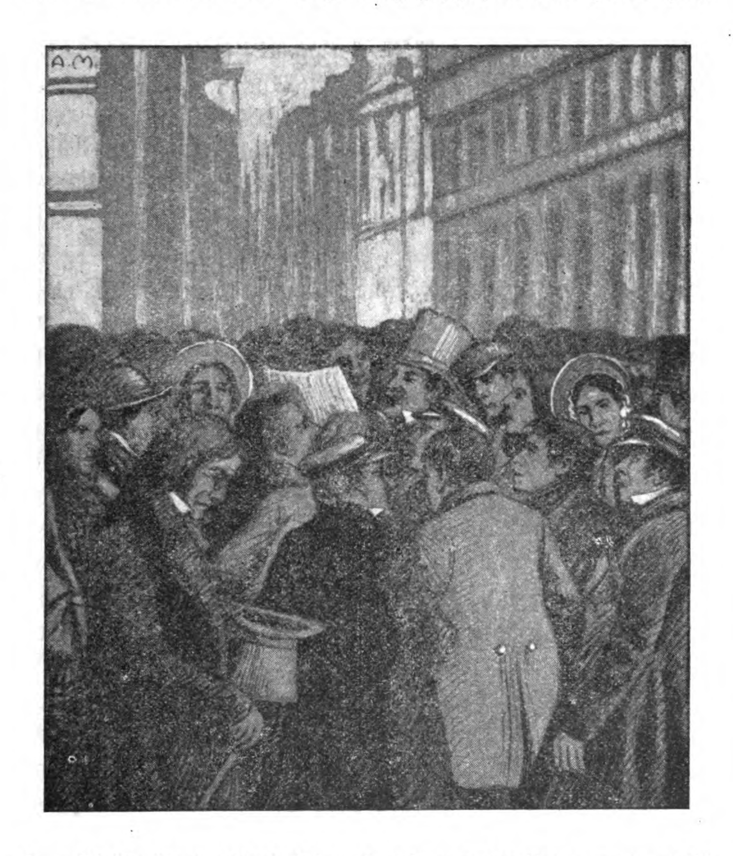
Als er so da stand und, ganz verzagt und ratlos, auf die vorübermarschierenden „Maikäfer“ starrte, grüßte ihn mit einem kurzen Degenwinken der Offizier an der Spitze der Königswache und nickte ihm zu. Er griff hastig an die Mütze. Hellwang, Waldemar Hellwang? War das ein Schicksalswink?

Leicht wurde es ihm nicht, bei den alten Herrschaften vorzusprechen. Sein ganzer Stolz sträubte sich dagegen, gerade weil sie immer gleich gütig gegen ihn gewesen waren. Gerade der Güte halber, die sie selbst doch nie betonten. Immer wieder sah er sich als der halbwüchsige junge Mann dort in der Wilhelmsstraße, das Herz erfüllt von heller Ver-

zweiflung, anpochen. Nicht viel besser als der richtige Bettler, denn zu Haus war auch nicht ein Stück Brot. Und er brachte nichts mit zu seiner Legitimation als einen Gruß vom Herrn Leutnant, dem frühern Schulkameraden, und noch dazu „aus den Kasematten von Spandau". Immer wieder sah er den fragenden zweifelnden Blick, den die alte Excellenz mit der Gnädigsten anstauschte. Ein Vierteljahr später hatte er die 25 Taler zurückgebracht. Aber er hatte jeden Groschen sich und den Seinen abgedarbt. Dann waren die alten Herrschaften eines Nachmittags draußen vorgefahren, hatten sich umgesehen mit ihren klugen vier Augen: „Wenn Sie mal in Verlegenheit sind, Haltern, Sie wissen, wo wir wohnen ..." Und als er die neue Werkstatt baute, hatte er wirklich, mit zusammengebissenen Zähnen, den Weg gemacht. Das war auch pünktlichst zurückbezahlt worden. „Können Sie's auch, Haltern? Es pressiert nicht —", und dann hatte der General ihm geholfen nicht mehr mit Geld, aber mit allerlei Empfehlungen. Er wußte, dorthin ging er nicht vergebens. Aber es demütigte ihn tief, seine Verlegenheit dort gestehen zu müssen.

Während das alles vor seinem geistigen Auge vorüberzog, war er schon die Linden heruntergegangen und wollte in die Wilhelmsstraße einbiegen, als ihn eine starke Menschenansammlung aufhielt. Ein Mann stand in der Mitte und las aus einem Zeitungsblatt vor. Unwillkürlich blieb er stehen und lauschte hin: „Der König erkrankt — der Prinz von Preußen mit den Regierungsgeschäften beauftragt." Der Mann las weiter. Die Menge um ihn herum war ganz still, einige hatten den Kopf entblößt.

„. . . Da ich nach Vorschrift der Ärzte mich wenigstens drei Monate von allen Regierungsgeschäften fern halten soll,



so will ich Euer Königlichen Hoheit und Liebden, wenn nicht wider Erwarten meine Gesundheit wiederum befestigt werden

sollte, während dieser drei Monate meine Stellvertretung in der obern Leitung der Staatsgeschäfte übertragen.'

Fritz Haltern war kein Politiker, keiner von den Kannegießern, die an der Bierbank lobten oder schalten. Nicht einmal eine Zeitung laß er regelmäßig. Auch jetzt packte ihn das, was er hörte, keineswegs sonderlich. Der König war eben krank, wie es andere Menschen auch bisweilen sind; voraussichtlich wurde er wieder gesund. Daß er seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, für sich eintreten ließ, war eine ganz natürliche Anordnung. Aber eins fiel ihm doch auf, wie er da stand unter der immer mehr anschwellenden Menschenmasse und der Mann in der Mitte immer wieder aus dem druckfeuchten Extrablatt las: wie ruhig, fast andächtig die Leute lauschten, wie sich ein Kopf nach dem andern entblößte, wie dann ein Murmeln menschlichen Mitgefühls durch die Menge lief: „Der arme König krank — die arme Königin — eine andere Zeit kommt . . ." Und er dachte daran, wie sie vor zehn Jahren denselben König gehöhnt hatten und den Prinzen verfolgt mit Haß und Ingrimm als den verächtlichsten Volksfeind. Sein Palais dort unten am Opernhause hatten sie ja wohl niederbrennen wollen, und wenn er nicht rechtzeitig nach England entkommen wäre, wer weiß . . .

Zehn Jahre! Das war's! Die Menschen waren anders geworden. Der Bergendorf, der damals mit ihm in Spandau gewesen war, schrieb ja jetzt auch in der Kreuz-Zeitung, dem konservativen Blatte.

Viel Gedanken machte sich Haltern nicht über den ganzen Zwischenfall. Ja, als er vor dem schmalen Hause nahe der Leipziger Straße stand, hatte er ihn fast vergessen. Er dachte

nur noch: Not lehrt nicht nur beten, lehrt auch bitten. Aber das Bitten ist schwer, sehr schwer ...

Jawohl, die Herrschaften sind zu Hause, sagte der grauköpfige Diener mit dem glattrasierten Gesicht. Der war der gleiche geblieben in den zehn Jahren; nur die Warze auf der Nase war wohl gewachsen, und er stieg ein bißchen langsamer die Wendeltreppe hinauf. Und die alten Herrschaften saßen wie damals an dem runden Mahagonitisch in der blauen Stube Ihrer Exzellenz. Aber zwischen ihnen saß ein hübsches Kind mit blonden Propfenzieherlocken. Zwölf Jahre mochte sie sein oder etwas darüber, war aber schon fast wie eine Dame angezogen; um ihre Knie bauschte es sich sogar schon wie eine kleine Krinoline, und sie blickte mit neugierigen Augen auf Haltern, als er, die Mütze in der Hand, eintrat

Auf dem Mahagonitisch lagen diesmal nicht die Patiencekarten, sondern dasselbe Blatt lag da, aus dem der Mann an der Lindenecke vorgelesen hatte, und Haltern sah gleich, die Herrschaften hatten soeben darüber gesprochen. Natürlich, sie standen ja dem Hofe nahe.

Gewiß, er kam recht zur ungelegenen Stunde. Es genierte ihn, und mehr noch genierten ihn die neugierigen Augen des kleinen Mädchens, das dasaß wie eine artige Puppe in ihrem schottischen Kleide mit den roten Sammetschleifen an der Achsel. Am liebsten hätte er gleich wieder Kehrt gemacht. Aber da streckte ihm der General schon die Hand hin: „Nun, Haltern, sieht man Sie auch einmal wieder? Machen sich ja so rar! Hab erst neulich mal zu meiner Frau gesagt: wie's wohl dem Haltern geht? Nicht, Annaluise?“

Und er rückte mit der Linken an dem schwarzen Tuchkäppchen auf seinem weißen Haar, und die Gnädigste nickte Haltern zu: „Wir hatten sogar schon vor, 'mal zu Ihnen hinauszufahren. Mais, mon Dieu, wer so viel Zeit hat, wie wir, hat fast nie Zeit. Wie geht's, Herr Haltern? Aber was frag ich?“ Sie lächelte, nickte wieder, daß der feine Spitzenschmetterling auf ihrem Häubchen ein wenig wackelte. „Gut sehen Sie aus, Herr Haltern“ — und drohte scherzhaft mit dem beringten Finger. „Ihnen gucken die jungen Mädchen aus der Chausseestraße gewiß nach. —“

„Annaluise,“ sagte der General wie verweisend und lachte doch. „Mach mir unsern jungen Freund nicht eitel! Also, lieber Haltern, haben Sie's geahnt, daß wir gratulieren können? Ich traf heute den Kriegsminister bei Habel — ja! — und ich denke, die Sache ist perfekt mit der Lafette. Wenigstens auf eine umfangreiche Probebestellung können Sie rechnen; etwa 300 Stück, mein ich.“ —

Das Blut schoß dem jungen Mann ins Gesicht vor Stolz und vor Freude. Seine Brust weitete sich in einem tiefen Atemzuge. Es dauerte eine Weile, ehe er herausbrachte: — „das danke ich nicht zuletzt der Fürsprache Eurer Exzellenz.“ —

„Ach, lari fari, das danken Sie sich selbst, mein Bester. Aber nun, bitte, was führt Sie gerade heut zu uns?“

Plötzlich sah Haltern wieder die blauen Augen des Mädchens auf sich gerichtet. Sie genierten ihn. Es war ja ein Kind, aber er vermochte in dessen Gegenwart sein Anliegen nicht über die Lippen zu bringen. So neugierig starrte sie ihn an. Offenbar suchte sie sich vergeblich einen Vers darüber zu machen, wer er war und was er wollte. Es entstand eine

kleine Pause. Er drehte seine Mütze ein paarmal in den Händen. Dann ärgerte er sich, daß er sich so linkisch benahm, und hielt die Arme auf den Rücken.

Der alten Dame entging seine Verlegenheit nicht und nicht deren Grund. „Marion," sagte sie, „gib dem Herrn die Hand. Und dann, ma chérie, lauf einmal fix und frag die Lisa, ob die Hühner zum Abenbrot schon gerupft sind."

Artig stand die Kleine auf. Artig streckte sie ‚dem Herrn' die Hand hin; artig machte sie einen Knix — alles doch ein wenig zögernd. Die Großmama erklärte währenddessen: „das ist unsere Marion, unseres ältesten Sohnes Töchterchen." Es war fast wie eine Vorstellung.

Der General schien ein wenig ungeduldig. Er hatte seine Brille aus dem roten Sammetfutteral herausgenommen, das immer neben ihm auf dem Tische lag, sie aufgesetzt, das Extrablatt herangezogen. Aber er guckte über dessen obern Rand hinweg, und als der Blondkopf verschwunden war, sagte er: „Ihr macht alle viel zu viel Wesens von dem Gör. Aufgeputzt hat sie die Loni wieder wie ein Pfingstöchslein. Dann gleich: „also nun, Haltern, heraus mit der Sprache!"

Mühsam brachte der sein Anliegen vor. So gut er sonst sprechen konnte, das Bitten wurde ihm gar zu schwer. Und er sah auch, wie der alte Herr zu der Gnädigsten hinüberblickte und wie die ein paarmal nickte.

Exzellenz hatte sich weit zurückgelehnt in den Sessel, die Brille wieder abgenommen und hielt sie samt dem Zeitungsblatt in den weißen, ein wenig behaarten Händen auf dem Schoß. — „Na ja, Haltern, versteht sich! Gern! Ihnen gern. Ich will Sie nicht loben. Junge Leute können Lob selten

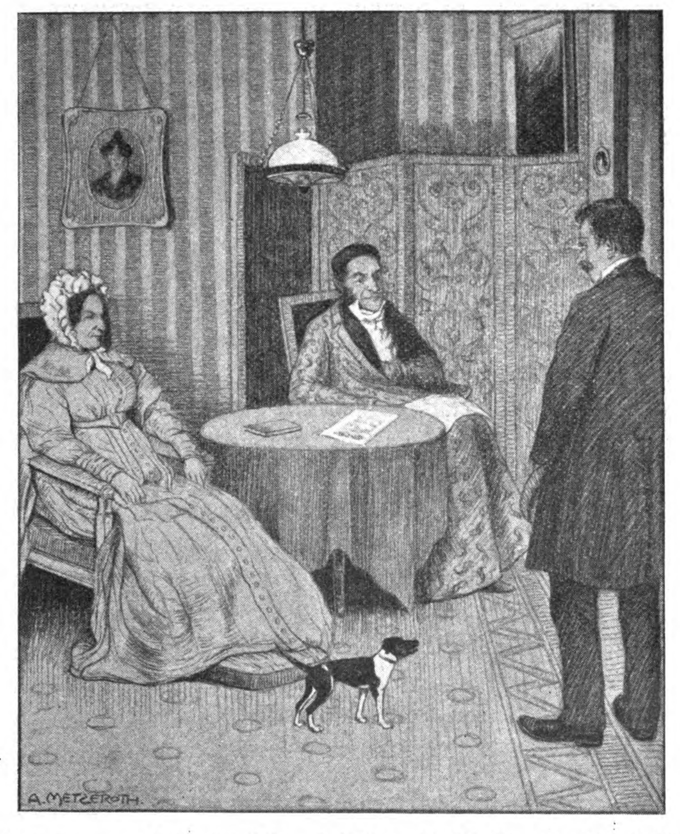
vertragen. Entweder sie nehmen's übel, oder es steigt ihnen zu Kopfe, oder beides. Aber wir haben's ja erlebt, wie Sie sich herausgearbeitet haben aus der schlimmsten Misere. Alle Hochachtung! Das ist also abgemacht. Nur — wissen Sie! Aber setzen Sie sich doch, Mann — da, bitte. Eigentlich ist damit recht wenig abgemacht, und ich bin mein Lebtag kein Freund von halben Sachen gewesen. Seh'n Sie, Haltern, in vier Wochen ist's vielleicht dieselbe Geschichte, vielleicht schon in acht Tagen. Das geht doch nicht. Und nun der Auftrag vom Fiskus, so etwas zieht ja dann meist auch weitere Bestellungen nach sich — wie denken Sie sich das eigentlich?"

Er hatte doch wieder die Mütze zwischen den Händen und drehte sie hin und her. Aber er sagte freimütig: „Exzellenz, das weiß ich im Augenblick noch nicht. Indessen darf ich wohl hoffen, wenn ich den Auftrag erst fest habe, einigen Kredit zu bekommen —"

„Zu Wucherzinsen vielleicht. Nee, mein Freundchen."

. . . „Also, Annaluise, nun hole mal erst deine weltberühmte Kassette und rücke mit einem Hunderttalerschein heraus, und dann wollen wir weiter sprechen." . . . „Sehen, Sie, Haltern, Sie kommen heut' zu einem besonderen Tage, und das macht das da" — er ließ das Zeitungsblatt knisternd ein wenig durch die Finger gleiten. „Daß unser allergnädigster König und Herr" — mit einem leichten Lüften des Käppchens — „so schwer erkrankt ist, wohl unheilbar, wie man sagt, ist tief schmerzlich. Aber daß der Prinz von Preußen die Zügel der Regierung aufnimmt, das hat mein altes Herz so sehr beglückt. Sie können das nicht wissen: ich hab' ihm einst nahe stehen dürfen und ich verehre ihn als — schlechthin — als den

besten Mann. Es wird eine neue Zeit kommen, manchem gewiß zum Schmerz, vielen zum Segen. Vor allem der



Armee — und wenn Ihre Lafette wirklich so gut ist wie ich höre, kann diese neue Zeit auch Ihnen goldene Früchte bringen."

Excellenz Hellwang sprach gern, wenn ihm ein Thema paßte. Die Gnädigste aber war etwas ungeduldiger Natur. Zum Schrank war sie gerauscht und zurückgekommen mit dem Bronzekästchen, hatte es aufgeschlossen und einen Hunderttalerschein vor sich hingelegt. „Also, Theodor, mach's doch kurz, also —“

„Gleich, Annaluise! Nämlich, lieber Haltern, nämlich sie ist eigentlich auf die Idee gekommen. Ich will deine Rechte nicht verkürzen, Annaluise. —“

„Aber, Theodor —“

„Laß doch nur! Nämlich, sie hat da vor dem Schlesischen Tor, hart am Wasser, ein Grundstück. Ertrag bringt's nicht, und da sie spekulativ ist, wie die meisten Frauen, wenn sie in die Jahre kommen — pardon, Annaluise, aber an der Tatsache ist doch nichts zu ändern —, so will sie es Ihnen gegen ganz geringen Zins — vorläufig — zur Verfügung stellen. Und da ich mich von meiner Frau unmöglich übertrumpfen lassen kann — nämlich, ein wenig Herr im Hause möchte ich doch bleiben — so will ich Ihnen bei Schickler zu fünf Prozent einen Kredit auf vorläufig 3000 Taler eröffnen, wofür Sie mir freilich als Sicherheit das verpfänden müßten, was Sie auf das Grundstück hinstellen. —“

Als ob das ganze Zimmer ein Feuerrad geworden wäre, so drehte es sich vor Halterns Augen. Ein eigenes Grundstück, dreitausend Taler bar Geld — das bedeutete nicht mehr eine Werkstatt, das war eine kleine Fabrik! Hörte er nicht schon die Maschinen rasseln und die Dampfmaschinen schnauben! Die Schmiedefeuer sah er glühen und die Männer davor, seine Arbeiter, mit den Schurzfell und den Hämmern. Sich

mitten unter ihnen. Und sich dann wieder im Kontor nebenan, am Zeichenbrett, die Flut von Ideen und Entwürfen, die in ihm gärte, zu verwirklichen. — Eine tiefe Dankbarkeit quoll in ihm auf gegen die beiden gütigen alten Leute. Er beugte sich vor, um die Hand der Gnädigsten zu fassen. Er stammelte ein Dankeswort.

Und dann, ganz plötzlich, kam es wie ein Rückschlag über ihn. Kühlste Überlegung, ein Gefühl fast der Abwehr. Sich abhängig machen! Sich fremde Hände unter die Füße schieben lassen, zeitlebens womöglich der dankbare ergebene Diener bleiben — entsetzlich! Er fühlte ganz deutlich, wie häßlich der Gedankengang war. Es empörte ihn, daß er nicht von ihm loszukommen vermochte, aber der war stärker, als alles andere in ihm. Er konnte nicht mehr zurück, er wollte das auch gar nicht. Das wäre ja unverantwortlich gewesen — solch eine Gelegenheit emporzukommen, bot sich ihm nie wieder im Leben, nie! Aber nur so bald als möglich diese Dankesschuld loswerden. Arbeiten, daß das Blut unter den Nägeln hervorspritzte, bis das letzte Zehngroschenstück zurückgezahlt war. Und auch jetzt, sowie es irgendwie ging, das Ganze möglichst in ein ruhiges geschäftliches Fahrwasser hinüberleiten. Kaltes Blut, Fritz Haltern! Bei Gott, die guten alten Herrschaften sollten nicht einen Pfennig verlieren, sollten ihre Zinsen auf Tag und Stunde erhalten — gewiß! Aber sich jetzt nur nicht vom Augenblick zu irgend welchen Überschwenglichkeiten fortreißen lassen. —

Ruhiger sprach er noch einmal seinen Dank aus. Dem General gefiel es wohl gerade, daß er nicht blindlings einschlug, sondern allerlei Bedenken vorbrachte, kleine Verständig-

keiten, wie er die Verzinsung würde aufbringen können, und daß er mindestens im ersten Halbjahr, während der Einrichtung, keine Miete für den Platz zu zahlen imstande sei, und daß er den überhaupt erst sehen müsse.

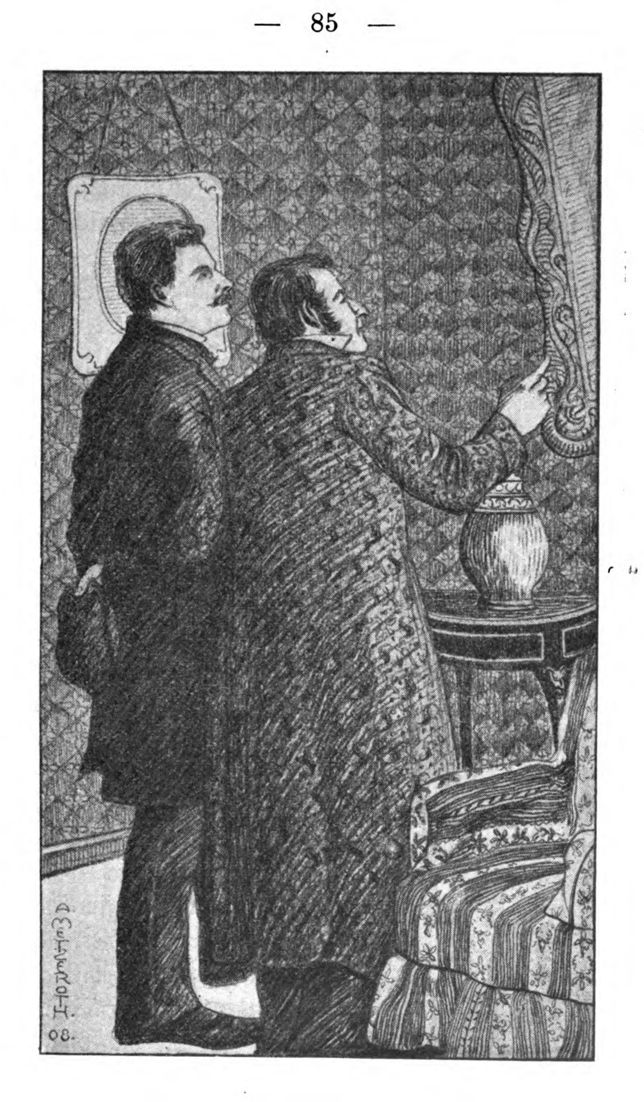
Es entspann sich darüber eine förmliche Debatte, die von dem alten Herrn mit sichtlichen Behagen geführt wurde. Die Gnädigste aber rückte währenddessen immer ungeduldiger hin und her, bis sie endlich lebhaft unterbrach: Wenn der Haltern mir keine Pacht zahlen kann, dann kann er's eben nicht, und ich verzichte —"

„Exzellenz verzeihen, es muß doch alles seine Ordnung haben."

„Sehr richtig, Haltern!"

„Ach was — Ordnung!"

„Exzellenz, ich darf Ihre Güte doch nicht als ein Geschenk ansehen . . ." Er bereute das Wort sogleich, denn er sah, wie über das rosige Gesicht der Greisin ein Schatten flog. Sie blickte ihn erstaunt und fragend an, fast als wollte sie sagen: Bist du etwa so hochmütig, daß du ein Geschenk von uns nicht annehmen würdest? Aber dann, nach einem kurzen Nachsinnen, sprach sie ruhig: „Sie haben wohl recht, Herr Haltern. Ich wollte sie nicht kränken." Es lag etwas wie Selbstüberwindung in den Worten, und das imponierte ihm zugleich und ergriff ihn. So daß er offen und warm sagte: „Exzellenz haben mich hoffentlich nicht mißverstanden. Es war meinerseits kein künstlich heraufgeschraubter Stolz, wenn ich meinte, ein Geschenk, solch ein Geschenk nicht annehmen zu dürfen, auch nicht von ihrer Güte. Aber es würde meine Arbeitsfreudigkeit lähmen, wenn ich schließlich


A. METZEROTH. 08.

doch denken müßte: alles was du schaffst, kannst du nur auf Grund eines Geschenkes schaffen. Ich bitte, zürnen Eure Exzellenz mir nicht."

Sie schüttelte den feinen Kopf, und es traten schon wieder die Grübchen in ihre Wangen, die dem alten Gesicht immer noch einen Schein von Jugendlichkeit gaben.

„Larifari, Annaluise! Laß uns Männer die Sache nur in Ordnung bringen," warf der General ein. Es klang fast unwirsch, aber zugleich strich er zärtlich über die Hand seiner Frau. „Also, mein Bester —"

Eine Viertelstunde später geleitete der Greis Fritz Haltern bis zur Korridortüre. Er hatte seine Hand in den Arm des jüngern geschoben und stützte sich kräftig auf, denn das Gehen wurde ihm schwer. Im langsamen Vorwärtsschreiten gab er Haltern allerlei gut gemeinte Ratschläge, an wen er sich im Allgemeinen Kriegsdepartement halten solle. Dann, in dem schmalen Zimmer der Vorderfront, blieb der General plötzlich stehen und deutete auf ein Bild an der Wand: „Sehen Sie sich den einmal an, Haltern. Das war unser Ältester, Marions Vater. Bei Wiesenthal in Baden ist er 1849 gefallen, dicht neben dem Prinzen Friedrich Karl, der nur verwundet wurde, aber immer noch einen etwas steifen Arm hat. Als sie damals zu uns kamen, war das Grab noch ganz frisch —"

Ein junger Offizier in Husarenuniform. Aber Fritz Haltern erschrak. Es war ihm fast, als schaue er sein Ebenbild.

Der Greis merkte es wohl. „Ja, ein merkwürdiges Spiel des Zufalls," sagte er wehmütig. „Ich wollte Ihnen das Porträt immer schon einmal zeigen, lieber Haltern." — Und er drückte ihm die Hand. „Gehen Sie mit Gott."

Langsam stieg Haltern die Treppe hinab. Es klopfte etwas in seinem Innern, daß er gar nicht recht zur Freude über sein Glück kommen konnte. Solch ein bitteres Gefühl in ihm wuchs und wuchs: ‚Also das ist es! Nicht der eignen Tüchtigkeit verdankst du die Güte der alten Leute dort oben, nicht der Achtung vor deiner ehrlichen Arbeit. Einem Zufallsspiel, einer Ähnlichkeit.‘ Deutlich fühlte er, daß er dies Empfinden nie wieder, recht los werden würde. Immer mußte da ein häßlicher Rest bleiben, der sich vielleicht überkitten, aber nie völlig schließen ließ.

Unten, halb versteckt hinter der letzten Treppenwange, stand das Kind mit einer großen Puppe im Arm, so blond wie es selbst. Er bemerkte es zuerst nicht. Aber die Kleine kam vorgelaufen, knixte, hielt ihm die Hand hin und sah ihn wieder so neugierig an. Selbst gekannt hatte sie ja den Vater kaum, erinnern konnte sie sich seiner sicher nicht. Aber vielleicht hatte man ihr gesagt: ‚Guck' dir den Mann mal an. So sah dein Vater aus.‘ Oder sie hatte sich das nach dem Bilde selber zurechtgereimt.

‚Wenigstens ein freundliches Wort hättest du dem Kinde doch sagen können,‘ predigte er sich nachher. Aber er brachte nicht einen Ton über die Lippen. Kaum daß er die hingestreckte kleine Hand berührte. — — —

---

5. Kapitel.

Es war Winter geworden, fast über Nacht. Fritz Haltern kam mit seiner provisorischen Werkstatt draußen am Wassertor, grade ehe der erste Frost eintrat, noch unter Dach und Fach.

Eigentlich war's ein Wagnis, und Spieske meinte, die paar Lafetten hätten sie auch in der alten Schmiede „zusammenkleistern" können. Wenn schon mal nach der Oberspree übergesiedelt werden müsse, dann besser, sobald draußen der wirkliche Neubau fertig sei. Doch Haltern wollte schnell vorwärtskommen, sich sofort als leistungsfähig erweisen, neuer Bestellungen würdig. Er hatte, bei allem Wohlwollen noch genug Zweifel aus den Gesichtern der Herren in Spandau und im Kriegsministerium gelesen. Den zu widerlegen, war seine größte Sorge. Nicht einen Augenblick ließ er sich Ruhe. Vor Tagesanbruch stand er auf und machte sich auf den Weg, den endlos langen Weg nach der Oberspree, um die Arbeit an der provisorischen Werkstatt selbst zu beaufsichtigen, zu drängen, zu bitten, zu schelten, daß sie schnell vorwärtsschritt: schnell war immer noch langsam, viel zu langsam für die Hast in ihm. Als die erste Bretterbude zusammengeschlagen war, übernachtete er meist draußen; die Aufsicht in der Schmiede konnte er Spieske gut und gern

überlassen. Die Montage der Dampfmaschine, die er alt gekauft hatte, führte er zum größten Teil selbst aus, stolz auf das klapprige Ding, das schon zehn Jahre in einer kürzlich verkrachten Spinnerei gute Dienste getan hatte und ärgerlich, daß er nicht gleich eine neue Maschine aufstellen konnte. Kaum die Zeit zum Essen gönnte er sich. Dann und wann mußte ihm einer seiner Brüder einen Topf mit Suppe bringen, den er draußen aufwärmte; ein Stück Brot, ein Stück Speck dazu, das war alles. Und wenn er am Abend totmüde auf seinen Strohsack in der kalten Bretterbude sank, dann jagten sich in seinem Hirn die Entwürfe und Pläne für die Zukunft, jagten ihn wieder auf, hinaus an das Ufer, daß er noch stundenlang auf- und ablief, seine Phantasien herunterzukämpfen. Er war ja nüchtern genug, dem zunächst Erreichbaren allein nachzustreben, mit aller Kraft seines starken Willens. Aber das hinderte nicht, daß er über die Gegenwart hinausträumte, am Ufer, wo im Schilf die leisen Wellen plätscherten, ein großes langgestrecktes Fabrikgebäude sah mit dampfenden Essen und rasselnden Kränen und auf dem dunklen Wasser den Dampfer, in dem die Erzeugnisse verstaut wurden. Ihn führten ja aus dieser Welt der Phantasie immer wieder hundert Wege in die Wirklichkeit zurück, und sein gestaltender Geist formte die Traumgebilde stets irgendwie in feste Zukunftsziele um.

Nur erst einigen festen Boden unter den Füßen haben! Bessere Zeiten und ein wenig Glück, dann mußte es gehen! Diese Lafettenbestellung durfte nur ein Anfang sein, ein Mittel, größere Aufträge von der Armee zu bekommen. Er hatte ja in Spandau gesehen, wie mangelhaft der ganze Fuhrpark des

Heeres war, wie verbesserungsbedürftig, wie wenig den großen Erfordernissen eines Krieges gewachsen. Nur die kleinliche, auf den Friedensbedarf zugeschnittene Sparsamkeit der Verwaltung konnte sich damit begnügen und tat bitter unrecht. Es mußte endlich ein Mann kommen — oder eine Zeit — und mit ihr der Mann, der mit eiserner Hand dazwischen fuhr und das ganze System des Geizes am unrechten Ort über den Haufen warf. Dann blühte sein Weizen . . . Aber nur nicht alles auf eine Karte setzen, sich nicht ausschließlich auf das Kriegsmaterial beschränken. Daneben die Friedensgebiete in breiten Furchen beackern, Felder suchen und finden, Spezialitäten, in denen die Konkurrenz noch nicht übermächtig war. Nichts übereilen! Das eigene Ungestüm immer wieder bändigen! Aber Schritt vor Schritt vorwärts kommen, sicher, zielbewußt, bis in die Reihe der Vordersten! Borsig hatte auch klein angefangen und Egels und Schwarzkopf.

Er war nicht mehr gern daheim. Draußen in seiner Bretterhütte fühlte er sich ein Werdender, daheim lasteten Vergangenheit und Gegenwart auf ihm. Die Mutter grollte und murrte. Das war für sie ja alles Unsinn, das mit der Fabrik da draußen, wo die Welt ein Ende hatte. Unmöglich, mit ihr über seine Zukunftspläne auch nur zu reden, so klebte sie am Alten. Aber die Geschwister! Sie liebte er in seiner herben harten Art. Sie sollten teilhaben an dem Weg bergauf. Und doch fühlte er, ihn liebten sie eigentlich nicht. Ihnen jetzt wie bisher einen Teil seiner Zeit zu widmen, sie zu beaufsichtigen, zu treiben — das ging nicht mehr. Sie mußten nun selbst klimmen lernen. In demselben Alter hatte ihn ja

auch niemand emporgezogen, und es mochte wohl sogar gut sein, wenn sie selbständiger wurden.

Und dann war's, ob er es schon nicht gestand, noch eins, was ihm das Heim verbitterte: Sophie. Mitten in aller Arbeit, mitten in seinen Träumen sah er sie oft vor sich. Nichts als das süße Gesicht mit dem flehenden Ausdruck in den Augen und den schwellenden Lippen, die so gut zu küssen wußten. Und jedesmal schüttelte er das Bild gewaltsam von sich ab. Sie selbst sah er selten. Wenn er ihr einmal am Spätabend auf dem Hofe begegnete oder sie in der Wohnstube traf, wich sie ihm aus. Aber sie hatte dann immer große Tränen an den Wimpern — und lachte dazu. Solch ganz eignes erzwungenes Lachen.

Heute war Fritz Haltern früher nach Hause gekommen, weil er mit Spieske einiges zu bereden hatte und ihm den Wochenlohn bringen mußte. Merkwürdigerweise war auch in der Schlosserei ziemlich viel zu tun. Die Leute aus der Nachbarschaft brachten wohl schon aus Neugier ihre kleinen Aufträge zu dem Manne, von dem es hieß, er habe große Bestellungen von der Regierung bekommen und baue sich eine Fabrik — da draußen — am Wassertor. Spieske hatte sogar ein paar neue Gesellen einstellen müssen.

Die Leute waren schon fort. Konrad saß auf dem Schemel am Feuer, das noch leicht glimmte, steckte das Geld in seinen Brustbeutel und fragte nach diesem und jenem. Er hüstelte wieder viel.

„Kommst mit der Maschine gut zurecht, Fritze?"

„Montag will ich sie zum ersten Male laufen lassen. Ich denke, es geht. Eine alte Klappermühle, die wohl ver-

dammt viel Kohlen fressen wird. Aber für den Anfang muß man das in den Kauf nehmen."

„Und sonst?"

„Heute bin ich ins neue Kontor gezogen. Wenigstens gedielten Fußboden hab ich nun und einen eisernen Ofen. Ist gut, daß du mich dran erinnerst, Konrad. Laß doch morgen meine Bettstelle herausschaffen."

„Schon recht. Willst also ganz draußen bleiben, Fritze?"

„Ich muß wohl."

Spieske hatte ein altes Stück Radreifen vom Boden aufgelangt und stocherte damit im Feuer herum. Ein paar Funken stoben auf, und er kratzte weiter die Asche fort, bis drunter die glühenden Kohlen frei wurden. Ihr roter Schein leuchtete über sein hageres Gesicht. „Wird's dir nicht sehr schwer, so ganz von hier fortzubleiben?" fragte er langsam.

„Ja, Konrad, gewiß, ich hab die Jungens dann nicht so unter der Fuchtel und auch die Mieze. Mutter muß eben die Augen aufhalten. Und dann, ab und zu seh ich sie ja doch ..."

„... Sonst nichts?

Haltern wurde plötzlich aufmerksam. Es lag so etwas Besonderes in der Frage. „Wie meinst du das, Konrad? Die Werkstatt ist ja bei dir in guten Händen."

„Ach — die ..." Spieske hatte das Stück Eisen wieder fallen lassen. Mählich zog sich eine dünne weiße Aschenschicht über die Kohlen, wurde grau und grauer. Ganz matt nur leuchtete die Glut hindurch. Er hüstelte vor sich hin. Dann sah er plötzlich auf und sagte: „Fritze, wir kennen uns! Ich bin woll 'ner ehrlichen Antwort auf 'ne offne Frage wert ..."

„So frag doch nur, Menschenkind!"

„Wie stehst du mit der Sophie?" Es kam kurz und knapp doch mit einer gewissen Anstrengung heraus, wie in besorgter Erwartung.

Gut, daß es so dunkel war! Das Blut glomm in Halterns Gesicht auf. Er konnte nicht gleich antworten, wandte sich ab, ging bis zur Tür, kam wieder zurück. „Was soll's damit? Was geht's dich an?" fragte er scharf.

Der andere saß ganz still, die Schultern etwas vorgebeugt, den Kopf hängend, die Hände im Schurzfell auf dem Schoße. „Nimm mal an, Fritze, es ging mich was an! Nimm meinetwegen auch an, es ging mich nichts an. 'ner Antwort bin ich voll wert?"

„So frag doch sie —"

So frag doch sie! Spieske hüstelte; es klang aber fast wie leises Lachen. „Sie? Sophie? Weiß sie's denn? So sieht mir das arme Mädel nicht aus." — Und dann: „Aber du mußt's wissen, du!"

Wieder antwortete Haltern nicht. Eine Minute stand er starr und steif, die Zähne zusammengepreßt, den Kopf im Nacken. Was sollte das heißen? Wollte der Konrad etwa selbst ...? Er und Sophie? Das war ja Unsinn! Was bildete sich der gute Konrad für Raupen ein! —

„Nicht die Hand vor Augen sieht man. Ich will mal Licht machen", sagte er dann und ging zu der Laterne an der Wand, öffnete sie, schlug Feuer, brannte das Talglicht drinnen an. Er wunderte sich dabei selbst, daß ihm die Hand leicht zitterte vor Erregung. Und dachte dabei doch schon weiter: er hat ihr das Leben gerettet, damals, in Tegel. Macht sich wohl so etwas wie einen Anspruch daraus zurecht. Heiraten

wollt er schon lange, eine Pflegerin haben fürs Alter. Und ist nur ein bissel Liebe dabei und ist die Pflegerin gut und hübsch, desto besser. Bist gar nicht so dumm, alter Konrad, gar nicht so dumm . . .

„So red doch endlich, Fritze!" sagte der. „Klipp und klar: Heirat'st du die Sophie oder nicht?"

Aus den bleigefaßten Gläsern der Laterne fiel ein breiter Lichtkegel gerade auf das Gesicht Spieskes. Er hatte den Kopf jetzt erhoben und blickte zu Haltern hinüber. „G'rad herausgesagt nämlich, Fritze: Schön ist das nicht, wie du mit dem Mädel umgehst. Ins Gerede bringst du sie. Na, ich will nichts weiter sagen, nur daß du wenigstens Red' und Antwort steh'n sollst, wenn jemand kommt, der's ehrlich mit ihr meint . . . ja, und dich fragt, Fritze!"

Auflachen hätte Haltern mögen. ‚Jawohl . . . ehrlich meint! Mit ihr vor den Altar tritt — schwarzer Rock er, Myrtenkränzchen sie —; ein paar Kinder dann, schnell hintereinander; Sorgen und wieder Sorgen . . .' Aber es kam kein Laut von seinen Lippen. Stumm und regungslos stand er an der Wand. Denn im tiefsten Grund seines Herzens schämte er sich vor dem Manne dort drüben am Feuer. Schämte sich, daß er nicht antworten konnte: ‚Hand weg! Mein ist sie und bleibt mein! Für jetzt und immer!' — und überlegte doch schon ganz kühl: ‚einmal muß ja doch Schluß gemacht werden; eigentlich ist ja schon Schluß zwischen uns beiden; vielleicht fügt sich so alles am besten; wer weiß, ob sie je sonst einen so guten, braven Mann bekäme . . .' Und dabei war in ihm, trotz allem fast wie eine Hoffnung, die Frage: ‚Wird sie denn aber wollen? Sie kann ja nicht

wollen! Sie liebt ja nur dich‘ — Und endlich auch etwas von erwachendem, überlegenem Herrengefühl: ‚wie wunderlich ruhig diese Leute solch’ eine Sache auffassen. Wenn du sie nicht willst, heirate ich sie . . . Vielleicht, nicht unmöglich, dachte sogar Sophie nicht viel anders: Wenn du mich nicht nimmst, heirat’ ich ihn . . . Heiraten wollten, sollten sie ja schließlich doch alle und wurden meist glückliche Frauen. Glücklich, was man so glücklich nennt . . .‘

Weh tat’s ja freilich — Aber das Herrengefühl siegte über allem andern, denn es war eins mit der Überzeugung: ‚du darfst dich nicht binden, du darfst keinen Ballast mit dir herumschleppen durchs Leben. Oder du mußt verzichten auf jeden Aufstieg, bleibst ewig unten, wie der gute Konrad dort!‘

So riß er sich los, ging auf Spieske zu, zog sich einen Schemel heran, nahm die beiden rußigen Hände in die seinen und sagte — ohne es zu wissen und zu wollen, doch auch im Ton überlegenen Wohlwollens: „Hör’ alter lieber Konrad! Ja, du sollst eine offene ehrliche Antwort haben. Ganz ehrlich, ganz offen. Ich hab’ Sophie herzlich lieb. Aber heiraten . . . kann ich ja nicht. Sie weiß das auch. Ich hab’ Mutter, hab’ die Geschwister . . . ich hab’ das Geschäft. Ich werd’ noch auf lange Jahre hinaus aus den Sorgen nicht herauskommen. Es geht nicht. Ich muß auf vieles verzichten. Auch auf das! Wenn du also . . . wenn du glaubst, daß Sophie dich . . . dich gern haben lernt, wahrhaftig, Konrad, ich . . . versuch’ dein Glück, alter Konrad! Eine bessere Frau kriegst du dein Leblang nicht . . . ja . . . und ich weiß, einen besseren Mann kann sie auch nicht kriegen . . .“

Während er so sprach und in des andern Gesicht sah, wartete er eigentlich immer, daß er einfallen würde und sagen: einen besseren wenigstens als dich! Einen ehrlichen Kerl!!



Aber Konrad saß ganz gelassen da, hüstelte dann und wann, nickte dann und wann. Und so wurde das Herrengefühl immer sicherer und stärker in Haltern. Es ist schon so, dachte er, sie empfinden eben doch anders — und er fuhr lebhafter

fort: „Wir bleiben natürlich die Alten, Konrad! Komm ich hoch, wie ich hoffe, so soll's an mir nicht fehlen! Darauf kannst du dich verlassen. Vielleicht übernimmst du hier die Schmiede allein. Aber das sind Zukunftspläne, mein Alter." — Er drückte Konrads Hände immer kräftiger. „Recht war's von dir, daß du so offen mit mir gesprochen hast, Konrad. Das vergeß ich dir nie."

Und Konrad Spieske drückte seinerseits wieder. Er war sichtlich gerührt. „Bist doch ein guter Kerl, Fritze. Gesteh'n will ich's dir: ein bissel Angst hatt' ich schon. Rechte Angst. Denn natürlich . . . ich weeß ja, wenn du wolltest . . . det Fieckchen, det hängt doch nu mal an dir von Kinderbeenen an."

Da ging die Tür, und Haltern atmete auf. Jede Unterbrechung war ihm in diesem Augenblick willkommen. „'n Abend!" sagte eine tiefe Stimme. „Ich hörte drüben, daß Sie hier seien, Herr Haltern. Kann ich Sie auf ein paar Minuten allein sprechen?"

„Gewiß, Herr Bergendorf." Er sprang auf. „Also Konrad, abgemacht! Und vergiß nicht: morgen schickst du mir das Bett heraus." — „Hier, Herr Bergendorf, oder wollen wir lieber drüben . . . womit kann ich dienen?"

„Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir vielleicht ein paar Schritte." Sie schüttelten sich die Hände, und trotz des fahlen Laternenlichts bemerkte Fritz eine leichte Befangenheit in dem Gesicht des Schriftstellers. Was wollte der Mann von ihm? Sie hatten sich selten gesehen, und die Brücke des einstigen gemeinsamen Erlebnisses — damals, anno 48 — war so herzlich schmal und wenig erquicklich. Jahrelang hatten sie

sich überhaupt ganz aus den Augen verloren, bis der Zufall es dann fügte, daß Bergendorf sich im Vorderhause einmietete, bei Sophiens Mutter. Sophie . . . hing sein Begehren etwa auch wieder irgendwie mit ihr zusammen?

„Einen Augenblick!“ Er besprach noch schnell eine geschäftliche Angelegenheit mit Spieske, eigentlich nur, um etwas Zeit zu gewinnen. Was wollte der Mann nur? Sophie — Unsinn! Der hatte anderes im Sinne. Aus dem Freiheitshelden sollte ja ein Streber geworden sein, aus dem Maler ein konservativer Zeitungsmann. Er streifte ihn mit einem Seitenblick. Wenig sympatisch, etwas geckenhaft aufgeputzt. Gehpelz und Angströhre, darunter noch der Lockenkopf von ehedem, nur schon leicht angegraut.

„So, Herr Bergendorf. Jetzt stehe ich zu Diensten —“

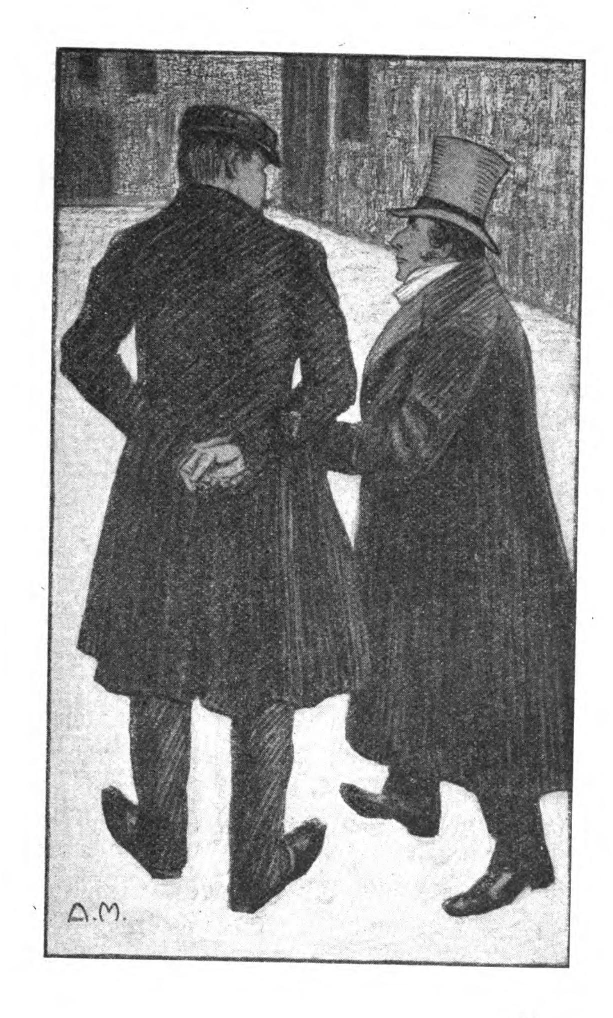
Sie schritten schweigend nebeneinander über den Hof und durch den dunklen Flur des Vorderhauses, dann die Straße entlang. Es hatte geschneit, der frische gefrorene Schnee knirschte unter ihren Füßen. Haltern fröstelte und war ungeduldig. „Also . . .“

„Ja . . . also, Herr Haltern! Ich habe Sie schon mehrmals vergebens zu sprechen gesucht, aber Sie sind ja wohl stark mit Ihrem neuen Etablissement beschäftigt. Ich gratuliere übrigens herzlichst . . .“

Was für eine fettige ölige Stimme der Mann hatte.

„Es handelt sich also um eine für Sie und die Ihren ungemein wichtige Angelegenheit. Ich persönlich bin, wie ich vorausschicken will, dabei ganz uninteressiert, mich treibt wenigstens nur mein leidenschaftliches Interesse zur Kunst —“

„Ich denke Sie haben die Malerei an den Nagel gehängt?“


A.M.

„Es gibt doch noch andere Künste, Herr Haltern. Aber um es kurz zu machen: ahnen Sie denn gar nicht, welch großes, herrliches, gottbegnadetes Talent Sie unter Ihrem Dache bergen?“

Beinahe hätte Haltern laut herausgelacht. Was war das für eine Schwafelei? Sollte der Mann verdreht sein? Total übergeschnappt? Aber es war da doch etwas, was das Lachen im Keime erstickte, ein unsicheres, beklemmendes Gefühl. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Bergendorf,“ sagte er endlich.

„Ihr Fräulein Schwester . . .“

Haltern fuhr herum. „Marie? Meine Schwester? Was soll's mit ihr?“ rief er heftig.

„Ruhig, bitte, Verehrtester! Ganz gewiß nichts Böses, das versichere ich Sie.“

„Ich wollte auch niemand raten —“

„Bitte, hören Sie mich doch nur fünf Minuten an, bester Herr. Dann werden Sie selbst anderer Meinung sein, denn es handelt sich um ein großes, ein seltenes Glück. Aber, bitte, unterbrechen Sie mich nicht . . .“

Haltern war stehen geblieben. Er sah starr zum sternenklaren Himmel empor. Ja, hören wollte er jetzt, ohne zu unterbrechen, ganz ruhig. Aber seine Hände ballten sich in den Taschen des alten grauen Überziehers, während der andere sprach.

. . . wie er zufällig bei Frau Nelsen Fräulein Marie kennen gelernt habe, wie ihm zuerst ihr reger Geist, ihr frisches Temperament, zugleich ihr selten modulationsfähiges Organ aufgefallen seien . . . Er habe ihr Bücher geliehen,

auch dann und wann ein Redaktionsbillet gegeben. Dann habe er sie gelegentlich ein paar Verse sprechen hören . . . es habe ihn unwiderstehlich gereizt, mit ihr eine Rolle durchzugehen, als Versuch nur, aber der Versuch sei so glänzend gelungen, daß er sofort sicher gewesen wäre, ein großes Talent vor sich zu haben. Welche Künsternatur beglücke es nicht aufs höchste ein wirkliches Talent zu entdecken! Das sei wohl der Zeitpunkt gewesen, zu dem er sich ihm, dem Bruder, hätte offenbaren müssen. Aber Fräulein Schwester wäre so namenlos verängstigt, er selbst doch auch seiner Sache, ihrer Ausdauer, der Grenzen ihrer Gaben nicht ganz gewiß. So hätte er seine Verbindungen benutzt, sie einmal vor Theodor Döring sprechen zu lassen. Der, ganz begeistert, habe sie wieder Herrn von Hülsen, dem Generalintendanten, vorgestellt. Exzellenz seien bereit, die Kosten der Ausbildung —

Soweit hatte Haltern den Herrn Bergendorf reden lassen. Er war allmählich ruhiger geworden. Er war sogar gerecht genug zu finden, Herr Bergendorf spreche von seinem Standpunkt aus ganz vernünftig. Von tausend Vätern oder Brüdern in seiner, Halterns Lage, hätten ja vielleicht 999 mit Freuden eingeschlagen, wahrscheinlich sogar. Was konnte der gute Mann dort wissen, wie er, gerade er, über den Fall dachte. Übrigens nahm er die Sache auch nicht einmal allzu tragisch. Marie hatte Ordre zu parieren, würde sich die dummen, überspannten Ideen schon aus dem Kopfe schlagen, Seine Schwester eine Komödiantin! Lächerlich! Das Einzige, was ihm wirklich verdroß, war die Heimlichtuerei bei der ganzen Geschichte. Dafür wollte er Marie den Kopf

waschen, so gründlich, daß ihr die Lust an der Wiederholung verging. Und damit war die Sache abgetan.

So fiel denn die Antwort, die er Herrn Bergendorf gab, ganz ruhig, aber etwas sarkastisch aus. Er bedankte sich sogar für die liebenswürdige Anteilnahme, aber er bat zugleich dringend, von jedem weiteren Schritte Abstand zu nehmen, da er seine Einwilligung niemals geben würde.

Der kleine Mann war außer sich. Aber er peroierte vergebens, sprach vergebens von den hohen Aufgaben, der Schauspielkunst, vergebens, von überlebten Vorurteilen. Haltern schüttelte nur immer wieder den Kopf.

Sie waren langsam zurückgeschritten. An der Haustür faßte Bergendorf ihn noch einmal am Arm: „Herr Haltern, ich warne Sie. Ein Genie läßt sich nicht in Fesseln schlagen. Vernichten Sie nicht das Lebensglück Ihrer Schwester, das sie nur auf der Bühne finden kann. Denken Sie daran, daß die Stunde schwerster Selbstvorwürfe auch für Sie kommen kann —“

„Lieber Herr, das lassen Sie meine Sorge sein! Guten Abend!“

Mit seinen großen ruhigen Schritten ging er über den Hof. Drüben waren die beiden niedrigen Fenster der Wohnstube hell, aber die Rouleaux heruntergelassen. Einen Augenblick stand er still und horchte; die Jungens überhörten sich laut Geschichtszahlen. ‚Karl der Große römischer Kaiser 800 . . . Karl der Große tot, 814 . . .‘

Und wie er das hörte, schoß ihm plötzlich die Erinnerung an den Vater durch den Kopf. Der hatte ja auch oft genug neben ihn gesessen, ihn überhört, wieder und wieder, Zahlen,



Vokabeln, Verben. Der Vater! Was der wohl gesagt hätte? Mieze zum Theater! Er sah ihn förmlich vor sich, den Kopf rot vor Wut: Komödiantenpack! Lieber trocken Brot essen! Lieber hungern! Lieber schlag' ich das Mädel tot, als daß ich sie verludern seh'.

Nun — nun! Er mußte doch lächeln. Die Sache kann man auch ruhiger behandeln, und mit überlegener Ruhe kommt man immer am weitesten. Aber im Grunde war es dasselbe — nicht nur zu ihrem Besten mußte Mieze ein für allemal ein Kappzaum angelegt werden. Nicht nur, weil er

seine Schwester nicht unter dem leichtfertigen Volk sehen und hören wollte: das da ist Halterns Schwester — die da, ein schönes Mädel! Er war's auch dem Vater schuldig, den Unfug zu verhindern!

So klinkte er die Tür auf. Er sah zuerst nur Sophie. — Sie stand am Ofen, hatte, wie sie es gern tat, die Hände im Nacken zusammengeschlagen, den Kopf ein wenig vorgebeugt das volle blonde Haar hob sich scharf von den braunen Kacheln ab. Aber halb hinter ihr lehnte die Schwester, wie Schutz suchend bei der älteren. Am Tisch saßen die beiden Brüder.

„Guten Abend!" sagte er. Und um gleich zu erledigen, was doch erledigt werden mußte: „Jungens, geht mal hinaus in die Küche. Mutter möchte hereinkommen, ich hätte etwas zu besprechen. Ihr bleibt draußen, bis ich euch rufe. Nehmt eure Bücher mit."

Sie gehorchten aufs Wort.

Er zog seinen Paletot aus, hing ihn an den Nagel. Zu den beiden Mädchen sah er nicht hinüber. Sie standen noch immer am Ofen. Ganz zaghaft hatte ihr Gegengruß geklungen.

Da kam auch schon die Mutter angehinkt. „Bist mal wieder da, Fritze! Machst dich ja höll'sch rar jetzt. Ist wohl schöner da draußen?"

„Guten Abend, Mutter. Setz dich, bitte, ich habe in deiner Gegenwart mit der Marie zu sprechen. Marie!"

Er wartete, daß Sophie gehen würde. Sie mußte ja gehen. Was ging sie an, was er hier zu verhandeln hatte. Aber wie er nun aufblickte, sah er, daß die Mädchen sich fest umklammert hatten, und er sah grad in Sophies Augen, die

wieder mit dem flehenden Ausdruck auf ihn gerichtet waren. Fast als wolle sie sagen: ‚mit mir mach, was du willst. Aber der hier tu nicht weh —‘

Es half nichts. „Marie! Komm her!“

Da zeterte auch schon die Mutter los: „Jottedoch! Der jestrenge Herr! Wie'n Baron! Was willste denn von det arme Mächen? Paßt dirs nich, dat se 'ne jroße Kinstlerin wern soll, wie de Madam Crelinger und so? Sag's doch man, sag's doch —“

Das gab ihm sein Gleichgewicht wieder. Er ging zu den beiden Mädchen, löste die Schwester ganz sanft vom Nacken der andern und zog sie mit sich. Sie widerstrebte nur leise.

Und ganz ruhig begann er auf sie einzureden. Er sprach ihr von den Gefahren der Künstlerlaufbahn, von den Enttäuschungen, die auf der Bühne unvermeidlich seien; wie wenige, die sich berufen meinten, wirklich etwas Großes erreichten, und wie doch auch die Größten oft, meist, moralisch defekt würden. Aber er fühlte dabei: überzeugend sprach er nicht. Er wußte ganz genau: ‚alles, was du da sagst, ist nur angelesenes Zeug; du selbst kennst ja die Welt, vor der du warnen willst, gar nicht.‘ Darum wurde er wider Willen schließlich doch erregt, leidenschaftlich: „Und kurz und gut, Marie, ich will von der ganzen Geschichte nichts wissen! Du mußt sie dir aus dem Sinn schlagen. Ich stehe hier nicht nur als dein Bruder, ich steh hier auch als dein Vormund, an Vaters Statt, und ich verbiete dir, auch nur einen Schritt weiter auf diesem Wege zu tun. Hast du mich verstanden, Marie?

Einen Augenblick war Stille im Zimmer. Dann lachte die Mutter auf: „An Vaters Statt? Bin ick nich auch noch

da, Herr Sohn? Was willste denn bloß? Du, na ja, du hast jetzt jroße Rosinen im Koppe un die Taschen voll Dahlers. Wat hab'n wir denn? Erbsen und Speck und Toffeln und Heringe! Nich mal 'n anstendjes Fähnchen haste der Mieze geschenkt. Aber reden tuste, wie'n Buch."

„Sei still, Mutter!"

„Willste mir 'n Mund verbieten — mir —" Sie war aufgestanden und bis dicht vor ihn getreten.

„Mutter — —"

„Ja . . . Mutter! Det vergiß man nich, det ick deine Mutter bin! Die dir in Schmerzen jeboren hat! Un in Sorjen jroßjezogen! Un nun willste klüger sind und den Hochnäsigen spielen wie 'n jroßen Herrn un alles alleene machen, wie's dir paßt! Nee, Sohnemännecken, ick bin voch noch da!"

Er stöhnte auf: „Mutter, ich bitte dich, sei ruhig. Ich will doch nur das Beste. Ich will ein Unglück verhüten."

„Unglück? Nich 'n roten Dreier soll's dir kosten? Froh sollste sein und 'n lieben Jott danken."

Die Zähne biß er aufeinander. Die Adern an den Schläfen schwollen ihm. Er blickte wie nach einem Beistand suchend um sich: Sophie war verschwunden. Es war wohl auch besser so.

Er hielt immer noch beide Hände der Schwester in den seinen. Sie selbst hatte noch kein Wort gesprochen, und plötzlich lebte eine leise Hoffnung in ihm auf: ‚vielleicht hört sie auf dich! Du warst immer gut zu ihr! Sie muß ja einsehen, daß du recht hast!' — „Mieze," sagte er sanft, „wenn ich dich bitte, herzlich bitte: tu's mir zur Liebe... gib die unselige Idee auf..."

Da sah sie ihn an, und ehe sie noch sprach, wußte er, daß auch diese Hoffnung vergebens gewesen war.

Sie war totenblaß, ihre Augen standen voll Tränen, aber es sprach aus ihnen ein unerschütterlicher Entschluß, das feine Fältchen zwischen den schwarzen Brauen, prägte sich tiefer ein. Und dann sagte sie: „Fritz, so sehr es mich schmerzt, dir weh tun zu müssen, ich kann nicht anders! Lieber Fritz, wenn du etwas so recht fest willst, dann kennst du auch keine Hindernisse. Ich will und ich muß auch. Lieber sterben, als meiner Kunst entsagen!“

Er tat ihr gewiß bitter unrecht. Aber er hatte sie noch niemals so reden hören und er empfand das, was sie sagte, als eingelernte Phrase. Und dann rief die Mutter, wie triumphierend: „Da hast's, Fritze!“

Gleich einem Schnitt tat ihm das Wort weh. Er riß seine Hände los, stürmte ein paarmal dröhnenden Schrittes durch die Stube. Es war vorbei mit seiner Selbstbeherrschung. Mitten im Zimmer blieb er stehen, am Tisch, und schlug auf die Platte, daß das Porzellan im alten Glasschrank klirrte. „Nun ist's aber genug! Jetzt schnappt es! Für was in aller Welt hab ich mich geplagt und geschunden, fast von Kindesbeinen an, wenn ich nicht einmal das Recht haben soll, meine Schwester, solch ein Kiek in die Welt, von einem unverständigen, dummen Schritt zurückzuhalten — von ihrem Unglück! Unverantwortlich handelst du, Mutter! Undankbar seid ihr alle miteinander —“

Marie weinte, aber die Mutter war an die andere Seite des Tisches getreten und sah den Sohn mit ihren großen Augen starr an: „Oho! Soll'n wir vielleicht uff'n Knien vor

dir rutschen, weil du deine verfluchte Pflicht jetan hast? Un ... ja ... so vor's Äußerste, für 'n bißchen Brot, haste jesorgt, ja ... aber jedacht haste im Jrunde immer an dich alleine! Janz alleine, alle Jahre mehr, un nu schon jar jetzt —"

Der Stich saß. Eine lange Minute fand Fritz Haltern kein Wort der Entgegnung. Ihm war's, als rolle vor ihm ein Vorhang hoch nnd zeigte ihm im lebendigen Bilde noch einmal sein ganzes Leben in diesen letzten zehn Jahren; dies rastlose, schwere Ringen voll Entbehrungen, dies mühevolle Vorwärtsklimmen und wieder Zurückgleiten. Hatte die Mutter, die wie eine Anklägerin vor ihm stand, trotz allem recht? Unter unaufhörlichen Sorgen und steter Arbeit, fast über menschliche Kraft hinaus, hatte er die Seinen über Wasser gehalten, hatte gesorgt, daß die Kinder etwas ordentliches lernten, hatte sich selbst um deswillen jeden frohen Lebensgenuß, auch die harmloseste Freude versagt, hatte selbst auf das laute Pochen seines Herzens verzichtet —

Alles wahr! Alles wahr! Und dennoch ... wie ihm das Wort in den Ohren nachklang! ... Dennoch: „im Jrunde haste immer an dich alleine jedacht —"

Er schloß einen Moment die Augen und atmete tief und schmerzlich auf.

Der Stich saß — der Stich, den die Mutter geführt hatte —

Und er empfand in gleicher Sekunde, wie fremd sie ihm geworden und wie lieb sie ihm trotzdem war. Ja, sie sprach, dachte, fühlte anders als er — aber sie blieb die, die ihn in Schmerzen geboren, die sein erstes Lallen gehört, seine ersten Schritte geleitet hatte. Sie, die dort drüben jenseits des

Tisches stand, auf Armeslänge und doch wie durch eine Welt von ihm entfernt, und ihm die Anklage ins Gesicht schleuderte: „im Grunde haste doch immer alleine an dich jedacht!“

Er wurde weich.

Wenigstens die Mutter mußte er versöhnen; mußte ihr klar zu machen suchen, daß er diesmal — und wenn nur dies eine Mal — im Rechte war.

Er ging um den Tisch herum, er wollte seinen Arm um den Hals der alten Frau legen.

Aber sie schüttelte den Kopf und schob humpelnd zur Seite.

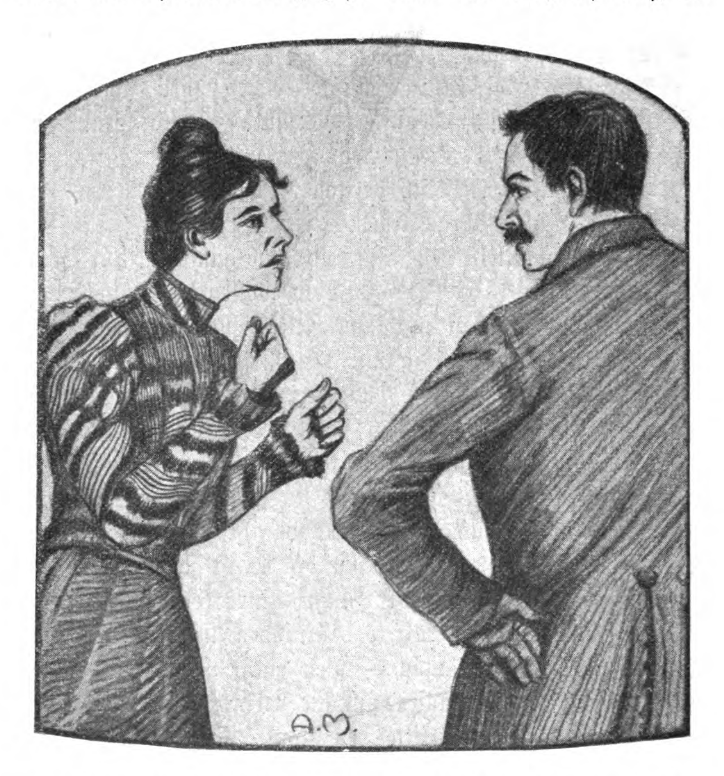
„Mutter —“ bat er — „wir wollen nicht um Vergangenes streiten. Hör mich an, bitte — auch du, Marie — glaub doch nur, ich will ja nur dein Bestes. Es bleibt nicht so, wie es jetzt ist, verlaßt euch darauf. Wenn ich nur ein wenig Glück habe, komme ich hoch. Ein paar Jahre nur, und ich kann dir besseres bieten, als dir der elende Flitterkram je geben wird —“

Marie weinte immer noch. Er zog ihr zärtlich die Hände vom Gesicht. „Kleine, liebe Mieze — es ist ja Unsinn. Ein ordentliches Mädchen gehört nicht unter das leichtsinnige Theatervolk. Du hast dir was einreden lassen. Ich bitte dich, sei gut, sei verständig — sieh mich an, Mieze — ich bitte dich recht, recht innig, gib die vertrackte Idee auf —“

Aber auch sie schüttelte den Kopf. Sie erwiderte kein Wort, doch die dunkle Linie zwischen den Augenbrauen vertiefte sich mehr und mehr, die vollen Lippen schürzten sich.

„Mutter —“ bat er wieder. Eine schmerzliche Angst kam über ihn, daß alles vergebens sei. Sie verstanden ihn nicht, wollten ihn nicht verstehen.

„. . . Mutter, ich bin ja nicht mit dem vertraut, wie's unter den Theaterleuten zugeht. Aber das weiß ich doch, die



Mädchen, die zu ihnen gehören, haben fast alle keinen guten Ruf. Willst du, daß unsere Marie —"

Er kam nicht weiter. Die alte Frau lachte laut auf: „Jottedoch — schlechte Mädels jiebt's überall!"

Aber die Schwester trat hastig dichter an ihn heran. Jetzt funkelten ihn ihre Augen an: „Pfui, Fritz! Was gibt dir das Recht, mich so zu beleidigen! Abscheulich ist das — gemein —“

Vielleicht tat er ihr wieder Unrecht. Aber wie er sie, die ihm bisher immer aufs Wort gehorcht hatte, vor sich sah mit erhobenen Händen, den Kopf hoch und stolz gereckt, daß die eine breite Flechte ihres blauschwarzen Haares weit über den Rücken zurückgefallen war, die Lippen zuckend — und wie er den seltsam erregten vibrierenden Klang ihrer Stimme hörte: da kam ihm das alles wieder so gemacht, so künstlich, so theatralisch vor.

„Komödiantin!“ schrie er sie an.

Alle Weichheit glitt von ihm ab und alle mühsam erkämpfte Selbstbeherrschung.

Er raste wieder ein paarmal durch die Stube. Ihm war, als könne er nicht mehr sprechen, als schnüre etwas ihm die Kehle zu. In die Küche lief er, um einen Schluck Wasser herunterzustürzen. Da standen die Jungens hinter der Tür und lauschten. „Ich bitt mir aus —“ herrschte er, — sie stoben auseinander.

Und da wollte es das Unglück, daß er beim matten Schein der Talgkerze ein buntes Seidenröckchen sah, das über einer Stuhllene hing, unten herum mit Goldborte besetzt und verschnürt.

Das gab ihm den Rest.

Den Rock riß er herunter, knüllte ihn in sinnloser Wut zusammen, lief wieder nach vorn, schleuderte ihn der Schwester vor die Füße, riß seinen Paletot, seine Mütze vom Haken:

„Das ist nun mein letztes Wort! Ich verbiete dir als dein Vormund, zum Theater zu gehen! Verbiete es — hörst du! Und dich, Mutter, dich mache ich verantwortlich dafür, daß Marie gehorcht! Oder, bei Gott, ich ziehe meine Hand zurück — ich habe keine Schwester mehr! Lieber das, als eine Schwester, die da in solchen elenden Flittchen herumtanzt! — Habt ihr's gehört — beide! Das ist mein letztes Wort!"

Er sah sie noch einmal an.

Marie stand hochaufgerichtet. Die Tränen rannen ihr über die Wangen. Aber in ihrem Gesicht lag der Ausdruck eines Willens, der eisenhart war wie der seine.

Die Mutter hatte sich gebückt, um den Theaterflitter aufzuheben: „Jottedoch — jottedoch! So'n Wüterich! Der scheene Rock . . ."

Da wandte er sich und stürmte über den Hof.

Er sah nicht, daß draußen eine schlanke Mädchengestalt harrte. Er hörte nicht die sanfte Stimme: „Fritze . . . lieber Fritze . . ."

Er stürmte hinaus in die Winternacht.

Im Herzen nur den einen Gedanken: ‚Heut hast du Mutter und Schwester verloren —'

---

6. Kapitel.

Die Spree war noch offen, nur hart am Ufer bildete sich schon dünnes Eis. Die Rüdersdorfer Kalkkähne hatten noch freie Fahrt. Aber es fror tüchtig, bei hellem Sonnenschein, und es war prächtige Schlittenbahn auf der Treptower Landstraße.

Die hatte Hellwangs hinausgelockt. „Mit Mann und Maus, Kind und Kegel", wie der alte Herr lachend sagte, überfielen sie am Nachmittag Haltern. Der stand mitten unter seinen Arbeitern, selbst im Arbeitskittel, als der Schlitten in den Hof sauste, und war nicht gerade freudig überrascht. Es mochte, so sehr er sich mühte, gute Miene zu bewahren, auf seinem Gesicht geschrieben stehen. Die Gnädigste sagte wenigstens sofort: „Wir wollen nicht stören, Herr Haltern. Nur auf einen Stipps kommen wir, um mal nachzuschauen, wie's Ihnen geht." Aber der Leutnant, der neben der kleinen Marion vorn saß, war doch schon herabgesprungen und stand den Eltern bei, sich aus den Pelzdecken zu schälen.

Es half nichts, Haltern mußte sie herumführen, mußte erläutern, erklären. Sie wollten alles sehen, alles wissen, und wenn er sich auch immer wieder sagte: es ist wirkliche Anteilnahme — er empfand's doch wie eine kleine Revision.

zumal da der General mit seinem soldatischen Blick ein wenig über die unvermeidliche Unordnung, die noch herrschte, erstaunt schien. Haltern war ja grad erst halbwegs in Betrieb gekommen.

Zuletzt ging's in sein kleines Kontor — Kontor, Zeichenstube, Wohnstube, Schlafstube, alles in einem. Nur zwei Stühle darin, grad, daß er die beiden alten Herrschaften zum Sitzen auffordern konnte. Der Leutnant setzte sich auf das Bett, Marion trippelte umher, befühlte, betastete, betrachtete alles.

„Ja so, Waldemar — der Korb —“ sagte der General.

Der Leutnant rief den Kutscher, und der brachte ein Körbchen mit zwei Flaschen Madeira und einigen Gläsern.

„Wir müssen doch auf gutes Gelingen anstoßen, lieber Haltern! Tüchtig haben Sie geschafft, das seh ich. Also, auf glückliches Vorwärtskommen!“

Auch die Generalin stieß mit an und nippte von dem Wein. Sie sah dabei Haltern so eigen an, daß es ihm schon wieder peinlich war. Und dann gar, als sie sagte: „Sie sehen nicht gut aus, Herr Haltern . . . müd, überarbeitet. Tun sie auch nicht zu viel des Guten. Arbeit ist ein Segen an sich, aber auch da heißt es Maß halten.“

„Exzellenz, ich bin kerngesund, ich darf mir schon etwas zumuten“, wehrte er ab. Was wußten diese guten Leute von den inneren Kämpfen, die er in diesen letzten Wochen durchgerungen hatte? Gut, daß sie nichts davon wußten! Und er begann hastig von seinen Plänen zu sprechen: für den Winter war's ja nur ein Durchhelfen, aber im Frühling sollte es erst recht losgehen; neulich in Spandau hätte man ihm gute Aussichten gemacht, daß sich an den jetzigen Auftrag

bald ein weiterer anschließen dürfte — Kompagniekarren, für die er ein kleines Modell eingereicht habe.

Marion hatte am Pult herumgekramt. Jetzt brachte sie ein dickleibiges Buch angeschleppt, aufgeschlagen. „Was ist das?“

„Ein Werk über Maschinenbau, gnädiges Fräulein.“

„Nennen Sie das Kind doch nicht so, Haltern“, lachte der General. Und Fritz ärgerte sich, einen gesellschaftlichen Verstoß gemacht zu haben. Er beugte sich über die aufgeschlagene Seite und erklärte schnell weiter: „Das ist eine Dampfmaschine, wie wir sie draußen gesehen haben, kleines Fräulein —“ Und er nahm ihr das Pelzbarettchen vom Kopf, strich ihr sanft über die Locken; sie hielt ganz still, aber sah ihn unverwandt mit ihren großen blauen Augen an.

„Sie sind kinderlieb, Herr Haltern. Das freut mich.“ Die Stimme der Greisin klang ganz gerührt. „Sie haben ja auch jüngere Geschwister. Ich weiß, wie Sie sich um die bemüht haben! Eine Schwester und zwei Brüder, nicht wahr? Wie geht's denen?“

Das Blut schoß ihm jach ins Gesicht. „Ich habe nur noch zwei Brüder —“ sagte er so hart, daß es auffallen mußte und eine weitere Frage ausschloß. Über das feine Antlitz der alten Dame huschte ein leises Erröten, aber ihre Augen blickten nur noch teilnahmsvoller. Der Leutnant war aufgestanden und an das Fenster getreten.

Einen Augenblick war peinliche Stille. Doch Haltern faßte sich schnell. „Meine Brüder besuchen das Graue Kloster. Ich habe Freude an ihnen und hoffe, es sollen einmal tüchtige Menschen werden.“

Der General hatte sein Glas geleert und stand auf. Auch die Gnädigste. Sie nahm Marion an die Hand, sah sich noch einmal in dem kleinen Raum um. Es lag ihr offenbar daran, Haltern über den Nachklang ihrer Frage fortzuhelfen, und so sagte sie in ihrer herzlichen, fast ein wenig mütterlichen Weise: „Für den Winter wird's doch ein wenig ungemütlich hier sein, Herr Haltern, trotz des kleinen Ofens. Wenigstens einen warmen Teppich möchte ich Ihnen schicken und ein paar dichte Vorhänge. Es liegt genug solch Zeug bei uns herum."

Er wußte, es war sehr gut gemeint, ganz ohne jeden Hochmut. Aber sein Stolz war schon wieder wach, kaum daß er seine Ablehnung mit einem höflichen Dank verbrämte: „Vielen Dank für alle Güte, Exzellenz. Doch ich möchte mich nicht verwöhnen —"

„Na — na —" Der General lachte. „Verwöhnen —"

Die Greisin biß sich einen Augenblick auf die Lippen. Dann lächelte auch sie, aber wie im vollen Verständnis seiner Beweggründe, und drohte ihm lächelnd mit dem Finger: „Von mir können Sie die Kleinigkeiten schon annehmen, Sie stolzer Herr — Sie! Ich riskier's doch und sende sie Ihnen heraus. Denken Sie, es sei eine Spekulation, um Sie gesund zu erhalten — mein Alter da nennt mich ja sowieso eine spekulative Natur."

Sie gingen hinaus.

Ganz zuletzt der Leutnant und Fritz.

Während die alten Herrschaften bis ans Ufer schritten und hinüberschauten über die breite blinkende Fläche nach dem verschneiten Stralau, hielt der Offizier Haltern zurück.

„Ein Wort noch —“ sagte er leise. „Nehmen Sie es mir nicht übel . . . wir kennen uns ja lange genug. Ich verkehre ab und zu am Stammtisch bei Lutter und Wagener. Sie wissen vielleicht oder wissen's auch nicht . . . Döring pokuliert dort gern. Da hörte ich neulich Ihren Namen. Mir fiel's nicht besonders auf. Aber heute . . . ist die junge Kunstnovize, von der dort gesprochen wurde, Ihre Schwester, Haltern?“



„Ja —“. Es rang sich schwer von den Lippen.

„Machen Sie nicht solch finsteres Gesicht, Haltern. Ich

meine es, auf mein Wort, gut. Theodor Döring nannte Ihre Schwester ein großes Talent — das will etwas sagen! Mir schien's nun vorhin, als ... als hätten Sie sie ... wie soll ich mich ausdrücken ... verstoßen. Haben Sie sich auch die Folgen vergegenwärtigt, lieber Haltern — sich nicht von Vorurteilen leiten lassen — verzeihen Sie —"

Haltern wandte dem Offizier sein Gesicht voll zu. Es war hart wie Stein: „Wenn Sie eine Schwester hätten und Sie liebten sie sehr und könnten sie doch nicht abhalten von dem verfl — Schritt ... was würden Sie getan haben?"

Er lachte bitter auf ... Der andere blieb die Antwort schuldig ...

„Ich hab' auch meine Ehre im Leibe! Nennen Sie's meinetwegen Handwerkerehre oder auch Hochmut, wenn Sie wollen! Es kommt doch auf dasselbe heraus. Ich kann meine Schwester nicht unter dem leichtsinnigen Volk sehen. Ich habe keine Schwester mehr."

„Onkel Waldemar —" rief die helle Kinderstimme vom Ufer her. „Großmama will einsteigen —"

„Gleich, Marion: Noch eins, lieber Haltern: mir steht kein Urteil zu, ich bescheide mich. Aber ... ich komme auch gesellschaftlich mit Exzellenz Hülsen zusammen ... kann ich etwas für Ihre Schwester tun?"

„... ich habe keine Schwester mehr!"

Hellwang sah Fritz ins Gesicht. Keine Miene darin zuckte.

„Sie sind sehr hart, Haltern. Möge es Sie nie gereuen —" sagte er dann und schritt schnell dem Schlitten zu — — —

Nun waren sie fort. Endlich.

Mit einer förmlichen Wut warf sich Haltern auf die Arbeit. Er mußte körperlich arbeiten, arbeiten, daß seine Leute verwundert aufschauten, wie ein Mann das leisten konnte. Nur müde werden, müde, bis die Glieder erschlafften. Vielleicht kam dann auch der Geist zur Ruhe.

Am späten Nachmittag war er noch in die Stadt gegangen, den endlosen Weg, zu einigen Lieferanten. Als er zurückkam dunkelte es schon.

Er zündete sich die Lampe an und setzte sich an sein Pult, zu seinen Büchern, wie an jedem Abend. Denn jetzt mehr als je vorher fühlte er die Notwendigkeit, die klaffenden Lücken seines technischen Wissens zu füllen, und mehr als früher erkannte er, wie schwierig das war, aus Büchern, ohne Lehrer, ohne Anschauung von Modellen. Auch der eiserne Fleiß reichte dazu kaum aus.

Aber angeborene Begabung und brennendes Interesse halfen ihm doch immer zum Verständnis. Nur heut wollte es nicht gehen. Die Gedanken wollten sich nicht in den Kreis der Formeln und Lehrsätze, in das feine Gespinst der Konstruktionen einspannen lassen.

Er saß und sann und sann. Warf denn Rechenstift fort und nahm ihn wieder auf, las und wußte nach einer Minute nicht mehr, was er gelesen hatte.

Vor einem Monat hatte er die letzte Unterredung mit der Schwester gehabt. Acht Tage darauf verließ sie das Haus. Nur einen kurzen herzzerreißenden Brief hatte sie ihm geschickt, einen einzigen Aufschrei: ‚ich kann nicht anders!‘ Den zerriß er in hundert Fetzen und warf sie in die Spree . . .

Die Mutter war noch bei den Jungens. Noch! Aber auf wie lange. Denn sie folgte sicher Marie. Bei der war ihr Herz.

Was dann mit den beiden Brüdern anfangen?

Und doch war das schließlich die kleinere, eine äußerliche Sorge. Aber über die andern konnte er nicht hinwegkommen: ‚warum mußte dir Marie das antun? Und hast du selbst recht getan?‘ ... ‚Sie sind sehr hart!‘ hatte Hellwang gesagt ... Haltern lachte: auf die andere Frage hatte der Leutnant nicht antworten können ... auf die: ‚wenn Sie nun eine Schwester hätten ...‘

Er saß und sann. Und er, der immer gradlinig auf die Lösung losging, auf dem kürzesten Wege, allen Ballast über Bord werfend, hier konnte er sich nicht herausfinden. Es nagte in ihm und fraß. Aber weich wurde er nicht. Im Gegenteil: je länger, desto stärker kämpfte er gegen jede weichere Regung an. Auch hier hatte er nur eine Pflicht erfüllt ... es schmerzte, wie eben eine Wunde schmerzt. Schmerzt, bis sie schließlich verharrscht. Der Arzt kommt nicht mit milden Salben aus, er muß auch zum Messer greifen und zum Feuer ...

Und dann: Marie war ein Mädel! Haustöchter haben zu gehorchen, ob sie Prinzessinnen sind, Komtessen, Baronessen oder einfache Bürgermädel. Sollte er sich etwa später einmal von einem der Brüder sagen lassen: ‚warum hast du uns die Schmach angetan und die Schwester zur Bühne gehen lassen?!‘ Sollte er dann die Augen niederschlagen: ‚ich war zu schwach — —‘

— es pochte ... und gleich darauf öffnete sich die Tür.

Fritz Haltern fuhr empor, als hätte ihn ein Schlag getroffen.

Denn dort stand, um Kopf und Schultern ein Umschlagetuch, an die Türpfoste gelehnt, — Sophie.



Tiefgeneigt der Scheitel, dessen helles Blond in schmalem Streifen unter dem dunklen Tuch hervorleuchtete. Sie sah ihn nicht an; aber sie hob ein wenig — ein klein wenig die Hände gegen ihn.

Der Wind peitschte durch die offene Tür Schneeflocken an ihr vorüber in den Raum.

Sie zitterte —

„Sophie!“

Er war aufgesprungen, hatte die Tür hinter ihr

zugezogen, ihre Hände gefaßt. Wie Eis waren sie, erstarrt von der Kälte.

„Aber Sophie — Sophie —“

So zog er sie sanft in das Zimmerchen, drückte sie auf den Stuhl am kleinen Ofen, nahm das feuchtkalte Umschlagetuch ab und hing seinen eignen Mantel um ihre Schultern, wickelte ihr die Füße in den Woylach vor seinem Bett.

Willenlos ließ sie alles mit sich geschehen.

Neuen Torf schüttete er auf den Ofen, und dann sah er plötzlich auf dem Fensterbrett die angeschenkte Flasche stehen — den Hellwangschen Madeira. Er goß schnell ein Glas ein, führte es ihr an die Lippen. Fast mit einem Zuge trank sie es aus. Der edle schwere Wein mochte ihr wie Feuer durch die Adern rinnen. Zum ersten Male hauchte sie leise: „Danke, Fritze . . .“ Aber sie sah ihn immer noch nicht an.

Er begann im engen Raum auf und abzugehen; nun, da er das, was ihm das notwendigste schien, getan meinte, nach seiner Art schon wieder überlegend: ‚was will sie von dir? Weshalb kommt sie durch Nacht und Schnee? Bringt sie irgend eine neue schlechte Nachricht von Mutter, von Mieze? Was kann es sonst sein?

Dabei glitt wieder und wieder sein Blick über den blonden glatten Scheitel und das Stück feinen Profils, das er allein sehen konnte, denn sie hielt den Kopf immer noch tiefgeneigt. Ganz still saß sie, fast reglos; dann und wann nur ging ein Aufbeben — war's von der Kälte, war's im verhaltenen Schluchzen — durch ihren Körper. Bis sie plötzlich beide Hände hob, das Gesicht darin barg und bitterlich, herzzerreißend zu weinen begann.

Aus seiner anfänglichen Überraschung war inzwischen langsam eine Empfindung der Abwehr hervorgewachsen. Was das für ein Unsinn war, durch ganz Berlin hierher zu ihm zu laufen! Keine Art hatte das — es gehörte sich nicht! Immer diese aufgeregten Frauenzimmer — grad das tun sie, was am unvernünftigsten ist! Sogar etwas wie leises Mißtrauen war in ihm allmählich wach geworden: sollte das etwas wie eine Überrumpelung sein?

Aber wie sie nun schluchzte und weinte, das schnitt ihm ins Herz. Recht wie ein tiefunglückliches, gemartertes Menschenkind barmte sie, das nicht aus, nicht ein weiß in seines Lebens Nöten, das auf ein gutes hilfreiches Wort wartet und sich doch nicht zu bitten traut: ‚hilf mir doch . . . erbarm dich meiner . . . siehst du denn nicht, wie ich leide . . .‘

Es trieb ihn an ihre Seite. Sanft hob er ihr das Gesicht hoch: „Fiekchen . . . sag . . . was soll's? Kann ich dir helfen?“

Zuerst schüttelte sie nur leise den Kopf. Aber dann klammerte sie sich mit beiden Händen an ihn, legte das Gesicht an seine Brust: „Fritze . . . lieber . . . lieber Fritze . . . . ich mußte zu dir . . . . sei nur nicht böse . . .“ Sie hauchte die Worte nur.

„Aber was ist denn passiert, Fiekchen? Ich böse? Keine Spur, du armes Ding! Sprich doch . . . sag mir alles . . .“

Sehr schwer mußte es ihr fallen. Eine ganze Weile rang sie noch mit sich, drückte den heißen Kopf gegen sein Herz, weinte in sich hinein, und ihre Hände klammerten sich so fest um ihn, daß er sich kaum rühren konnte, ohne sie gewaltsam abzustreifen.

Dann brachte sie es endlich heraus, den einzigen Namen, der ihm doch alles erklärte:

„... Konrad ... Konrad ... Spieske ...“

Wirklich: nicht ein Wort mehr hätte sie ihm sagen brauchen. Er sah alles förmlich greifbar vor sich. Wie der gute tolpatschige Konrad in den letzten Wochen um sie herumscharwenzelt war, wie er sie endlich gefragt hatte, ob sie sein Weib werden wolle; daß sie zusammengeschrocken war — und auch das — daß er dann wohl gutmütig lachend und hüstelnd gemeint: ‚Ne, Fiekchen ... mit'm Fritze ist's ja doch aus ... er hat's mir selber gesagt ...‘

Und nun kam sie — und wollte wissen —

Um Himmelswillen, nur jetzt kaltes Blut — Ruhe —

Solch inniges Mitleid hatte er ja mit ihr. Aber was half das alles! Zu ändern war ja nichts mehr. Nur daß er's ihr schonend beibrachte ... was sie ja eigentlich längst wußte oder doch hätte wissen müssen —

Jetzt machte er sich doch los. Aber er holte sich seinen Schemel, setzte sich vor sie hin, nahm ihre Hände wieder in die seinen:

„Ich weiß schon, Fiekchen! Konrad hat mit mir gesprochen. Er hat dich so sehr lieb, schon seit langem, wohl schon seit er dich damals in Tegel aus dem Wasser zog. Ist ja auch ganz erklärlich, Fiekchen. Nun sieh mal, ich kenn den Konrad schon seit so langen Jahren. Er ist solch ein grundbraver, anständiger Mensch, er hat ein Herz wie Gold. Sein gutes Auskommen hat er auch, tüchtiger Arbeiter, der er ist ... und er ist doch auch ein netter ansehnlicher Mann. Was ihm fehlt, ist eben eine tüchtige Frau, die ihn lieb hat

und für ihn sorgt, auch für seine Gesundheit. Auf Händen wird er sie tragen, ihr von den Augen absehen, was er ihr zu Liebe tun kann —"

Während er sprach, ruhte ihr Blick ganz starr in dem seinen. Immer größer wurden ihre Pupillen, immer verängstigter der Ausdruck, immer fragender.

So ging das doch nicht. Er mußte, wohl oder übel, von dem reden, was er am liebsten ganz vermieden hätte: von ihr und sich.

„... Fiekchen, das möchte ich dir sagen ... alles das ... als Konrads Freund. Ich dank ihm ja so viel, mehr wohl, als ich je gut machen kann. Aber nun zu uns beiden. Sei tapfer, liebes Fiekchen — ich muß ja auch kämpfen! Dem Konrad wirst du ein Segen sein, das größte Glück, das ihm in diesem Leben überhaupt noch werden kann! Es gibt aber Männer, die nur ohne Frau durchs Leben gehen können, denen der Segen eben auf immer versagt bleibt. Solch ein Mann bin ich. Du kennst mich ja: ich kann mich nicht fügen und nicht biegen; ich hab eigentlich nie so recht eine frohe Stunde; ich weiß nichts anderes wie Arbeit und wieder Arbeit; und wenn ich heut irgend ein Ziel erreicht habe, dann muß ich mir schon wieder ein anderes stecken. Mit solch einem Manne wird keine Frau glücklich, und — daß ich's nur ehrlich sag — er auch mit keiner Frau —"

Sie hatte wohl kaum jedes Wort von dem verstanden, was er sagte. Das letzte aber, das schwerste, das mußte sie verstehen. Ihr Kopf sank wieder tief hinab. Sie schluchzte von neuem auf.

„Ich hab dir's ja nie verhehlt, Fiekchen ... ich kann

nicht heiraten. Unehrlich war ich nicht, und wie's nun auch werden mag, ich will dir immer ein treuer Freund bleiben ..."

Plötzlich sprang sie auf, riß ihre Hände aus den seinen, griff nach ihrem Umschlagtuch, sah ihn wieder an mit starren Augen, tat ein paar Schritte nach der Tür. Aber gleich darauf war sie wieder bei ihm, umschlang ihn, preßte sich an ihn, ihre Lippen auf seinen Mund —

... Wie sie zu küssen wußte!

Ihre Brust bebte an der seinen. Er fühlte ihren Herzschlag an seinem Herzen. Er sah in ihren feuchten Augen das leidenschaftliche Glänzen, heißes Verlangen, und er hörte ihre süße Stimme ... leise, klagend, lockend ... „hab' mich doch nur einmal lieb, so recht von Herzen lieb, Fritze ... dann mag alles kommen, wie es will ..."

Auch sein Blut begann zu kochen. Ihre Hände glitten hinauf bis an seine Schläfen, umspannten sie zärtlich, und wieder hauchte sie mit zitternder Stimme: „Hab' mich lieb, Fritze ..." Und wieder küßte sie ihn ... drückte ihre glühende Wange gegen die seine ... küßte wieder ...

Er hatte die Augen geschlossen — wie ein Wonnerausch überrieselte es ihn —

Aber mitten im Rausch überkam ihn jäh brennende Scham. Die Scham: ‚bist du schwach, wie dies arme, liebe zitternde Fiekchen? Sie ist unschuldig auch jetzt im Innersten ihres Herzens — willst du dich und sie schuldig machen?'

Und er löste sich, so sanft er konnte aus ihren Armen —

Langsam wich sie zurück von ihm, bis an die Wand. Da stand sie, einer Geschlagenen gleich, mit bebenden Gliedern das Gesicht in beiden Händen —

Und keins von ihnen sprach ein Wort.

Schwer ging sein Atem aus der Brust. Jetzt hätte er weinen mögen. Jetzt erst war der echte große Schmerz in ihm: ‚du hast das Weib verloren, das dich liebte . . . wie dich nie eins wieder lieben wird . . .‘

Dann richtete sie sich endlich ein wenig auf, strich sich mit einer mechanischen Bewegung das blonde Haar aus der Stirn, nahm das Tuch über Kopf und Schultern und sagte: „. . . nun will ich gehen . . .“ Es klang ganz tonlos . . . so gleichgiltig . . . blechern fast . . . wie jemand spricht, dem ein Schreck jede Färbung der Stimme gelähmt hat. Und sie wandte sich zur Tür.

Er wollte sprechen. Sie sollte nicht so gehen — um Gotteswillen nicht so! Alles — im Zorn, voll Verachtung — nur nicht so! Aber der Hals war ihm wie zugeschnürt. Nichts brachte er heraus als ein stammelndes „Fiekchen —“

Die Tür ging schon. Da überkam ihn die schneidende Angst: Draußen — die Spree —

Und die Angst jagte ihn hinaus, ihr nach, an ihrer Seite.

Sie sah es zuerst wohl kaum, daß er neben ihr war. Aber Gottlob, sie ging ganz ruhig über den Hof, nach der Landstraße zu. Das dunkle Tuch fest um Kopf und Schultern gezogen, gleichmäßig ausschreitend, durch den stiebenden Schnee.

„Fiekchen —“ sagte er endlich.

Da drehte sie sich halb nach ihm um, nur auf einen Augenblick. Sie schien nicht erstaunt, daß er neben ihr ging; gleich wandte sie ihr Gesicht wieder ab und schritt weiter.

„Fiekchen —" bat er noch einmal.

Wieder antwortete sie nicht.

„Gieb mir deine Hand, Fiekchen."

Sie schüttelte den Kopf. Aber nach ein paar Minuten blieb sie doch stehen, löste ihre Hand aus dem Tuch.

„Ja, Fritz — da!"

Ihre Stimme hatte die alte warme Färbung zurückgewonnen, nur matt klang sie noch.

Eine Sekunde ließ sie ihm die Hand, dann zog sie sie fort und begann wieder auszuschreiten, dem Tor zu. Er dicht an ihrer Seite.

Und da geschah etwas, was ihn in tiefster Seele packte, etwas ganz alltägliches —

Nach einer Weile sagte sie: „Fritze, du hast nicht mal die Mütze auf und keinen Paletot. Du wirst dich verkühlen — geh zu Hause — meinetwegen brauchst du dich nicht zu ängstigen —"

„Fiekchen . . . du gutes Fiekchen . . ." Mühsam rang er es heraus. „Ich laß dich nicht allein . . ."

„Geh' nur, Fritze. Und denk' nicht etwa, ich tu mir ein Leids an. Das nicht Fritze . . . ich weiß, was ich dem lieben Gott schuldig bin . . . Und warum auch . . .?

Er blieb neben ihr. Sie schritt jetzt scharf aus.

Sie hatten schon die ersten Häuser erreicht und die ersten Gaslaternen. Beide in ihre Gedanken versunken, mit hängenden Köpfen gegen das Schneegestöber ankämpfend.

Mit einem Male hielt sie wieder an. Sie lehnte sich gegen einen der hölzernen Laternenpfähle wie zum Schutz gegen den Sturm, hielt ein wenig den Atem an. Und dann

sprach sie: „Ich will dir noch was sagen, Fritze, was mir jetzt erst klar geworden ist. Nämlich zuerst . . . du bist ein sehr kluger Mann, und ich bin ein dummes Mädel. Es mag wohl wahr sein, so ungleich Geschirr paßt nicht vor einen Wagen. Ich bleib' am besten da, wo ich bin . . . und du . . . du wirst steigen . . . hoch und immer höher! Ich werd' dann stolz auf dich sein und will denken: laß gut sein — er hat dich doch lieb gehabt . . . auf seine Art . . . wie eben solch ein Mann, der immer nur aufs Vorwärtskommen sinniert lieb haben kann . . ."

Sie glitt mit der umgekehrten Hand flüchtig über die Augen, ein kleiner schwacher Seufzer kam über ihre Lippen.

„Fiekchen . . . lieb hab' ich dich immer gehabt und heut' erst recht!"

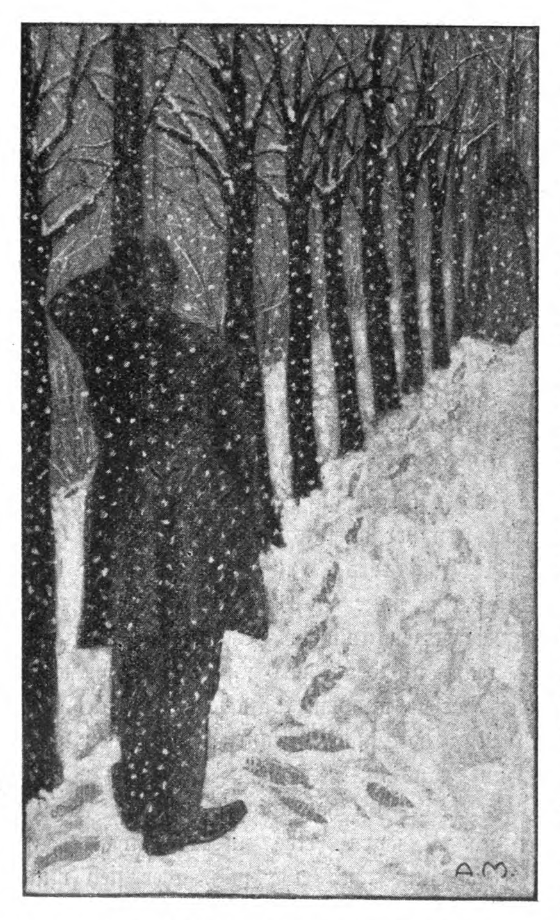
„Ja . . . ja doch . . . so auf deine Art. Weißt du, die Mieze . . . aber von der darf ich wohl nicht reden . . ."

„Sag's nur . . . sag' alles . . ."

„Also die Mieze, die hatte ein Lied: ‚Zwei Seelen und ein Gedanke — zwei Herzen und ein Schlag? Ich versteh's ja vielleicht nicht recht, ich denk' mir nur . . . schön muß das sein . . . zwei Herzen und ein Schlag! Aber ich weiß ja: jeder Mensch muß das anders fühlen . . . keiner kann eben aus seiner Haut 'raus . . ."

„So ist es, Fiekchen. Du hast ganz recht."

„Das wollt' ich dir sagen Fritze, und daß ich dir gar nicht böse bin. Und dann noch eins . . . aber sieh mich nicht so an . . . nämlich danken möcht ich dir gern . . . von wegen vorhin . . . das hab ich mir in meinem dummen Verstand auch eben erst klar gemacht . . . nämlich, du weißt schon . . ."



„Fiekchen ..“ „So ... und nu', Fritze, nu' ich ganz verständig bin ...“ er sah beim Schein der Laterne, wie ein kleines trauriges Lächeln über ihr liebes Gesicht glitt ... „nu', Fritze, gib mir noch einen Kuß ... zum Abschied ...“ Da legte er den Arm um ihren Nacken, schob das Tuch zurück, küßte sie. Innig und lange. Aber es war so ganz anders, wie sie sich sonst geküßt hatten, und sie weinten beide.

„Lieber guter Fritze —“ sie schluckte und schluchzte. Er streichelte sie zärtlich, die Wange und dann den blonden Scheitel.

„Und nu' geh . . . und ich wünsch dir viel, viel Glück und verkühl dir nich . . . Gut Nacht, Fritze . . . Fritze . . . . lieber Fritze . . .“ Plötzlich riß sie sich los und rannte, ohne sich umzusehen, davon, die Straße hinunter —

Er stand und sah ihr nach. Wie ihre Gestalt immer kleiner und kleiner wurde, von Laterne zu Laterne, bis sich endlich der Vorhang des fallenden Schnees ganz zwischen seine Augen und sie schob.

Da faßte er den Laternenpfahl und rüttelte daran, daß oben die Scheiben klirrten. Und dann preßte er die Stirn gegen das kalte Holz, dort, wo ihr Kopf sich angelehnt hatte, und dachte: ‚So ist nun das Leben! Lohnt's denn? Und die liebe Ehrbarkeit! Lohnt sie denn? Und das Streben und Arbeiten, das Klettern an der großen Leiter! Lohnt's denn auch? Ein dummes Mädel hat sie sich genannt. Liebes Fiekchen . . . wer weiß . . . du bist in deiner Einfalt wohl tausendfach klüger als ich. Und tausendfach besser bist du! Gott schütze dich . . .‘

---

7. Kapitel.

Subskriptionsball im Königlichen Opernhause . . . Ein Meer von Licht; der Duft von Fliederparfüm; Walzerklänge im Lannerschen Rhythmus . . . Im ausgeräumten Parkett die tanzlustige Jugend, glänzende Toiletten, Uniformen, Fracks mit weißen Binden; auf der breiten Freitreppe gegenüber der Bühne ein ewiges Kommen und Gehen, ein Auf- und Abwogen, leise rauschend von Seidenroben, gedämpftes Flüstern; im ersten Rang die beste Gesellschaft Berlins, der Hof, die Diplomatie, hohe Offiziere mit ihren Damen, vereinzelt die Haute-Finance . . .

Und in der kleineren Loge, dicht an der Bühne, der König: weißbärtig, mit dem ausrasierten Kinn, das Gesicht rosig, die Augen mild leuchtend, ein Lächeln auf den Lippen; neben ihm, tief dekolletiert, die Königin Augusta; weiter in sieghafter Schönheit die Prinzeß Friedrich Karl — ihr Gemahl der Husarenprinz ist heut' entschuldigt: er steht im Felde. Gestern kam die Nachricht, daß sein Korps im vollen Vormarsch gegen die Düppelstellung sei. Auch die ritterliche Gestalt des Kronprinzen fehlt . . . er ist im Hauptquartier des greisen Generals von Wrangel, oben in den meerumschlungenen Herzogtümern.

Hinter dem König harrt hoch aufgerichtet, den Zeremonienstab in der Hand, der General-Intendant, Exzellenz von Hülsen, des Augenblicks, in dem Seine Majestät den großen Umzug befehlen werden, den Höhepunkt des Abends —

Heut' ist eine etwas andere Stimmung im festlichen Hause, als sonst. Die Kanonen haben gesprochen. Zum ersten Male seit langen Friedensjahren, Preußens eherne Münder; neben und mit ihnen die neue, vielerörterte, vielangefochtene Waffe der Infanterie, der Hinterlader, das Dreysesche Zündnadelgewehr. Und nicht um des Auslandes willen, nicht im Dienste irgend einer fremden Sache . . . ein echt nationaler Kampf ist's, den Preußen und Österreich vereint um Holstein führen.

Unten im Saal bilden sich immer wieder Gruppen der jungen Offiziere. Sie freuen sich der ersten Erfolge, die die Kameraden erfochten; aber ein leiser Mißmut drückt sie doch, daß sie nicht mittun konnten. Es ist ja nur ein Bruchteil des Heeres mobil.

Auf ein paar Augenblicke erscheint auf der Freitreppe eine hohe Gestalt mit markanten Zügen starkem Schnurrbart, sehr hoher Stirn. Diesem und jenem Bekannten klopft er auf die Schulter, lächelt, lacht — man sieht es dem Herrn von Bismarck heut nicht an, wie er sich mit der bösen Linken im Abgeordnetenhause herumschlagen mußte. Der krasse Reaktionär, der Gewaltmensch, von dem sie meinen, er werde, er müsse Deutschland ins endlose Unglück bringen, der starrköpfige Verfechter der „unsinnigen“ Roonschen Armee-Reorganisation, über dessen Politik die Landesvertretung noch vor zwei Wochen auf Antrag von Schultze-Delitzsch mit 275 gegen 51 Stimmen solch ein vernichtendes Urteil gefällt, ihr jede

Unterstützung, selbst die Anleihe für diesen nationalen Krieg versagt hat. Und der Mann lacht —



Sie sprechen grade über ihn, die beiden jungen Frauen in der Seitenloge links, deren auffallende Schönheit immer wieder die Aufmerksamkeit erregt. „Der Ministerpräsident — dort drüben — sehen Sie — der Herr mit der bezaubernden Glatze —“, meint die eine mit dem scharfgeschnittenen Profil. „Schauen sie sich seine Augen an, aber verlieben Sie sich nicht in die, Fräulein Halterna. Er ist

der taktfesteste Ehemann von der Welt! Er kennt nur seine Johanna —"

Die andere beugt sich weit über die Brüstung, um besser sehen zu können. „Ich ambitioniere auf keinen Diplomaten, Fräulein Mila. Überhaupt auf keinen Mann — Sie wissen es ja! Aber der Kopf interessiert mich. Er ist nicht eigentlich schön, aber er ist mehr: gewaltig! Wer ist die denn, mit der er spricht?"

„Aber — aber! Man merkt, daß Sie lange nicht in Berlin waren. Das ist ja Paulinchen — unser göttliches Paulinchen — die Lucca! A propos, Fräulein Halterna, wie lang ist's eigentlich her, daß der böse Laube Sie uns fort an die Hofburg holte?"

„Fünf Jahre, Fräulein Röder! Eine halbe Ewigkeit. Ich fühl das heute recht. Ganz fremd bin ich in Berlin geworden. Und es ist doch meine Vaterstadt." Es klang wie weiche Wehmut aus den letzten Worten, aber dann fuhr die schöne brünette Frau mit den dunklen Augen lebhafter fort: „Kennen Sie vielleicht den Generalstabsmajor dort drüben .... den mit den beiden Damen?"

Die helle Blondine schüttelte den Kopf und wandte sich nach rückwärts: „Papa kennt nämlich die ganze Welt ... und die halbe natürlich auch ..." lachte sie.

Der Papa — der Theateragent Röder —, der hinter ihnen saß, nicht wenig stolz auf seine beiden schönen Damen, wußte in der Tat Bescheid: Major von Hellwang mit seiner Frau, geborene Komtesse Eibenstein, und seiner Nichte; hübsches Mädelchen, mit blitzblanken Augen; vornehm sah sie aus; ging in diesem Winter zum ersten Male aus ... kleiner

Goldfisch, nicht nur ihrer Locken wegen. Die Leutnants waren nicht so umsonst um sie herum.

„Hellwang . . .“ Ganz leise wiederholte Marie den Namen, der hundert Erinnerungen in ihr weckte.

Daß sie ihn nicht gleich erkannt hatte! Freilich sie hatte ihn ja nur einige Male flüchtig gesehen. Mit dem Bruder — dann einmal im Zwielicht der Kulissen, bei einer Probe, Aber da hatte er so lieb und offen mit ihr gesprochen, der blutjungen Anfängerin. Und sie war so töricht rot geworden — damals — und beinahe davongelaufen wäre sie.

Plötzlich schrak sie zusammen. So stark, daß die Bracelets an ihren Armgelenken klirrten. Die Hände preßte sie fest zusammen und gegen den roten Plüsch der Brüstung — das Herz wollte ihr still stehen —

Den Mann, der soeben dort drüben in die Hellwangsche Loge trat, den hätte sie unter Tausenden wieder erkannt — immer —

. . . den Bruder!

Auf eine Minute breitete es sich wie ein Flor vor ihren Augen. Der ganze Saal wankte ja — alles andere hätte sie eher erwartet, als Fritz hier zu sehen. Fritz im Ballsaal, auf diesem Fest!

Aber der Schleier vor ihren Augen sank schnell. Sie hatte es gelernt in diesen Jahren, sich zu fassen, zusammenzuraffen, zu beherrschen. So schnell ihr Aufstieg gewesen war, die Würze der Entsagungen und der Enttäuschungen hatte ihm nicht gefehlt.

Nun konnte sie schärfer hinsehen, jeden Zug seines Gesichts studieren, seine Haltung, seine Art, sich zu geben — den ganzen Mann.

In ihrer Brust war, seltsam vereint, die Freude an ihm und doch auch der unheimliche, quälerische Wunsch, ein Fehl an ihm zu entdecken. Sehnsucht war in ihr und die bittere Erinnerung, wie hart er gewesen. Schlimmer als hart ... wie verständnislos. Er, der sich selbst mit starker Kraft emporringen wollte, so hart und verständnislos gegen das arme Seelchen, das doch auch seine Schwingen zu höherem Fluge zu regen suchte.

Sie wußte, daß es ihm gut ging. Dann und wann hatte sie sich mit den Brüdern geschrieben, früher auch mit Sophie Spieske. Ein wohlhabender Mann sollte er geworden sein; seine Fabrik draußen an der Oberspree hatte er von Jahr zu Jahr erweitert, in Reinickendorf eine neue angelegt ... war's nicht so etwas wie ein Messingwerk ...

Oh — klug war er immer gewesen — und unermüdlich —

Erfolge verändern den Menschen, innerlich und auch äußerlich. Hatte sie denn das nicht an sich selbst erfahren!

Aber jetzt, wo sie genauer hinschaute, Gestalt und Gesicht des Bruders gleichsam unter die kritische Lupe nahm, erstaunte sie doch.

Der da drüben hinter den beiden Damen stand und Konversation machte, war das, was sie am allerwenigsten von Fritz vermutet hatte: mindestens äußerlich ein Gentleman.

Ohne alle Zweifel!

Er war nicht hübsch. Das Gesicht viereckig, starkknochig, wie ehedem. Aber es war bedeutend. Man sah, das Leben, starke geistige Arbeit hatten ihre Züge hineingeschrieben, es vielleicht über seine Jahre hinaus gealtert. Wie alt konnte

Fritz denn sein? Höchstens Mitte der Dreißig! Er machte den Eindruck eines Vierzigers mit seiner mächtigen Stirn, dem starken Schnurrbart, in den sich sogar schon einzelne graue Haare mischten. Kerzengrade hielt er sich, den Kopf stolz und fest im Nacken, und seine Augen leuchteten wie Stahl. Auch sie hart, aber wirklich schön. Sie sah, er wußte zu sprechen; dann und wann lächelten die beiden Damen über eine seiner Bemerkungen. Und dem geübten Auge der Künstlerin entging auch das nicht: sein Frack saß so gut, wie nur irgend einer im Saal. Man mußte schon sehr scharf zusehen, um dann und wann eine kleine Ungelenkigkeit zu bemerken und vielleicht ein hastiges Bemühen, sie zu cachieren. Vielleicht war die Rechte dort auf der Stuhllehne etwas ungewöhnlich robust; aber der weiße Handschuh war so tadellos wie die Seidenkrawatte.

Sie mußte doch lächeln: das da war nun ihr Bruder Fritz, den sie nur vom Ambos her kannte, im Arbeitsanzug oder, wenn's hoch kam, in dem schlechtsitzenden schwarzen Rock mit den etwas abgeschabten Ellenbogen, an denen er wohl selbst mit Tinte herumgebessert hatte; in seiner Weise hatte er ja freilich immer auf sein Äußeres gehalten —

Und sie sah auch er war kein Unbekannter. Dann und wann grüßte einer in die Loge hinauf, er neigte ein wenig den Kopf zum Gegengruß.

Und dann sah sie noch etwas, was die Frau in ihr sofort über alles andere hinaus fesselte und erregte: seitdem Fritz dort drüben stand, hatte das junge Ding mit den aschblonden Locken und den hellen großen Augen jedes Interesse an den Leutnants vor der Brüstung der Loge verloren. Weit

zurückgelehnt saß sie auf ihrem Sessel; den Kopf halb seitwärts gewendet, ihm zu, so lauschte sie jedem seiner Worte — — —

Major von Hellwang hatte Marie längst bemerkt und erkannt, ehe der Bruder in die Loge trat. Aber er mochte Fritz nicht auf sie aufmerksam machen, da er nicht recht wußte, wie die Geschwister standen.

So plauderte Haltern ahnungslos.

„Wie geht es der Frau Großmama, gnädiges Fräulein?"

„Danke — gut, Herr Haltern. Sie fragte auch ob Sie hier sein würden — ich sollte Ihnen einen schönen Gruß bestellen — und Sie möchten nicht gar so leidenschaftlich tanzen."

Er lachte. „Dazu bin ich wohl zu alt. Und dies Gedränge! Aber tanzen Sie denn nicht, gnädiges Fräulein?"

„Ich seh lieber zu und laß mir von Tante Marga erklären —"

„Davon darf ich vielleicht auch profitieren?"

Die kleine zierliche, etwas quecksilbrige Frau von Hellwang — Watteaugesichtchen mit einem koketten Schönheitsfleckchen auf der rechten Wange, unruhigen dunklen Augen — wußte augenscheinlich gut Bescheid im Saal und sie ließ ihr Licht gern leuchten: „Da die schöne Seidewitz — die Hofdame der Prinzessin Karl . . . Graf Perponcher . . . Hausminister von Schleinitz und Frau . . . Gräfin Oriola dort im fliederfarbenen Sammet . . . die Jachmann-Wagner, imposant wie immer . . . und die entzückende Marie Taglioni . . ."

„Majestät sehen sehr froh gelaunt aus. Gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz, Herr Oberstwachtmeister?"

„Recht zufriedenstellende wenigstens. Übrigens, was Sie interessieren wird, lieber Haltern: unser Troß scheint dort oben in unerfreulicher Weise zu versagen. Na, der Wintermatsch mag ja auch mit Schuld haben. Aber ich glaube, Ihr Weizen wird blühen —“

„Tante Marga... wer ist denn die wunderschöne Frau dort drüben? Da . . . neben der hellen Blondine mit den vielen Brillanten?“

„Kind, bist du neugierig. Wart mal — die eine ist ja Mila Roeder, anerkannte Beauté — Papa Theateragent oder so. Aber die andere? Kenn ich nicht! Aber recht hast du... schönes Geschöpf... prachtvolle Schultern... Wahrscheinlich auch eine Theatergröße . . .“

Unwillkürlich war Haltern mit den Augen gefolgt. Und plötzlich griff er hart in die Stullehne vor sich — er hatte die Schwester erkannt —

Es packte ihn doch mächtig. Er war ja nicht ganz ohne Nachrichten über ihr Ergehen geblieben, wußte, daß sie in Wien viel Glück gehabt, sehr gefallen hatte. Aber sie nun so plötzlich sehen — hier — es kam zu überraschend —

Heut dachte er ja in vielem anders, freier, vorurteilsloser als damals, vor sechs Jahren. Trotzalledem: in dem Punkte, auf den es hier ankam, hatten sich seine Anschauungen nicht geändert, eher noch verschärft! Eine Theaterprinzessin — nein — nein!

Und dennoch stieg's wie sehnsuchtsvolle Wehmut in seinem Herzen auf. Sie war doch seine Schwester! Wie lieb hatte er grade sie gehabt! Und sie hatte der Mutter die Augen zudrücken dürfen!

Wie strahlend schön sie war! Eine vollerblühte Rose war aus der bescheidenen kleinen Mieze geworden. Wundervoll der Wuchs, fast klassisch ebenmäßig das Antlitz, die feingeschwungene Nase, der schwellende Mund —

„Tante Marga . . . der König steht auf . . .“

Kind, man sagt nicht, der König —“

Fanfarenklang . . . . feierlicher Gesang von der Estrade oberhalb des Bühnenraums. Auf der Freitreppe Exzellenz von Hülsen, dreimal aufpochend mit dem Zeremonienstabe. Die Damen in den Logen erheben sich. Im Saal bildet sich die breite Gasse für den Umzug der Allerhöchsten Herrschaften . . .

„Sehen Sie doch nur, Herr Haltern . . . sehen Sie doch nur, wie lieb Seine Majestät ausschaut . . . so gütig . . . so gnädig . . .“

Aber Fritz Haltern hatte nur Augen für die schöne Frauengestalt dort drüben in dem weißseidenen Kleide mit dem blauschwarzen Haar und dem strahlenden Blick —

Das — das also war seine Schwester — — —

Und das natürlichste: hinüberzugehen, sie herauszurufen, ihr um den Hals zu fallen, sie zu küssen — das bekam er doch nicht fertig. Zwischen ihnen beiden lag räumlich nur der Ballsaal, in Wirklichkeit eine Welt. Eine andere wohl, wie damals, als sie auf- und davongegangen war — im Grunde war's das gleiche.

Sein Herz zog ihn hinüber; aber er blieb wie festgewurzelt auf dem Platze, den er sich erkämpft hatte, hinter der Stuhllehne der jungen Dame, und lauschte ihren kleinen Begeisterungsausbrüchen über die Toiletten der Prinzessinnen. Und je länger, desto stärker trotzte es doch auch in ihm auf: warum suchte

Marie denn nicht die Brücke zu ihm zu schlagen? War's denn nicht an ihr! Warum hatte sie, in all den Jahren, auch nicht einmal den Versuch einer Wiederannäherung gemacht? Und dann . . . Sophie sollte ja bei ihr sein . . . bei ihr eine Zuflucht gefunden haben . . . nach dem einen Unglücksjahr mit Spieske . . .

Wie ein Schlagbaum stand das mitten auf dem Wege zwischen ihnen . . .

Seine Stirn krauste sich, wie jedesmal, wenn er daran dachte: an diese kurze unheilvolle Ehe, die er mit verschuldet — der er wenigstens nicht gewehrt hatte; an Konrads Siechtum und Tod . . .

Der Schatten, der immer, immer wieder vor ihm aufstieg —

Der Umzug war vorüber. Der Tanz trat aufs neue in seine Rechte. Unten ordneten sich die Paare zum Lancier.

Frau Marga mahnte zum Gehen. Es galt ja nicht für ganz fair, viel länger zu bleiben als der Hof, und Marion war noch so jung; auf Waldemar warteten daheim auch die dicken Arbeitsmappen.

Der Kleinen wurde das Aufbrechen sichtlich schwer. Sie versuchte sogar die Intervention Halterns heraufzubeschwören mit einer halben Bitte und einem nicht recht gelungenen koketten Augenaufschlag. Aber auch er versagte.

„Heut sind Sie gar nicht nett, Herr Haltern!“

„Kann ich das denn sonst sein, gnädigstes Fräulein? Ich habe zu schweres Blut in den Adern —“

„Oh —“ machte sie, ein wenig verlegen. „Soll ich Großmama etwas bestellen?“

„Meine Empfehlungen.“ Er war so kurz heute. Herb, fast unfreundlich.

Sie hatte schon den Mantel um, das Ehepaar war bereits einige Schritte voraus. Aber sie zögerte immer noch ein wenig. Dann stieß sie, ganz hastig, heraus: „Großmama, glaub ich, würde sich freuen, wenn Sie bald einmal nach der Wilhelmsstraße kämen —“, nickte ihm zu, ohne ihn anzusehen, und lief schnell dem Onkel und der Tante nach.

Es war sehr deutlich gewesen — ihm hatte es nichts neues gesagt, und heut achtete er kaum darauf. Das Kind!

Langsam schritt er den breiten Gang vor den Garderoben herunter. Er wollte eigentlich nach Hause, auch seiner harrte dort Arbeit in Hülle und Fülle, und diese kleinen gesellschaftlichen Exkursionen bedeuteten ihm ja überhaupt Opfer, die er nur ungern brachte, zu denen er sich jedesmal zwingen mußte.

Nur noch einmal sehen wollte er die Schwester.

Aber er wurde aufgehalten. Am Eingang des Foyers kam Stroußberg auf ihn zu, der General-Unternehmer der Ostpreußischen Südbahn, der neu aufgegangene Stern am geschäftlichen Horizont. Der kleine lebhafte Herr mit dem dunklen krausen Haar verwickelte ihn sofort in ein Gespräch, faßte ihn in seiner beweglichen Art am Frackknopf, schob ihn gegen die Wand, nagelte ihn fest. Ob er wirklich im Frühjahr schon mit der Waggonbau-Anstalt leistungsfähig sein werde? Mit wieviel im Monat? Ob er das Werk nicht gleich ums doppelte vergrößern wolle? „Mein lieber Herr, ich habe noch viel in Aussicht — große Pläne! Unser Bahnbau steckt noch in den Kinderschuhen. Das Geld liegt auf der Straße. Man muß es nur aufzuheben verstehen — und Sie und ich sind

die rechten Männer dazu. Jawohl — ich hab Sie verfolgt — Schritt um Schritt! Weiß ganz genau Bescheid! Ganz genau! Arbeite immer am liebsten mit Leuten, die von der Pike auf gedient haben, nicht angekränkelt sind vom Vater und Mutter Schema, diesen Todfeinden jedes frischen, gesunden Unternehmungsgeistes — —"

Endlich kam Haltern frei. Exzellenz von Itzenplitz, der Eisenbahn-Minister, ging vorüber und Stroußberg heftete sich an dessen Fersen.

Ein paar Schritte nur tat Haltern in das Foyer hinein, da sah er Marie.

Sie stand inmitten einer größeren, angeregt plaudernder Gruppe, die sich soeben vom Souper erhoben zu haben schien. Theaterleute, ein paar Offiziere darunter, einige junge Diplomaten. Den einen oder anderen kannte Haltern wenigstens von Ansehen: Hoffmann, den Verleger des Kladderadatsch, Liedtke vom Schauspielhaus und die elegante Kierschner —

Jetzt wandte Marie sich um.

Auf eine Sekunde flammte ihr das Blut ins Gesicht. Aber sie bezwang sich sofort. Und dann geschah's, wie es nicht anders geschehen konnte: sie gingen beide auf einander zu und reichten sich die Hand. Es hätte ihnen wohl niemand die innere Erregung angemerkt, sie wußten sich beide zu beherrschen. Vielleicht die Schwester noch stärker als er.

Denn während sie halblaut aber ruhig sagte: „Welch ein Wiedersehen, Fritz — hier!" bebte seine Stimme: „Mieze! Mieze!" Und impulsiv fügte er gleich hinzu: „Wo kann ich dich morgen sprechen? Mein Gott — was haben wir uns nicht zu sagen!"

„Ich wohne Hotel de Rome —“

Es lag gewiß nichts beabsichtiges in ihrer Antwort. Ihr erschien es ganz selbstverständlich, daß er zu ihr kam, aber in ihm wehrte sich sofort etwas dagegen.



„Komm zu mir, Mieze: Dorotheenstraße 8. Bestimme du die Stunde — ich richte es mir danach ein —“

Da schüttelte sie den Kopf. Er verstand sie sofort: sie wollte nicht den ersten Schritt tun. Lächerlicher Eigensinn — rechte Frauenart! Es verdroß ihn, aber er überwand sich. Er lächelte sogar. „Also gut. Ich bin um drei Uhr bei dir im Hotel —“

„Bravo, Fritz! Wart einmal: um ein Uhr frühstücke ich mit Maurice —“

„Maurice? Wer ist das?“

„Aber Fritz .... der Direktor vom Hamburger Thalia-Theater! Ich unterhandle mit ihm wegen eines Gastspiels. Dort der kleine Herr! Dann hab ich bei Röder zu tun ... ist's dir recht um vier?"

Maurice — Röder — Gastspiel —

Wie sich das gleich wieder zwischen sie schob!

Aber er wollte nicht eigensinnig sein, wie sie, nicht kleinlich. So nickte er: „Gut Mieze — also um vier Uhr!"

„Soll ich dich nicht mit den Herrschaften dort bekannt machen, Fritz?"

„Nein — nein! Ich muß nach Haus —"

Er hatte noch immer ihre Hand in der seinen. Rede und Gegenrede waren ja wie Schlag auf Schlag gefolgt. Jetzt drückte er ihre Rechte noch einmal herzlich und wollte dann die seine lösen. Aber sie hielt ihn fest.

„Noch eins, Fritz. Hast du Nachricht von August?"

„Ja Marie. Herr von Hellwang sagte mir's vorhin. Heut früh ist die Verlustliste eingelaufen. Er ist nicht genannt. Und vorgestern hatte ich auch ein paar Zeilen, daß es ihm gut geht. Gottlob!"

„Und Wilhelm?"

„Es geht auch ihm gut — zu gut vielleicht."

„Wie meinst du das?"

„Ach — sprechen wir morgen davon Marie."

„Bring ihn mit! Oder nein: Willst du mir ihn nicht einmal schicken, Fritz. Ich bin morgen den ganzen Vormittag zu Hause. Ehrlich gesagt, ich schrieb Wilhelm schon selbst. Aber — ich fürchte — er traut sich's nicht ohne deine hohe obrigkeitliche Genehmigung."

Haltern zögerte. „Meinetwegen —“ sagte er dann. Aber, bitte, setz ihm keine Flausen in den Kopf. Er ist so wie so wie ein schwankendes Rohr —“

„Sei unbesorgt, gestrenger Herr. Also . . . au revoir . . . vier Uhr . . .“ Sie drückte noch einmal herzlich seine Hand, sah ihm mit einem strahlenden Lächeln an und wandte sich ihrem Kreise wieder zu.

Und während er langsam dem Ausgang zuschritt, hatte er nur ein wehes Gefühl in der Brust: ‚trotz ihres herzlichen Händedrucks und trotz ihres sonnigen Lächelns und trotzdem du sie lieb hast — es ist doch keine Brücke zwischen uns zu schlagen. Es ist zu spät. Vielleicht wär's besser gewesen, wir wären uns nie wieder begegnet!‘

Er vermochte dies schmerzliche Gefühl nicht wieder loszuwerden — und sehnte sich doch nach dem Wiedersehen, konnte die verabredete Stunde kaum erwarten.

Dabei brachte ihm grade der nächste Tag eine Überlast an Arbeit.

Fritz Haltern hatte die Gewohnheit des Frühaufstehens beibehalten — ‚Morgenstunde hat Gold im Munde‘, das galt ihm als unumstößliche Wahrheit. Eine Frühstunde blieb unweigerlich seiner persönlichen Fortbildung gewahrt; jetzt trieb er mit seinem Bärenfleiß neue Sprachen, und der kleine hinkende Monsieur Guerin mußte zu seinem Entsetzen schon um 6 1/2 Uhr bei ihm sein, mit ihm das erste Früstück nehmen und mit ihm Victor Hugo lesen. Dann trat der Sekretär an, die Post wurde erledigt. Haltern diktierte viel und rasend schnell. Er hatte überhaupt — und vielleicht unterschied ihn das von der Mehrzahl der von unten aus Emporstrebenden

— bald deren Art abgelegt, alles selbst machen zu wollen; hatte gelernt, andere für sich arbeiten zu lassen, nur die Fäden in sicherer Hand zu halten. Es war bekannt, daß er stets die besten Kräfte zu finden und sich zu erhalten wußte. In den Kreisen der Konkurrenz schüttelte man nicht selten die wohlweisen Köpfe über die hohen Gehälter, die er seinen leitenden Ingenieuren zahlte, aber man übersah, daß er von ihnen auch eine große Selbständigkeit verlangte, Initiative und eiserne Energie und daß er ihre Arbeitskraft immer am Maß seiner eigenen abwog.

Um acht Uhr spätestens stieg er in den Wagen, um nach den Werken hinauszufahren.

Gewöhnlich kehrte er gegen Mittag auf eine Stunde in sein bescheidenes Junggesellenheim zurück, nahm hastig sein Mittagessen, arbeitete einige Stunden im Stadtbureau und fuhr dann wieder hinaus, um erst nach Arbeitsschluß heimzukommen.

Heut gönnte er sich nicht Zeit zur Mittagspause. Er ließ sich in der Fabrik aus der Kantine ein Stück Fleisch kommen und arbeitete durch, um pünktlich bei der Schwester sein zu können.

Marie war noch nicht im Hotel, als er vorfuhr. Sie hatte Weisung gegeben, „Herrn Haltern“ auf ihr Zimmer zu führen, ließ bitten, sie dort zu erwarten.

Es war gewiß Einbildung, aber Haltern meinte in den glattrasierten Gesicht des Portiers, des Etagenkellners etwas wie ein impertinentes Lächeln zu sehen. In solchen Momenten kochte es in ihm auf, und er mußte sich Gewalt antun, die die äußere Ruhe zu bewahren. Dann ballte er, wie ehedem, die Fäuste in den Taschen seines Paletots.

Im ersten Stock, nach der Charlottenstraße hinaus, ein kleiner Salon; die Tür zum Schlafzimmer stand offen.

Als der Kellner, der ihn geführt hatte, gegangen war, blieb Haltern, den Hut in der Hand, mitten im Zimmer stehen.

Ein durchdringender Geruch fiel ihm auf — Moschus — Patschuli. Am liebsten hätte er sofort die Fenster aufgerissen. Und in einer unwillkürlichen Ideenverbindung erinnerte er sich an das leise, feine Parfüm, das stets das ganze alte Haus in der Wilhelmsstraße durchwehte — an die zarten Duftwolken aus Marions Kleid gestern Abend —

Dann sah er sich um.

Sein arbeitsreiches Leben hatte ihn noch nie in das Boudoir einer Künstlerin geführt. Aber er hätte beinahe triumphierend gelächelt; daß es so ausschauen müsse darin, hatte er sich gedacht.

Ein paar mächtige Koffer; der eine geschlossen, der andere halb geöffnet. Über einer Stuhllehne die Toilette vom gestrigen Ball; die weißen Schuhe daneben; auf dem Tisch welke Blumen, eine Weinflasche, zwei Gläser, einige Bücher, Visitenkarten, Briefe. In der Sophaecke, ganz zusammengerollt, ein schneeiger winziger Bologneser. Der kleine Köter schien sich über den fremden Herrn gar nicht sonderlich aufzuregen; er lag ganz still, nur das spitze rosige Näschen bewegte sich dann und wann, und die schwarzen Pupillen folgten jeder Bewegung des Eindringlings.

Eine ganze Weile wartete Haltern geduldig.

Aber es war sehr warm im Zimmer. So zog er endlich seinen Paletot aus, hing ihn fort, legte den Hut auf den Mitteltisch. Dabei fiel sein Blick auf die Visitenkarten . . . .

Direktor Maurice .... Prinz Ludwig Hainberg ... Regisseur Hein ... Graf C. A. Wengboden ...

Er lächelte bitter vor sich hin.

Neugierde lag ihm sonst ganz fern. Trotzdem tat er ein paar Schritte nach der Schlafstubentür. Da richtete das Hündchen den Kopf hoch und bleffte leicht auf. Er hatte aber schon genug gesehen. Auf dem Bette eine kleine Wolke seidner Unterröcke, auf dem Stuhl daneben ein Paar rosa Strümpfe, auf der Waschtoilette eine kleine Batterie zierlicher Flacons —

Marie kam immer noch nicht. Eine Viertelstunde verrann und noch eine. Warum war sie noch nicht hier? Er, dem jede Minute Gold war, hatte doch pünktlich sein können. Pünktlich wie immer.

Haltern zog sich einen Stuhl an den Tisch, setzte sich. Er wollte den kleinen Hund streicheln, obwohl ihm solche winzige Köter eigentlich widerwärtig waren, aber der knurrte ihn an. Dann sah er wieder auf die Karten und dann, ganz absichtslos, auf einen zusammengefalteten Briefbogen. Und da schrak er zusammen.

Diese ungelenke Frauenhandschrift kannte er —

Ein paar Minuten kämpfte er mit sich. Dann las er doch, ohne das Papier zu entfalten, nur die paar sichtbaren Zeilen:

„... Spitzenkleid ist fertig und wunderschön. Ich denk immerfort an dich und nach Berlin. Mein Gott, wenn du Fritze sehen solltest! Mieze, ich flehe zu dir, sag ihm nichts von mir — nichts, nichts. Verloren ist doch ...“

Fieckchen!

Wie oft tauchte der aschblonde Kopf, das ganze liebe Gesicht mit den rührend guten Augen in seinen Träumen auf. Dann saß sie wieder neben ihm auf der Bank unter dem Fliederbusche und sang mit ihrem süßen Stimmchen . . .

Es war vorbei. Es hatte ja wohl nicht anders sein können — was hätte denn daraus werden sollen? Aber das es so enden mußte!

Damals, als Spieske starb, war er auf einer Geschäftsreise in Belgien gewesen; und als er zurückkehrte, hatte er ein solch gehäuft und gerüttelt Maß Arbeit und Sorgen vorgefunden, daß eine Woche verging, ehe er hinauskam. Und dann —

Er fuhr aus seinen Gedanken auf. Die Tür klinkte.

„Fritz — du hier — im Dunkeln —“

Gar nicht bemerkt hatte er, daß die Dämmerung schon herabgesunken war.

„Kellner, bringen Sie eine Lampe“, hörte er die Schwester auf den Korridor hinausrufen, und dann ging sie gleich, ihm nur zunickend, zum Fensterspiegel und entzündete die beiden Kerzen.

„Fritz, verzeih! Ich hab mich verspätet. Die Mila Röder hatte Pariser Toiletten bekommen . . . zauberisch. Aber davon verstehst du ja doch nichts. Bruderherz . . . gib mir einen Kuß . . .“

Er staunte doch wieder, wie schön die Schwester war. Königlich die Gestalt in dem langen, weiten, hellgrauen Sommermantel, wundervoll edel der Schnitt des Gesichtes unter dem großen Hut mit der wallenden weißen Straußenfeder. Aber er sah heute auch, der rosige Teint konnte nicht

ganz echt sein und die hochgewölbten Augenbrauen waren gar zu dunkel und gar zu regelmäßig gezogen —

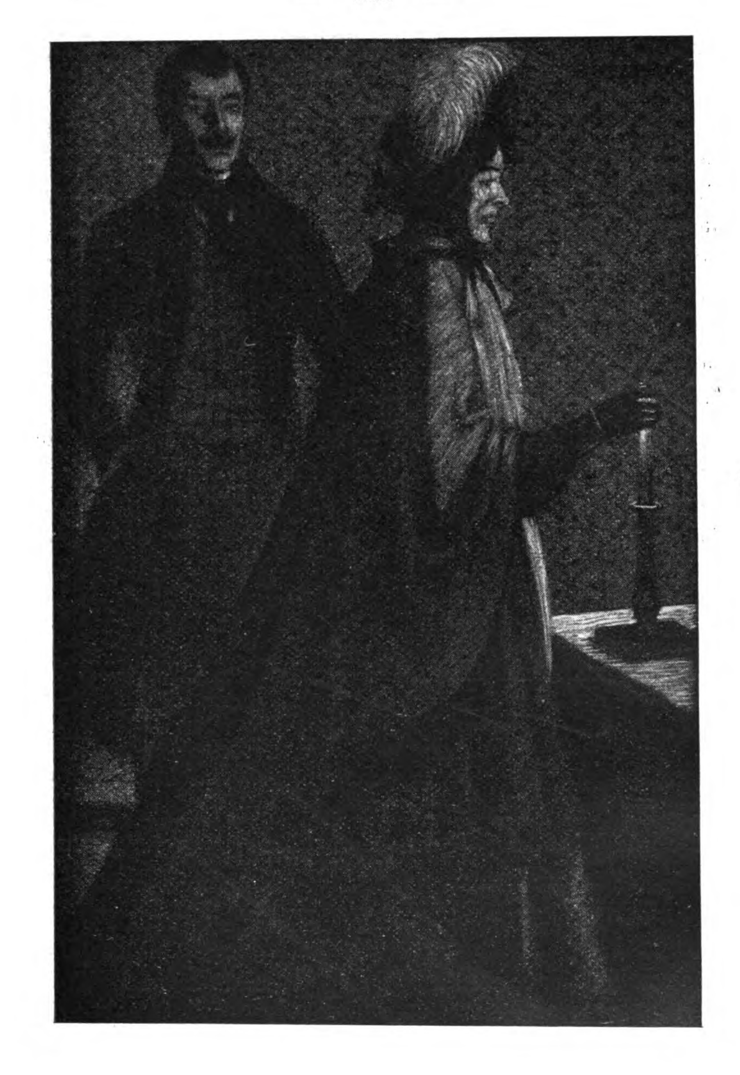
Sie war sehr herzlich, fast stürmisch in ihrer Zärtlichkeit. Umarmte ihn wieder und wieder. Aber dazwischen zog sie Hut und Mantel aus, warf sie über den Koffer, gab dem Bologneser einen kleinen Klapps . . . „Fifi, herunter vom Sopha!“ . . . nahm dem Kellner die Lampe ab . . . „haben Sie hier auch schon dies scheußliche neumodische Petroleum . . .“, fragte: „Darf ich dir nichts anbieten, Fritz? Gar nichts? Wenigstens einen Kaffee? Wir Wianer können ja ohne den Schwarzen nicht leben . . .“, schellte wieder, bestellte trotz seiner Abwehr, schob die Bücher und Papiere achtlos auf einer Seite des Tisches zu einem großen Haufen zusammen. „Nein, schaut's aber hier aus. Ja, wenn man ohne Jungfer reist! Ich hätte wenigstens die So . . .“

Da unterbrach sie sich: „. . . Hier, komm, setz dich, Fritz . . . zu mir! Gott, war das eine Hatz heut. Aber mit dem Maurice hab ich abgeschlossen . . .“

Sie sprach ganz allein. Er saß stumm und sah nur immer die Schwester an. Heute kam sie ihm noch viel fremder vor als gestern. Ihre Heiterkeit so forciert, ihr ganzes Wesen so gekünstelt, so unruhig. Unwillkürlich stäubte und stäubte er an seiner Schulter herum, an der vorhin ihre Wange gelegen hatte. Puderspuren —

Dazwischen, wenn er auf eine Sekunde die Augen schloß und lauschte, gewann der Wohlklang ihrer Stimme sein Herz aufs neue —

Und dann packte ihn plötzlich ein heißes Mitleid mit der schönen eleganten Schwester.



Einst hatte er ihr von den Gefahren der Bühne gesprochen — nicht viel anders, wie ein Blinder von der Farbe spricht.

Es lagen nur sechs kurze Jahre zwischen dem einst und heute, aber sie hatten ihn um Jahrzehnte gereift, sie lehrten ihm das Sehen: Deutlich fühlte er es, das Glück, das Marie sich erträumt, das hatte sie nicht gefunden — trotz ihrer Erfolge, trotz ihrer Schönheit und trotz deren glänzendem Rahmen.

Triumphieren hätte er können: er hatte das ja vorausgesagt. Aber daß er recht behalten, stimmte ihn jetzt nur traurig — — —

Von der Mutter sprach sie dann, in warmen Worten und doch auch wieder ein wenig spöttelnd über die alte Frau . . . gleich darauf mit leicht bebender Stimme von deren Heimgang. Und über die Geschwister —

„Wilhelm war bei mir. Ich danke dir, daß du ihn schicktest. Aber du hast recht: er ist schlaff und schwach. Unlustig, fand ich.“

„Er will nicht arbeiten ohne steten Druck.“

„Ist dein Druck auch nicht zu stark, Fritz?“

Er zuckte die Achseln. „Er darf sich nicht darauf verlassen, daß ich ihm die Hände immer und immer wieder unter die Füße schiebe. Er soll einmal mein Helfer, vielleicht mein Erbe sein. Das bringt Pflichten mit sich. Ihm wird's immer noch hundertmal leichter gemacht, als mir.“

Marie seufzte leicht. „Und August?“

„Das ist ein anderer. Der trat einfach vor mich hin. ‚Soldat will ich werden. Ich taug zu nichts anderm.‘ Nun — solch Wort laß ich gelten. Er trägt seit einem Jahr die

Epauletten, seine Vorgesetzten sind zufrieden mit ihm, er ist stolz und freudig in seinem Beruf. Ich wollte, du könntest ihn sehen: er ist ein schmucker Artillerist. Der macht seinen Weg —"

„Und du hilfst ihm den getreulich ebnen! Gottlob, daß du's kannst. Du hast ordentlich etwas vor dich gebracht, Fritz, — durch deinen eisernen Fleiß —"

„Fleiß? Nun ja. Das ist aber schließlich etwas selbstverständliches. Ich hab auch Glück gehabt. Schon daß ich vor vier Jahren, nach dem ersten Aufatmen, draußen ein großes Grundstück kaufte, an dessen Zukunft niemand glaubte, und daß mir das zu einer kleinen Goldgrube wurde, war im Grunde Glück. Und der große Mehrbedarf, den unsere Armee-Reorganisation hervorrief — das war für mich auch ein Glückszufall."

„Und bist du glücklich, Fritz?"

„Ja — ich arbeite."

Es war eine kleine Pause zwischen ihnen. Bis dann auch er fragte: „Und du, Mieze, bist du glücklich?"

Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort. „Ja" — sagte sie dann — „ich strebe!" Es paßte gut auf sein ‚ich arbeite', es paßte vielleicht zu gut. Sein Ohr wenigstens hörte wieder etwas Unnatur heraus, etwas Komödiantenhaftes.

Aber dann sprach sie lebhaft weiter von ihrer Arbeit, ihrem Emporklimmen, und je länger sie sprach, desto offener und natürlicher wurde sie. Von Ungunst und Haß erzählte sie, von Kämpfen und Kabalen, der Mühe, sich durchzusetzen — von aufreibender Hast des Lebens, von der Launenhaftigkeit der törichten Menge, Publikum geheißen, von den kleinen

Sorgen, die das ewige Mißverhältnis zwischen Gage und Toilettenaufwand mit sich bringe, und den großen Sorgen bei jeder neuen Rolle — wird's dir glücken — wirst du gefallen?

Er wurde warm, wie er so lauschte. So mußte es schon sein — gewiß! Das war der Revers der Medaille. Und was blieb da von dem ‚Glück'?

Mit einem Male kam ihm ein freudiger Entschluß. Er faßte wieder nach ihren beiden Händen.

„Marie — du weißt, es geht mir gut. Ich will dir einen Vorschlag machen: wirf den ganzen Krempel weit hinter dich — komme zu mir!" Herausgestoßen hatte er die Worte, ohne Begründung, ganz gegen seine Art fast ohne Überlegung, in einem heißen Augenblicksempfinden.

Sie sah ihn groß an. Ihre Augen feuchteten sich. Aber dann sagte sie, schwer und langsam: „. . . und meine Kunst?"

„Mieze . . . was bringt sie dir denn? Mühe, Sorge, Enttäuschung — du sagst es ja selbst."

Nun schüttelte sie den Kopf — und lächelte —

„Ja, Fritz — das alles. Aber über all dem Wonnen und Freuden ohne Zahl! Ich danke dir — recht von Herzen — aber das, das kann ich nicht!"

Wieder war ein Schweigen zwischen ihnen. Und dann sprach sie noch:

„. . . meine Freiheit . . . nein!"

„Deine Freiheit? Nenn's doch beim rechten Namen: deine Ungebundenheit!" warf er bitter ein.

Sie nickte gelassen. Zwei — drei Male —

Ihre Hände hatte er losgelassen. Jetzt sprang er auf, schritt durch das Zimmer. Das Herz war ihm schwer. Wenn er an ihr vorüberging und sein Blick widerwillig ihre elegante Erscheinung streifte, schossen ihm gallebittere häßliche Gedanken durch den Sinn.

Und sie saß und dachte: ‚er ist doch ganz der alte geblieben — der von damals —‘

Nun blieb er endlich vor ihr stehen. Er meinte seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen zu haben. „Marie“ — sagte er — „deine Freiheit kann dir niemand nehmen, du bist volljährig. Aber als älterer Bruder habe ich doch noch Rechte und Pflichten — moralische — und —“

Da stand auch sie auf. Wieder schüttelte sie den Kopf und wieder lächelte sie: „Nein, Fritz — du hast an mir weder Rechte noch Pflichten. Ich bin ein freier Mensch — Dank meiner Kunst — ein Mensch für mich — Dank meiner Kunst — der sich ausleben darf und will auf seine Art. Die magst du beurteilen, wie du willst. Verurteilen, wenn du nicht anders kannst. Aber rütteln darfst du mir nicht an meiner Freiheit, wie ich sie verstehe —! Du hast schon einmal gesehen, wohin das führt. Damals brach mir das Herz fast darüber entzwei. Heut, Fritz — heut seh ich dir gelassen in die Augen: meine Freiheit ist mein wohlerworbenes Recht.“

Er wollte lachen — ihr ins Gesicht lachen und rufen: mit diesen Phrasen, mein Kind, imponierst du mir nicht!

Aber wie so sein Auge ihrem scharfen, entschlossenen Blick begegnete, blieben ihm Lachen und Worte in der Kehle stecken.

Eine lange, bange Minute standen sie sich hochaufgerichtet gegenüber.

Dann würgte er bitter heraus: „Also gut, Marie . . . so scheiden sich unsere Wege zum zweiten Male . . . du willst es so . . .“

„Nein, Fritz — Gott ist mein Zeuge! — das will ich nicht. So nicht! Hier — komm, Fritz — sei gut — gib mir deine Hand! Ich danke dir noch einmal recht, recht herzlich für all das gute, was du mir auf deine Art zugedacht hast. Daß ich's nicht gebrauchen, nicht annehmen kann, liegt eben in meiner Art. Art gegen Art — oder vielleicht ist's gerade dieselbe Art in uns, die uns das Verständnis so erschwert. Aber wir brauchen uns darüber nicht zu entzweien. Unsere Wege führen wohl so weit auseinander, daß sie sich kaum je kreuzen können. Laß uns darum wenigstens diese Stunde in Ruhe und Frieden verleben — ein wenig froh, wenn es geht, Fritz — sie kommt so leicht nicht wieder —“

Er nagte noch immer an der Unterlippe.

— Also auch diesmal blieb sie die Siegerin; auch diesmal unterlag er.

Aber er stürmte nicht wie damals in die Nacht hinaus. Er hatte gelernt, sich zu bemeistern, sich mit Tatsachen abzufinden. Und hier, das fühlte er, stand er vor etwas Unabänderlichem. Ihm blieb nur eins: ein ruhiges Lebwohlsagen zu gegebener Zeit —

„Wie du willst, Marie — und mag es dich nie gereuen.“

Sie saßen wieder nieder.

Der Kellner brachte den Kaffee. Marie trank hastig eine Tasse und dann noch eine. Das Hündchen war ihr auf den Schoß gesprungen, und legte die Pfötchen auf den Tisch

und bettelte, bis sie in die Zuckerschale etwas Milch goß. „Da, Fifi — du süßes kleines Tierle —“

Die hohen Akzente von vorhin waren ganz verhallt.

Zwischen allem, was sie gesprochen, in gutem und bösem, war ihm immer wieder der Gedanke an Sophie durch den Sinn gegangen.

Es wurde ihm maßlos schwer, den Namen zu nennen. Aber zugleich drängte und quälte es ihn, von ihr zu hören. Nur wie's ihr ginge? Ob sie überwunden hätte. Und der kleine Bernhard? Dies elende sieche Sorgenkind!

Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten.

„Sophie ist noch bei dir?“ fragte er.

Sie mußte doch wohl hören, daß seine Stimme ein wenig unsicher klang. Ihre Hand spielte mit dem Hündchen, aber ihre Augen suchten auf dem Tisch nach dem Briefe. Doch der hatte sich unter den Papieren verschoben.

„Gewiß, Fiekchen ist bei mir. Seit damals, als sie in ihrer Herzensangst an mich schrieb — das arme verlassene Geschöpf —“

Er richtete sich auf. „Du weißt doch, daß ich ihr damals meine Hilfe angeboten habe —“

Marie lehnte sich zurück und schob den Hund vom Schoß.

„Ich wollte nicht von Sophie sprechen, Fritz. Wozu? Es beschwört nur unnötige Bitterkeiten herauf. Aber da du von ihr anfängst: jawohl, du kamst zu ihr, als sie ihr Bündelchen schon geschnürt hatte, als sie im Begriff war, aus der Wohnung, in der kein Stück mehr ihr gehörte, mit ihrem kranken Kinde zu mir zu fahren. Da kamst du und — botest

ihr Geld. Es war ja ganz verständig, so — ich mache dir keinen Vorwurf. Nur daß sie's nicht annahm, das hat mich gefreut. Daß du sehen mußtest: wir haben auch unsern Stolz! Denn ich weiß doch, wie es um euch beide stand ..."

Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen. Sollte sie denn wieder Siegerin bleiben?

„Ich war verreist, als Spieske starb —"

„Auch das weiß ich. Aber auch, daß du dich fast das ganze Unglücksjahr so gut wie gar nicht um sie gekümmert hast. Still', Fritz! Ich rechte ja nicht mit dir. Ich finde ja auch das begreiflich. Denn dir brannte wohl die Scham zu tief im Herzen, und das könnt ihr Männer nie vertragen."

Er sprang auf, griff nach seinem Hut.

Aber gleich setzte er sich wieder, saß eine Weile schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen, gefurchter Stirn, die Hände fest auf die Knie gestemmt, die Augen gesenkt.

„... und nun ... wie geht es ihr? fragte er endlich dumpf.

Da lachte Marie, so daß er ganz erstaunt aufsah.

„Wie's einer armen Blume geht, die lange in elendem Erdreich stand und die der Gärtner umsetzt, begießt, in die Sonne stellt. Fiekchen rührt ihre fleißigen Hände ... was du da siehst, ist meist ihr Werk, geschickt wie sie immer war. Wieder lachen hat sie gelernt und mit den Fröhlichen fröhlich sein. Und singen tut sie, und — nun, warum auch nicht — solch junges Blut — ich denk, sie geizt nicht grade mit den hübschen Lippen. Sie küßte ja immer so gern, und Wien ist halt eine lebenslustige Stadt."

Ob sie wohl wußte, wie den Bruder jedes Wort ins Herz traf? Wie sie ihn niederzwang, ihn demütigte? War's Absicht, oder sprach sie's nur so hin?

Es verging wieder eine Weile, bis er tonlos fragte: „Kann ich nichts für sie tun?"

„Das schlag dir aus dem Sinn, Fritz — sie nimmt nichts von dir."

Aber das Kind — der Kleine?"

„Auch den bringt sie schon durch —"

„Marie . . . . gönn mir doch wenigstens die Freude —"

Einen Augenblick überlegte sie. Es mochte sie doch packen, daß er . . . und wie er bat! „Ich will da nicht kurzweg nein sagen, Fritz —" meinte sie endlich zögernd. „Will mal verständig mit Fiekchen sprechen. Aber nun . . . lassen wir das . . . mir fallen die alten Geschichten immer auf die Nerven . . ." Und mit plötzlichem Übergang begann sie, in ganz leichtem Ton, über allerlei gleichgiltiges, heiteres sogar zu plaudern. Von Bergendorf, der sie einst protegiert und der nun ein alter Mummelgreis, aber dafür Rat im literarischen Bureau des Ministeriums geworden sei; von einem Grafen Ausfeld, der ihr seit zwei Jahren vergebens seine neunzackige Krone anbiete; von einer Premiere in der Hofburg, allerlei Kulissenscherze, dann dazwischen wieder einmal ein wärmeres Wort — und alles doch, meinte er, Stimmungsmacherei. Grade jetzt . . .

‚. . . vielleicht hat sie recht', dachte er. ‚Vielleicht bringt es das Leben nun einmal so mit sich. Es mag wohl überall ebenso sein; die Schattierungen wechseln, der Kern bleibt derselbe . . .

‚. . . vielleicht ist dies Geplauder auch die richtigste Art über allerlei Schweres fortzukommen, und die bequemste dazu . . .

‚. . . vielleicht, nein gewiß, tragen wir alle eine Maske; und solch Gespräch ist ja auch nur Maske . . .‘

Dann warf Marie plötzlich doch einen Satz ein, der ihn aufschauen ließ.

Lächelnd sagte sie es, aber mit eigener Betonung; ein wenig spitz, ein wenig spöttelnd und doch auch mit leisem Anklang von Herzenserwartung.

„Und wann, Fritz, wirst du mir deine Verlobungsanzeige schicken?“

„Dummheit — ich hab anderes zu tun —“ wehrte er scherzend ab.

Aber sie schlug ihn neckend auf den Arm: „Geh doch, Fritz! Plausch nit so dumm! Ich hab doch meine Augen. Wenn die kleine Baronesse nicht bis über beide Ohren in dich verschossen ist, will ich bis zum jüngsten Gericht zweite Rollen spielen!“

Er lachte, wollte Einspruch erheben: „Das junge Ding . . .“

Aber da hatte sie grade einen Blick auf ihre Uhr geworfen: „Um aller guter Götter willen. Halb sieben! Nein . . . wie man die Zeit verplaudert. Mach, daß du fortkommst, Fritz! Ich muß mich ja schleunigst in ein Prachtgewand stürzen . . . Opernhaus. Oder willst du mitkommen? Ich hab noch ein Billet. Nachher soupieren wir bei Meinhardt. Du . . . . zieh nicht solch Gesicht. Mein Himmel, Fritz sei kein Tor, nimm nicht alles so schwer. Du . . .

und besuch mich mal in Wien. Gott behüt dich, Fritz."

Da stand er auch schon auf den Hotelkorridor —
Langsam stieg er die Treppen hinunter.
‚Nimm nicht alles so schwer', hatte sie gesagt.
Ja . . . wenn das so ginge . . . . .

---

8. Kapitel.

Es war Sonntag, Ruhetag. Auch für Haltern, so wie er den Begriff Ruhe auffaßte.

Das Geschäft ruhte, aber in ihm arbeitete es ohne Unterlaß weiter. Grade diese stillen Sonntagsvormittage brachten ihm oft die fruchtbarsten Gedanken zur Reife. Stundenlang konnte er dann, eine Zigarre nach der andern rauchend, in seinem Arbeitszimmer auf und ab gehen, kalkulierend, wieder verwerfend. Eine eigene Gabe war in ihm, auch ohne die greifbaren Unterlagen von Zeichnungen und Zahlen, aus dem Gedächtnis heraus einer Konstruktion bis in alle Details nachzugehen, Fehler zu erkennen und zu berichtigen, einen wichtigen Entwurf, für den seine Ingenieure die solidesten Unterlagen geschaffen zu haben glaubten, im Kopf nachzuprüfen, umzumodeln und — vor allem — an die Stelle komplizierter Aushilfen verblüffende Einfachheit zu stellen. Ein Jahrzehnt hatte während der Zeit schweren handwerksmäßigen Schaffens seine Phantasie geruht. Jetzt trieb sie voll unerschöpflicher Gestaltungslust desto reichere Blüten und befruchtete seine Tätigkeit nach allen Richtungen hin.

Auf seinem Schreibtisch lagen immer einige Blocks Papier. Alle Augenblicke unterbrach er seine Wanderung, um eine kurze

Notiz, begleitet oft von ein paar kernigen Zeichnungsstrichen hinzuwerfen: Weisungen bald für das Konstruktionsbureau, bald für die kaufmännische Abteilung, bald für eine der Werkstätten. —

Heute mußte er sich, was sonst nie vorkam, zur Konzentration zwingen. Es gingen ihm gar zu viele Gedanken durch den Kopf, die er nach seiner Art erst schwer niederkämpfen mußte.

Die vorgestrige Unterredung mit der Schwester arbeitete immer noch in ihm nach. Was hatte sie nicht alles in ihm aufgewühlt! Diese Jugenderinnerungen, Jugendträume, die er längst abgetan glaubte, wie schoben sie sich doch immer wieder in sein Leben ein! Dunkle, häßliche Schatten —

Lachen hätte er mögen: was machte er sich denn Skrupel? Ja doch ... Sophie hatte ein trübes Ehejahr erlebt. Konnte er dafür? Und wenn das: Marie hatte ihm ja so lebhaft geschildert: sie war nun wieder fröhlich unter den Fröhlichen, lachte, küßte —

Aber grade das brannte ihm in der Seele. War's nicht nur eine gefällige leichtfertige Umschreibung? War Sophie auf eine abschüssige Bahn geraten? Und lastete auch das auf seinem Schuldkonto?

Grade so wie das Komödiantendasein der Schwester selbst. Wenn er damals weniger Schroffheit und mehr Liebe angewendet hätte, würde er sie dann nicht doch einen andern Weg haben führen können?

Er fühlte, wie all diese Gedanken seine Arbeitsfreude, seine Denkkraft lähmten. Und deutlicher noch fühlte er die Notwendigkeit, sie zu übertäuben, auszustreichen aus seinem

Hirn. Was half denn alles Sinnen? Andern, helfen konnte er ja dort doch nicht. Noch einmal hatte er das seinige versucht. Seine hilfsbereite Hand war zurückgestoßen worden. Nichts blieb ihm übrig, als einen kräftigen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen, Schluß zu machen. Ein für alle Male. Und das mußte gelingen. Er war doch Mann's genug dazu —

Grad jetzt hatte er am wenigsten Zeit für Empfindeleien. Nie vorher hatte er all seine Spannkraft so nötig gebraucht.

Gestern die lange Konferenz mit Stroußberg, in der es sich um die Übernahme umfangreicher Waggonlieferungen handelte. Er hatte sich die letzte Entscheidung noch vorbehalten. Der Auftrag gab seinem neuen Werk auf zwei Jahre lohnende Beschäftigung, führte es gut ein. Aber die Form der Abwickelung behagte ihm nicht. Stroußberg wollte, wie immer, nur einen Bruchteil bar, den ganzen Rest in Aktien der Bahn bezahlen, die er in Generalentrepise hatte. Das war ein gewaltiges Risiko, denn der Kurswert dieser Papiere schwankte noch wild in der Schätzung der Börse. Und diesem Risiko fühlte er sich selbst nicht recht gewachsen. Er kannte ganz genau seine eigenen Stärken, seine eigenen Schwächen. Die Stärken: seine vortrefflichen, mit den neuesten Maschinen ausgestatteten Anlagen, die an den strengen Anforderungen der Militärverwaltung geschulte Güte seiner Fabrikate, die eigenartige Teilung der Arbeit, die er allgemein durchgeführt hatte und die gleichsam aus jedem Arbeiter einen Spezialisten machte; er schlug auch sein eigenes Können und seine Energie nicht gering an. Aber seine Schwäche blieb trotz aller Erfolge sein allzugeringes Kapital. Was er bisher erworben, hatte er

immer wieder in neue Unternehmungen hineingesteckt. Leistungsfähig war er, wie wenige — das konnte er mit Stolz von sich sagen. Das Risiko eines Auftrags auf sich zu nehmen, an dem eine halbe Million zu gewinnen, aber auch ein paarmal hunderttausend Taler zu verlieren waren, das durfte er kaum wagen.

Und doch war ein großer Wagemut in ihm.

Wieder und wieder wog er alle Chancen ab; überschlug die sicheren Einnahmen aus den Lieferungen für die Armee; stellte die voraussichtlichen des sich so günstig anlassenden Messingwerks in seinen Etat ein; ging im Geiste die Aussichten der Strousbergschen Bahnen durch. Die ganze Persönlichkeit dieses Mannes reizte ihn auch. Ein Selfmademan wie er; mit nichts, als Versicherungsagent, nach Berlin gekommen, jonglierte er heute mit Millionen. Und Pläne hatte er ihm enthüllt —

Vielleicht waren es Seifenblasen — zu einem Teil gewiß. Aber es blieb doch ein Rest von Initiative, von schöpferischer Kraft, den man anstaunen mußte.

Und etwas Wahres lag doch auch in Strousbergs Worten: ‚ein moderner Fabrikant muß auch ein moderner Kaufmann sein; ein moderner Kaufmann ist ohne scharfen spekulativen Trieb nicht zu denken; jede Spekulation ist natürlich ein Wagnis; aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Dazu gehört neben vielem anderen, höheren, auch Glück; ja, dear sir, sind Sie denn ohne Glück emporgekommen? Auf Glück, auf die Laune der Zufallsgöttin, werden Sie in gewissem Maße immer bauen müssen. Ich auch — nur glaub ich, Männer wie wir können bisweilen das Glück und den Zufall zwingen —‘

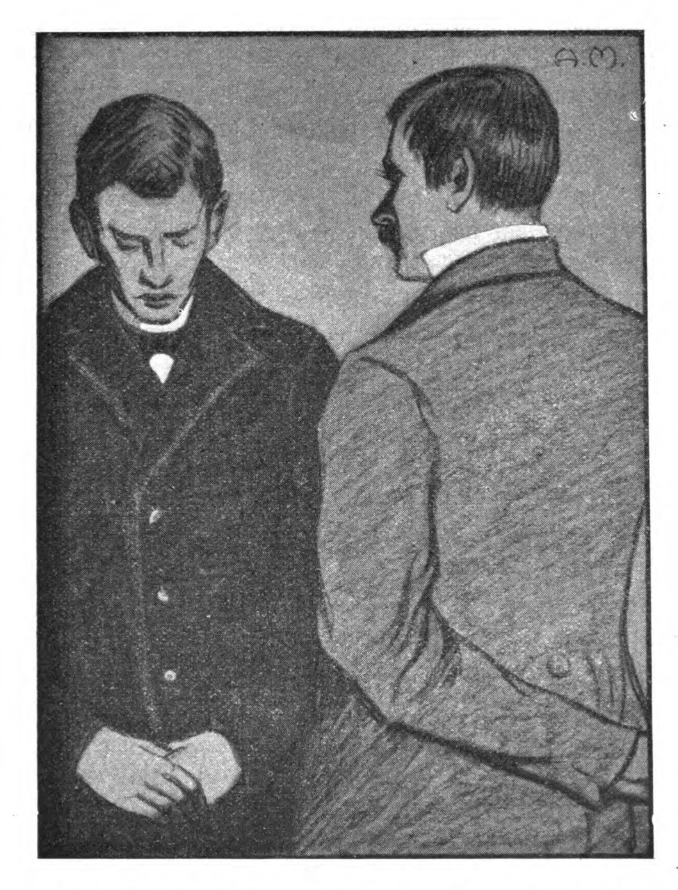
Phrasen ... ja wohl! Man durfte sie nicht allzu scharf unter die kritische Lupe nehmen. Und dennoch: wenn er seinen eigenen Aufstieg rückschauend maß, hatte er nicht auch viel Glück gehabt und zugleich auch bisweilen das, was andere Zufall nennen, erzwungen!

Die Zeit war günstig. Unbestreitbar stand ein mächtiger Aufschwung des Eisenbahnbaues bevor; die Regierung förderte ihn nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch aus strategischen Gründen. Und wenn, wie viele behaupteten Bismarcks Politik in eine Aera kriegerischer Verwickelungen hineinsteuerte, die anderen schweren Schaden bringen konnte, ihm bot sich damit nur die Wahrscheinlichkeit reichen Gewinnes. Schwarzsehen, an schwere Niederlagen glauben, an den Staatsbankerott womöglich — das durfte man freilich nicht. Auf Glück und Stern vertrauen, das mußte man auch hier —

Die Glocken der Georgskirche klangen in seine Gedanken hinein. Schon zehn Uhr! Da mußte Wilhelm bald kommen. Was der nur wieder wollte?

Auch ein ewiges Kreuz! Seit er vor einem Jahre von der Gewerbeakademie gekommen war, schlich er umher wie ein Träumender. Kein Nerv, keine rechte Arbeitsfreudigkeit. Was hatte Marie geschrieben: ‚ich hab versucht, dem Jungen ein bißchen Mut ins Herz zu blasen!‘ Du lieber Gott — wenn doch wenigstens das wahr wäre!

Nun stand der Bruder vor ihm, langaufgeschossen, hager, das junge, bartlose Gesicht hübsch, aber unfrisch, die Augen verträumt und scheu. Immer trug er den Kopf etwas gebeugt, wenn er mit Fritz sprach, wie ein Unfreier. Immer hatte er so etwas weiches, kraftloses in der Stimme —



Und immer wieder versuchte der Ältere, in Güte und Strenge, ihn aufzuwecken, aufzurichten.

Auch heute —

„Tag, Wilhelm! Nun wie steht's? Komm — setz dich! Aber erst steck dir eine Zigarre an —"

„Danke — ich rauche nicht mehr."

Haltern lachte. „Da tust du sehr recht daran. Ein Laster weniger. Ich wollte, ich könnte den verfl . . . Tabak auch abschwören. Nun also — heraus mit der Sprache. Wir wollen mal wie zwei vernünftige Männer mit einander reden. Ganz offen, lieber Junge — das ist die erste Bedingung."

„Ja, Fritz — deshalb kam ich her. Mieze —"

‚Aha!' dachte Haltern. ‚Aus der Ecke pfeift also wirklich der Wind.' Er hatte sich einen Lehnstuhl zurechtgerückt, dem Bruder grad gegenüber, drehte an seiner Zigarre und sah sich Wilhelm etwas mitleidig, etwas belustigt an.

„Also hast du Schulden?"

„Nein Fritz. Wenigstens nichts nennenswertes. Ein paar Taler bei meinem Schuster —"

„Na, das laß nur! Kannst mir die Rechnung schicken. Weiter — ich seh schon, ich muß doch alles aus dir herausholen, wie mit einem Pfropfenzieher: behagt dir deine Stellung in der Fabrik wieder einmal nicht?"

Der Jüngere hielt die Hände flach aneinander gelegt im Schoß. Der Kopf war noch tiefer gesenkt wie sonst. Schon die Haltung brachte Fritz zur Verzweiflung. Und als nun die Antwort ausblieb, wurde er ein wenig heftig.

„Ich bitt dich, Wilhelm, sieh mich doch wenigstens an. Dein glatter Scheitel ist wirklich schön, aber nicht herzerhebend. Sieh mir in die Augen — und tu den Mund auf!"

„Über meine Stellung wollte ich eigentlich nicht sprechen. Du weißt es besser als ich — ich habe wenig praktischen

Sinn. Eigentlich gibst du mir da draußen ja nur das Gnadenbrot.“

„Ach — Blech! Du kannst schon, wenn du willst. Hast mehr gelernt als ich, warst ein guter Abiturient, hast die Akademie mit schönen Zeugnissen verlassen — das kann ich alles nicht aufweisen. Was dir fehlt, ist Selbstvertrauen, mein guter Wilhelm, euergisches Zufassen . . . auch mal in die eigne Brust hinein.“

Wieder blieb die Entgegnung ein Weilchen aus. Der blonde Kopf war aufs neue herabgesunken.

„Du hast wohl recht. Aber du sagst damit doch selbst, daß ich für meinen Beruf wenig passe. Freilich habe ich ihn ja nicht ergriffen.“

„Na —“

„Verzeih — es ist doch nun einmal so, und ich will mich ja auch gern mit den gegebenen Verhältnissen abfinden. Wenn nur —

„Halt einmal, Wilhelm. So kommen wir nicht weiter. Nicht hier, nicht im Leben. Früher hätt ich wohl versucht, dich in deinem — meinem Berufe festzuhalten . . . zu deinem Besten. Ich bin aber gescheiter geworden. Ich suche niemand mehr zum Glück zu zwingen. Noch ist's Zeit, noch bist du jung genug. Wenn du also Widerwillen gegen deine jetzige Tätigkeit hast, gegen den schönen Beruf des Technikers überhaupt, dem meines Erachtens die Zukunft gehört; und wenn du zugleich eine ausgesprochene, starke Neigung für irgend eine andere vernünftige Laufbahn empfindest — dann sattle um. Ich will dir nicht nur nicht im Wege stehen, ich will dich auch in der anderen Karriere zu fördern suchen.“

Haltern hatte lebhaft und sehr ernst gesprochen. Der

leise Zug überlegenen Spottes, der bisher um seine stark ausgeprägten Mundwinkel spielte, war verschwunden.

„Nun warte ich aber auf eine klare und deutliche Antwort!“ schloß er.

Die schlanken Finger des Jüngeren spielten nervös miteinander.

„Fritz —,“ sagte er langsam, „muß denn jeder Mensch überhaupt einen sogenannten festen Beruf haben?“

„In deinen Jahren ihn wenigstens suchen: unbedingt. Ich versteh' dich überhaupt nicht.“

„Ich meine . . . wenn ich mein freier Herr wäre . . . möcht' ich ganz nach meinen Neigungen studieren . . . vielerlei, vorherrschend wahrscheinlich Germanistik . .“

„Wer kein Ziel vor Augen hat, verliert den Weg. Du, Wilhelm, würdest der Gefahr am allermeisten ausgesetzt sein. Dazu biete ich nicht meine Hand.“

Der Bruder schöpfte tief Atem. „Das wußte ich . . . nicht ich sprach deshalb von einem Berufswechsel, sondern du fingst davon an. Ich kam wegen einer anderen, schweren, mir sehr am Herzen liegenden Bitte —“

„So sprich doch endlich —“

Die erregten Hände streckten sich und suchten des Älteren Knie zu fassen . . . „Lieber, lieber Fritz . . . ich möchte deine Einwilligung, deine großmütige Hilfe erbitten . . . ich will heiraten —“

Es fehlte nicht viel, so hätte Haltern laut aufgelacht. Dies Geständnis des unfertigen, innerlich unreifen jungen Menschen wirkte auf ihn zunächst nur komisch. Albern war's — dumm!

Aber zugleich kochte der Ärger in ihm bis zum Überschäumen. Seine Geduld war zu Ende. Er sprang auf, stieß den Stuhl von sich, daß er krachend zu Boden stürzte. „Bist du toll geworden! Du — du — du dummer Junge — heiraten! Damit bleib mir vom Leibe bitt' ich mir aus —" und sein Jähzorn machte sich in den heftigsten Vorhaltungen Luft.

Ohne Widerrede ließ der Bruder die Flutwoge über sich ergehen. Er stand auf, stand mit hängendem Kopf vor Fritz wie ein gescholtener Pudel. Und dann, als der Ältere endlich schwieg, sagte er langsam: „Ich wußte es ja . . . und ich will nun gehen . . ."

Dabei sah er, eigentlich zum ersten Male, Fritz an, und der Ausdruck seines Gesichts war so elend, so traurig, daß der unwillkürlich sagte: „Nein — bleib! Ich will das Nähere wissen — alles!"

Es war nicht nur Mitleid. Jetzt, wo er sich ausgetobt hatte, verdroß ihn die eigene Heftigkeit. Das Leben hatte ihn gelehrt, daß man mit ihr stets am wenigsten erreicht. Und dann dämmerte ihm doch ein schwacher Hoffnungsfunke: ganz auszuschließen war ja die Möglichkeit nicht, daß eine energische Frau diese schwache Seele mit sich fortriß —

Aber das Geständnis des Bruders, das der sich mühsam und auf vieles Zureden entreißen ließ, enttäuschte ihn gleich wieder völlig. Schon nach den ersten Sätzen glaubte er die Situation klar zu überschauen. Die alte Geschichte — der gute Junge, der schwache Idealist, hatte sich in eine Falle hineinlocken lassen, die ihm von der Tochter seiner Wirtin gestellt worden war, oder von Mutter und Tochter zusammen. Fritz erinnerte sich dunkel, das Mädchen einmal gesehen zu

haben: sie mußte ein paar Jahre älter sein als Wilhelm, war ganz niedlich, sah aus, wie solch kleine Nähmamsel eben aussieht. Natürlich: Mutter und Tochter hatten in Wilhelm den Bruder des wohlhabenden Fabrikherrn geschätzt. Sie sollten sich verrechnet haben! Aber gründlich!

Allmählich war Wilhelm ein wenig lebhafter geworden. Er kam auf Fritz, der am Schreibtisch lehnte, zu, suchte ihn zu umarmen, bat: „Sei doch gut! Sei großmütig! Ich hab die Lene doch so lieb, so unbeschreiblich lieb. Ich kann nicht von ihr lassen!“

„. . . Albernheiten —“

„Fritz, du hast doch auch einst ein Mädchen lieb gehabt — Sophie —“

Zuerst brauste er auf: „Ich verbiete dir, davon zu reden! Was weißt du — was wißt ihr alle davon! Davon, wie ich gerungen, wie ich gelitten habe! Das ist meine, ganz meine eigene Sache!“

Dann etwas ruhiger: „Aber daß du's nur weißt! Ja, ich hab sie sehr lieb gehabt. Aber ich hab das heruntergezwungen, weil ich eben nicht heiraten konnte. Nicht konnte — nicht zuletzt um euretwillen! Und du siehst ja: es ist gegangen. Keiner von uns beiden ist gestorben. Im Gegenteil — frag' doch die Mieze: die Sophie ist fröhlich mit den Fröhlichen, sie lacht und — ach — lassen wir das! Du und ich! Mein Junge, du mußt dir noch manchen Wind um die Nase pfeifen lassen, um der zu werden, der ich damals war. Denn mich hatte Not und Selbstzucht frühzeitig in harte Schule genommen —“

Er hatte die Hände des Bruders abgeschüttelt. Ein paar Male ging er mit heftigen Schritten auf und ab.

Dann blieb er wieder stehen.

„Also — mein letztes Wort: Du schlägst dir den Unsinn aus dem Kopfe. Verstehst du — ich will es, und — nun — du kennst mich — meinen Willen setze ich schon durch Mit dem Mädel werd ich selbst verhandeln oder besser mit der wackern Frau Mutter, dieser —“

„Fritz —“

„Still! Ich will dir's aber erleichtern, wenn du verständig bist. Ich hab mir das soeben überlegt. Nach England solltest du so wie so — nach Manchester — zu Tillot & Cie. Die praktischen Leute da drüben werden dir gut tun — in jeder Beziehung. Eigentlich wollt ich dich erst im Frühjahr 'rüberschicken. Jetzt — also, kurz und gut, du reist heute abend! Verstehst du! Bitte, kein Wort! Ich will's!“

Er war selbst sehr froh über den Entschluß. So war alles gut, alles geregelt. Einen ernsten Widerstand brauchte er hier nicht zu erwarten. Und wenn wirklich Wilhelm, dies große Kind, sich widersetzen wollte, nun — dann mußte er sich biegen oder brechen.

Der Bruder stand bereits wie zerbrochen vor ihm. Eine ganze Weile. Bis Fritz ihn an den Schultern packte und rüttelte: „Wilhelm — sei doch nur einmal ein Mann! Zum Donnerwetter — sei froh, daß ich deine Dummheit wieder einrenke! Wie kann ein vernünftiger Mensch sich so hineinlegen lassen! Sich die ganze Zukunft ruinieren wollen! Es gibt mehr hübsche Mädel auf der Welt — hübschere! Um

sechs Uhr bist du wieder bei mir, hörst du, — ich bring dich selbst zur Bahn!"

Kein Wort sprach der Jüngere. Er nickte . . . und dann ging er.

Erst in der Tür wandte er sich noch einmal zurück. Wieder mit dem tieftraurigen, gequälten Ausdruck im blassen Gesicht.

„Nun — Wilhelm? Was soll's noch?"

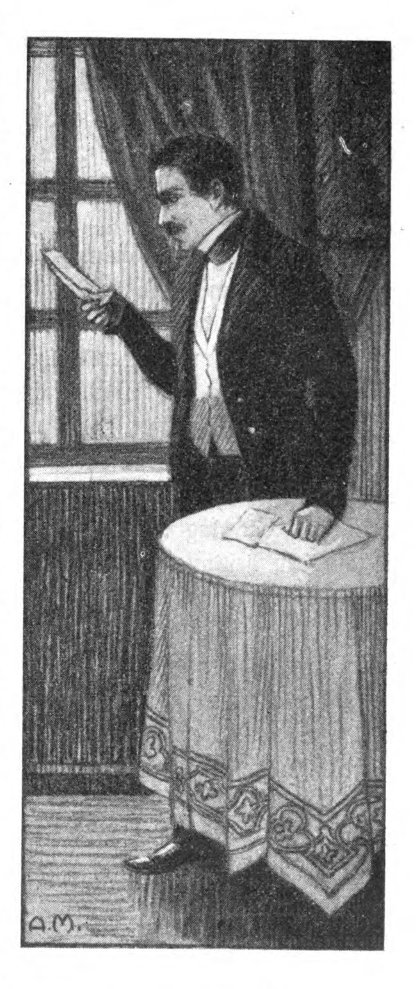
Da schüttelte der andere den Kopf, und dann zog er die Tür hinter sich zu.

Haltern sah noch eine Weile nachdenklich vor sich hin. Es war zu dumm, zu allem — wirklich albern! Zweiundzwanzig Jahre alt und heiraten . . . solch kleines Pflänzchen . . . Studentenliebchen . . . filia hospitalis nannten die das ja wohl! Ein Glück, daß der Bengel minorenn war . . . da ließ sich noch ein Riegel vorschieben. ‚Na . . . ein Jahr im Ausland wird ihn schon kurieren. Wenn's mir so geboten worden wäre . . .'

Er sah nach der Uhr. Schon halb eins. Und während er dann im Nebenzimmer Toilette machte, überlegte er weiter: ‚Eigentlich sollte ich gleich zu der werten Mama fahren, ihr reinen Wein einschenken. Und wenn ich den Jungen auch mit ein paar hundert Talern loskaufen muß . . . immer noch besser als . . .

‚Natürlich . . . die Mieze hat ihm ‚Mut ins Herz' geblasen . . . hätte auch 'was verständigeres tun können.'

Die heftige Aussprache mit dem Bruder hatte ihn geradezu erleichtert, befreit. Er empfand das selbst fast wie eine Wohltat. ‚Immer geht's dir so', dachte er, ‚wenn du irgendwo, irgendwie recht fest zupacken mußt . . .'



Er band sich sorgfältig die schwarze, breite Halsbinde um, warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, ging in das Arbeitszimmer zurück und holte noch einmal das kleine, rosenrote, duftende Billet der Schwester heraus.

„Lieber böser Fritz! Vor der Abreise nach Wien, zwischen einem Berg von Kartons, noch einen Gruß. Es war doch schön, daß wir uns wiedersahen. Morgen kommt der Wilm zu Dir, um 10 Uhr. Diesmal schicke ich ihn Dir. Ich hab versucht, im Mut ins Herze zu blasen. Ins Herz . . . krause Dinger diese Menschenherzen. Man muß jedes einzelne zu verstehen suchen.

Es ist nicht jeder ein Fritz Haltern, der wohl sogar seinem Herzen

kommandieren kann. Oder auch er nicht? Du schrieest mich zwar an: Unsinn! Aber wenn ich die Augen zumache, seh ich Dich immer wieder hinter dem Stuhl einer gewissen, kleinen, hübschen Baronesse, und sehe die greifbar deutlich vor mir. Ihre Augen sprechen zu Dir und für Dich. Ich kenne das.

So oder so, mein lieber böser Fritz: Glück auf! Deine Mieze."

Er überflog noch einmal die Zeilen. Sie gefielen ihm nicht, sie verdrossen ihn, Satz fast um Satz. Schließlich nötigten sie ihm dennoch ein kleines Lächeln ab. Scharf hatte die Schwester schon gesehen. Ihr gegenüber hatte er leugnen müssen, rundweg — selbstverständlich. Aber daß Marion Hellwang ihn auszeichnete, das wußte er selbst am besten.

‚Auszeichnen' war vielleicht nicht das zutreffende Wort, war zu sehr Gesellschaftsfloskel. Es stak etwas Bewußtes darin und das lag Marion ganz gewiß fern. Sie war ja bis auf den heutigen Tag ein großes Kind geblieben trotz der Genfer Pension, trotz aller gesellschaftlichen Gewandtheit, trotz Tante Margas Einfluß. Dafür hatte die alte, prächtige, liebe Frau schon gesorgt und, solang er lebte, der Großpapa.

Nein ‚Auszeichnen' paßte nicht. Aber sie hatte ihn gewiß gern. So weit er zurückdachte, hatte sie ihm immer ein eigenes Interesse gezeigt, kindlich zuerst, bisweilen kindisch, dann ganz im Sinne des rechten Backfisches — und, seit sie aus der Pension zurück war — wohl noch anders —

Es war wohl möglich, daß . . .

Er lächelte wieder vor sich hin. Der nicht fertig ausgesponnene Gedanke schmeichelte doch seiner Eitelkeit. Aber dann wurde aus dem Lächeln ein Lachen über sich selbst.

Vanitas vanitatum . . . er hatte mehr zu tun, als an süße Minne zu denken, einer törichten Selbstschmeichelei nachzugeben. Für ihn galt es noch immer: nur keinen Ballast an Bord seines arbeitsschweren Lebensschiffes nehmen —

Ein Rest blieb freilich, ohne daß er es sich selbst gestand.

Er hatte die gesellschaftliche Verpflichtung, endlich einmal der Exzellenz seine Aufwartung zu machen. Mehr als nur die gesellschaftliche: er wußte, welche Freude ihr jedesmal sein Besuch bereitete. Und während er über die Linden schlenderte und die Wilhelmsstraße hinunter, schossen ihm doch wieder allerlei krause Gedanken durch den Kopf.

‚Krause Dinger diese Menschenherzen‘, hatte ja Mieze wohl geschrieben.

Hübsch war die kleine Marion, lieb, frisch, — sonnige Jugend. Und dabei vornehm vom blonden Scheitel bis zu den schmalen Füßchen. Ihr ganzes Wesen apart — rassig. Jawohl . . . die Rasse, das Ererbte hatte wohl mehr dazu getan, als persönliche Eigenart war.

Sie galten ja auch für sehr wohlhabend — Hellwangs! Nun, Gottlob, das spielte für ihn keine Rolle. Es mischte sich wieder ein Gram kühler Überlegung in seine Phantasien: ‚auch wenn du eine wohlhabende Frau heiratest, ändert's deine Situation kaum; ihr Jahreseinkommen geht doch für die Umgestaltung deines Haushaltes auf, für die geselligen Ansprüche.‘

Aber die Beziehungen, die Verbindungen! Ein Hellwang im Generalstab, ein Bruder der Mutter vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Bauten. Ein Vetter der alten

Exzellenz Minister in Dresden, ein anderer — richtig! — Oberpräsident, Mitglied des Herrenhauses . . .

Hundert Türen erschlossen solche Verbindungen — auch im Rechtsstaat Preußen waren, blieben sie wertvoll. Zu menschlich erklärlich das: kommen zwei Gleichberechtigte, gleich Leistungsfähige mit demselben Antrag, dann neigt sich eben leicht die Entscheidung dem zu, der irgend eine persönliche Beziehung in die Wage zu werfen hat . . .

Nun stand er vor dem schmalen grauen Hause und schüttelte, während er die Klingel zog, über sich selbst den Kopf: ‚Bist ein Narr, Haltern!'

„Exzellenz zu sprechen?"

Der alte Johann, der Haltern noch als Schlosser kennen gelernt hatte, war so ziemlich der einzige, der ihn immer noch etwas von oben herab behandelte, bisweilen mit leichtem Wohlwollen, bisweilen fast ein wenig geringschätzig. Manchmal amüsierte es Haltern, manchmal verdroß es ihn. Er hatte versucht, das Herz des brummigen Greises durch gelegentliche Versilberung der Handfläche zu gewinnen; aber das half nichts — Johann steckte das Zweitalerstück ein und blieb der Alte.

Auch heute stand er wieder in nachlässiger Haltung auf der Schwelle, drückte den Zeigefinger gegen die ungeheuerliche Warze auf der Nase, sagte kurzweg „Ja —" und stieg dann vor Haltern die Treppe hinan, ganz langsam und asthmatisch pustend. Seitdem vor drei Jahren der General heimgegangen, war er noch klappriger geworden. Solch altes Inventarstück, zu nichts recht nutz mehr — und paßte dennoch gut zu diesen Räumen mit den Gobelins an den Wänden des Treppen-

hauses, der abgegriffenen eichenen Balustrade, dem weichen altmodischen Lawendelduft.

„Ihre Exzellenz werden wohl bald kommen. Spazieren Sie nur hier herein und warten Sie —“

Der Diener hatte die Tür des langgestreckten schmalen Zimmers geöffnet, in dem das Portrait von Marions Vater hing. Und als Haltern über die Schwelle trat, fiel sein erster Blick auf die Tochter, die grad dem Bilde gegenüber in der tiefen Fensternische saß.

Sie hob nur ganz flüchtig den Kopf von ihrer Stickerei, als Sie die Tür gehen hörte; dann stichelte sie weiter, dachte wohl, der Diener sei durch das Zimmer gegangen. So konnte er sie einen Moment, selbst unbemerkt, beobachten.

Lieblich sah sie aus in ihrer stillen Emsigkeit. Das feine Köpfchen leicht vornübergeneigt, die blonden Locken im Nacken.

Plötzlich überkam ihn das peinliche Empfinden, einen gesellschaftlichen Verstoß zu begehen. Dieser Esel ... der Johann ...

Er ging auf sie zu.

Da sah sie hoch und sprang auf. Der Stickrahmen fiel zu Boden. Eine Blutwelle überflutete ihr Gesicht, sie faßte verwirrt mit beiden Händen nach den Schläfen, drückte die Locken zusammen. ... „Herr Haltern ...“

Er hatte seine Sicherheit schon zurückgewonnen, hob den Stickrahmen auf: „Verzeihung gnädiges Fräulein. Der Diener wies mich hier herein. Ich wollte Exzellenz meine Aufwartung machen.“

Sie stand noch eine Sekunde ganz befangen und doch ein leises, frohes Lächeln auf den Lippen.

„Mein Gott, wie konnt ich mich nur so erschrecken. Groß=mama wird sich sehr freuen . . . Herr Haltern,“ Und dann hastig: „Ich will Großmama rufen.“

„Johann meldet mich schon, gnädiges Fräulein.“



Nun trat sie aus der Nische heraus und reichte ihm die Hand. Er beugte sich küßte sie und sagte sich sogleich: ‚man küßt doch jungen Mädchen nicht die Hand‘. Aber es war nun einmal geschehen, und er fühlte, daß ihre Rechte

leise bebte. Diese kleine Hand — sie lag so eigen vertrauensvoll in der seinen —

Langsam zog Marion sie zurück und griff dann gleich nach dem Stickrahmen. „Bitte . . . das dumme Ding . . . was quälen Sie sich damit . . .“ Und ohne daß sie beide es wollten, berührten sich dabei aufs neue ihre Hände.

Nicht ein Wort fand er . . .

Aber dabei überlegte er nüchtern und klar: ‚Bist du nicht ein Hans im Glück! Fritz Haltern . . . sollte Dir das wirklich beschéert sein? Was wohl die Leute dazu sagen würden: fängt sich der Schlossergeselle auch noch ein Edelfräulein ein . . . jung . . . hübsch . . . reich! Unglaublich! Sei kein Tor, Fritz, greif zu . . . damit setzt du auch den dicken Strich unter alles Vergangene! Und schön muß es doch auch sein, endlich einmal ein Heim zu haben und ein zärtliches Frauchen . . .‘

Dann doch wieder: ‚nur nichts übereilen! Das ist nicht der richtige Weg! Erst bei der Großmutter anfragen oder bei Hellwang . . .‘

Sie rührte sich kaum. Es wogte in ihr. Kleine Kindheitserinnerungen . . . wie die Großmutter einmal gesagt hatte: ‚Marion, so wie der Haltern sah dein guter Papa aus‘ . . . wie sie dann zu ihm emporgeblickt hatte . . . so fest und energisch war er ihr immer erschienen, recht wie ein ganzer Mann . . . imponierend! Geträumt hatte sie von ihm . . . gelauscht, das Herz voll Innigkeiten, wenn sie hörte: ‚Respekt vor dem Haltern. Das macht ihm keiner nach!‘ Ihr Held war er geworden . . . ihr Ritter . . .

Sie saßen gewiß nur wenige Minuten gegenüber. Ihr kam's vor wie eine Ewigkeit. Alles in ihr drängte ihm entgegen —

Da sprach er endlich: „Dort . . . das ist das Porträt Ihres Herrn Vaters . . ."

Sie hob, wie mit einer Willensanspannung, das Köpfchen, sah erst ihn an, dann das Bild, dann wieder ihn . . . nickte, als könne sie nicht sprechen . . . und plötzlich schossen ihr die großen Tränen aus den Augen, sie schluchzte auf, barg das Gesicht in beide Hände —

‚Alle Wetter, das fehlte noch! Tränen!' war sein erster Gedanke. ‚Wenn jetzt die alte Exzellenz kommt . . .'

Aber zugleich packte ihn eine leise Rührung. Wie lieb sie ihn haben mußte. Die kleine Marion —

Und er faßte mit seinen starken Händen ganz sanft nach den ihren und zog die Finger von ihrem Gesicht. Da sah sie ihn aus den tränenüberströmten Augen wie beseeligt an. Ihre Lippen bewegten sich, aber es kam kein Laut hervor — nur ein Hauch —

Warum weinen Sie denn, Fräulein Marion?"

„Ach . . . ich . . ."

Seine Hände hielten noch immer ihre Finger umspannt.

Der Entschluß war doch schwer. Wieder und wieder wog er ab, zögerte er.

Bis dann die Stimme rief: ‚Sei kein Tor! Diese Stunde kehrt so leicht nicht wieder! Nie vielleicht . . .'

Und da nahm er sie fest an seine Brust. Und sie lachte und weinte in einem. — — — — —

Als Haltern am Spätnachmittag seiner Wohnung wieder zuschritt, war ihm zumute, als müßten all, die ihm begegneten, ihm Glück wünschen: da geht der, der sich vor zehn Jahren noch als Schlosser mühsam sein Brot verdienen mußte

— sich und den Seinen — und heute hat er sich die hübsche Erbin, die Marion Hellwang mit den blonden Locken und den blauen Augen heimgeholt! Der versteht's — paßt mal auf, der wird's noch weit bringen —

Wie glatt das alles gegangen war. Na ja, bei der alten Großmama hatte er ja immer einen Stein im Brette gehabt. Die hatte ihren Segen mit ein paar Tränen gegeben . . . ‚Sei ihm eine gute Frau, Marion . . . und Sie, lieber Haltern, seien Sie nachsichtig gegen das Kind. Sie kennen Marion ja seit langen Jahren, und doch wohl zu wenig. Man sieht's ihr gar nicht so an, wie die ihren Kopf für sich allein hat —'.

Du lieber Gott, ihm gegenüber wird sie sicher diesen ‚Kopf für sich allein' nicht aufsetzen.

Aber auch Hellwang, der Major, hatte sich überraschend gut mit der Situation abgefunden. Vernünftiger Mann, der er immer gewesen war.

Und Marion! Es waren doch schöne Stunden gewesen. Etwas ganz neues, so innig, wie ein Frühlingstag — — —

Je mehr er sich seiner Wohnung näherte, desto langsamer wurden seine Schritte.

Der Bruder fiel ihm wieder auf die Seele.

Wunderlich war's schon.

Da kam er nun selbst grad von seiner Verlobung und ging, den Wilhelm fortzuspedieren, damit er nicht etwa Dummheiten machte —

Suchte der denn nicht auch sein Glück, auf seine Art!

Unsinn! Erstens war's kein Glück. Sicher wär's ein Unglück geworden. Und dann: das hätte grade jetzt noch

gefehlt, daß der Bruder von Fritz Haltern, der Schwager Marions, sich mit einer kleinen Nähmamsell verplemperte.

Es machte sich leichter, als Haltern selbst erwartete. Er hatte noch allerlei Einwände erwartet, Vorstellungen, Bitten. Nichts davon. Wilhelm war scheu, betreten, aber fügsam. Er nahm das reichlich bemessene Reisegeld und seine Empfehlungsbriefe, er hörte die gut gemeinten Ermahnungen schweigend an. Fast zum mißtrauisch werden fügsam zeigte er sich.

Von seiner eigenen Verlobung sagte ihm der Bruder absichtlich nichts. Wozu? Das ließ sich besser schriftlich erledigen. Jetzt wäre es unklug und grausam zugleich gewesen.

Was für einen unsicheren, unglücklichen Blick der Wilhelm nur hatte. Fast als drücke ihn eine Schuld —

Auf der Fahrt zur Bahn fragte Haltern: „Offen und ehrlich — kann ich für dich noch etwas tun? Ich tu's gern."

Der schüttelte den Kopf.

„Wilhelm, was siehst du nur so aus wie ein betrübter Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind. Denk an die Zukunft, dann kommst du am schnellsten über die Gegenwart fort. Denk an England und was dich da alles erwartet —

„Ja, Fritz . . ."

Auf dem Bahnhof stürzten dem großen Jungen plötzlich die dicken Tränen aus den Augen.

Mein Gott . . . ja . . . es mochte ja schwer sein. Aber diese weibische Art! —

„Fritz — sei mir nicht böse! Beim Andenken an unsere Eltern beschwöre ich dich . . ."

„Böse — bewahre! Reise mit Gott, Wilhelm. Und Kopf hoch, Brust heraus! Schreibe bald — ich werde mich herzlich freuen, gutes von dir zu hören!“

„Ja — ja! Ich schreibe gleich —“

Erleichtert hatte Haltern aufgeatmet, als der Zug aus der Halle brauste. Morgen früh war der Wilhelm in Hamburg . . . übermorgen Abend in London . . . lag nur erst das Meer zwischen ihm und seinem Liebchen, dann fand sich alles weitere von selbst.

Am nächsten Mittag fuhr er doch zu Frau Wenniger nach der Rosentalerstraße.

Zu seiner innersten Genugtuung fand er alles, wie er es erwartet hatte. Die kleine Person, solch echtes Berliner Kind mit Zottelfranzen über der Stirn und hübschen kecken Augen; die Mutter eine dicke ordinäre Madame, mit der man ein deutliches Wort reden konnte.

Sie spielten sich zwar ein wenig als die Beleidigten auf. Die Alte sprach beredt von verletzter Ehre und einem Heiratsversprechen. Das Fräulein heulte. Aber als Haltern klipp und klar erklärte, daß sein Bruder minorenn sei und er als Vormund nie und nimmermehr seine Einwilligung geben würde, und als er fünf Hunderttalerscheine auf den Tisch legte und den von seinem Rechtsanwalt aufgesetzten Schein dazu, daß Fräulein Wenniger auf alle etwaigen Rechte aus besagtem Heiratsversprechen verzichte, da sahen beide sich verständnisvoll an. Nach wenigen Sperren nahm die Mutter die Kassenscheine, und die Tochter unterzeichnete unter einigen weiteren Tränen das Schriftstück.

Fünf Tage später lag bei der Frühpost ein Brief Wilhelms aus London.

Hastig riß Haltern den Umschlag auf. Aber kaum hatte er die ersten Zeilen überflogen, so schleuderte er das Papier wütend zur Erde.

Der Bruder teilte ihm seine vor drei Tagen auf Helgoland vollzogene Heirat mit; er habe seinem Herzen folgen, eine Gewissenspflicht erfüllen müssen. Inständigst erflehte er Verzeihung, Vergebung für sein eigenmächtiges Handeln — bat, daß Fritz ihm seine Liebe und seine Güte nicht entziehen möge.

Gallebitter lachte Haltern auf, als er den Bogen wieder aufgenommen hatte: die Form des Briefes stammte von dem Bruder . . . aber der Inhalt von der kleinen hinterlistigen Person mit den Trottelfranzen und den hellen Augen; die hatte sicher hinter dem Stuhl gestanden, als Wilhelm schrieb.

Mochten sie sich mit ihrem Schicksal abfinden!

Er packte weitere fünfhundert Taler zu dem Verzichtschein der neuen Schwägerin und schrieb nichts dazu als: „Wir sind fertig mit einander — für immer! Fritz Haltern."

Fertig mit einander —

Wie schnell sich das hinschrieb . . .

Marie, die Schwester hatte er verloren. Der eine Bruder war für immer von ihm geschieden. Der andere seinem Beruf entfremdet —

Es mochte wohl oft so gehen in der Welt. Die Familien fallen auseinander, jeder wandert seinen eigenen Weg . . . ins Glück oder ins Unglück. Sich dagegen zu stemmen, ist nutzlos —

Eine ganze Weile hielt Haltern seinen Brief an den Bruder in beiden Händen.

Dann legte er ihn langsam vor sich hin auf die Schreibtischplatte . . .

Der hatte nun sein Beistand sein, sein Erbe werden sollen —

Das war vorbei. Jeder ging eben seinen eigenen Weg. Gut — gut —

‚Ich ja auch! Aber mein Weg muß aufwärts führen!‘

Und dann lächelte er. ‚Die andern gehen ihren Weg. Ich baue mir den meinen. Das ist der Unterschied —‘

---

9. Kapitel.

Lang hin am aufgemauerten Spreeufer streckten sich die roten Fronten der Werke. Vorn im Strome ankerten ein paar Kohlendampfer; große Schleppkähne wurden beladen. Aus dem breiten Hofe führten die Anschlußgeleise nach der kürzlich eröffneten Görlitzer Eisenbahn.

Seitlich der Fabrik dehnten sich die Anlagen des parkähnlichen Gartens, aus deren Grün die neue Villa hervorschimmerte. Es hatte einige Mühe gekostet, die junge Frau zum Verlassen des alten Hauses in der Wilhelmsstraße, das sie bis zum Tode der Großmutter mit der gemeinsam bewohnt hatten, zu bereden. Aber Haltern wollte seinem Hauptwerke nahe sein. Er hatte es im letzten Jahre oft und lästig genug empfunden, welch kostbare Zeit ihm durch die weiten Wege verloren ging. Durch die weiten Wege und . . . nun ja, an einen so kurze Zeit verheirateten Mann werden eben allerlei unnütze Ansprüche gestellt. Ein Vorwurf daraus ist niemand zu machen, am allerwenigsten der jungen Frau selbst . . . obschon . . .

Übrigens: jetzt hatte sich Marion wohl und ganz gut mit der Veränderung abgefunden. Die Villa war reizend, der Garten freilich noch im Werden, aber hübsch angelegt, und die weite Wasserfläche brachte selbst in diesen heißen Junitagen Kühlung. Nur der Kohlendampf aus den häß-

lichen Schloten nebenan und der Lärm der fauchenden, rasselnden Maschinen — Tag und Nacht —, aber daran gewöhnt man sich wohl auch.

Unter dem rot-weißgestreiften Zeltdach seitlich der Villa saßen sie beim Frühtee. Haltern war soeben erst von der Fabrik zurückgekommen — er stand ja immer ‚mit den Hühnern' auf — hatte in seiner gewohnten Eile eine Tasse Tee heruntergestürzt und faltete nun ein Zeitungsblatt nach dem andern auseinander, überflog sie, ließ sie zur Erde flattern. Und fast bei jedem Blatt wurde sein Gesicht ernster, düsterer.

Sie kannte diese hastige Art des Lesens schon. ‚Fritz ist überhaupt kein Mensch wie ihr andern alle', sagte sie wohl einmal. ‚Er hat etwas von irgend einer seiner großen Maschinen in sich, solch unheimliches Schwungrad oder wie sie das nennen. Und ein Dampfkessel muß auch in ihm stecken, glaub ich.' — ‚Hoffentlich fehlt das Ventil nicht —', hatte Tante Marga eingeworfen. — ‚Das Ventil! Ich weiß nicht . . . manchmal denk ich, er explodiert.'

Heute wurde ihr die Sache doch zu bunt. Sie klapperte erst etwas geräuschvoll mit der Tasse und Löffel, bat — „Willst du nicht dein Ei —" und als er gar nicht antwortete, sagte sie: „ Nun laß doch endlich die alten Zeitungen. Was gibt's denn?"

Er schob das letzte Blatt zusammen. „Es geht wirklich los, Marion."

„Was denn?"

„Was ich längst voraussah: Krieg mit Österreich —"

„Die arme Tante Marga," sagte sie und butterte ihr Brötchen weiter. „Aber das gibt dann tüchtiges Avencement."

Das war alles, und er hatte wohl nicht viel mehr erwartet. Ein etwas ironisches, bitteres Lächeln konnte er nicht unterdrücken.

Eine Weile saß er schweigend, das zusammengefaltete Zeitungsblatt in der Hand.

Die Nachricht, daß Preußen im Frankfurter Bundestag erklärt hatte, es betrachte den Deutschen Bund als aufgelöst, mußte gleichbedeutend mit der Kriegserklärung sein. Endlich! Ihm dünkte sie eine Erlösung nach der Gewitterschwüle in all den letzten Monaten. Wie hatte die Ungewißheit auf dem ganzen Erwerbsleben gelastet, jede Unternehmungslust gedämpft, die Männer bedächtiger Vorsicht völlig zurückgehalten, die Wagemutigen vorsichtig gemacht.

Mehr und mehr waren die Kurse abgebröckelt, auch er hatte das bitter empfunden, dank der Lieferungen für Strousberg. Wenn er nicht die Staatsaufträge gehabt hätte, das Wasser stände ihm längst an der Kehle. Auch so waren die Zeiten trübe genug gewesen.

Marion war plötzlich eine erschreckende Idee gekommen: „Herrgott .... unser Gartenfest am zwanzigsten —“

„Das wirst du wohl absetzen müssen.“

Sie schob ihre Tasse zurück. „Ich denke nicht daran,“ sagte sie eigensinnig. „Weshalb denn?“

„Einmal weil ich es unpassend finde, in dieser Zeit eines Bruderkrieges Feste zu geben ... und dann rückt jedenfalls auch in den nächsten Tagen der Rest der Garnison mit all den lieben Leutnants aus.“

Den Spott der letzten Worte überhörte sie. „Bruderkrieg ...?“


A.METZEROTH.

„Nun ja. Deutsche gegen Deutsche . . . wieder einmal Deutsche gegen Deutsche. Schrecklich genug, wenn es auch eine bittere Notwendigkeit ist.“

Sie zog das feine Näschen kraus. „Das macht der Bismarck . . .“ sagte sie. „Herr von Collignon hat mir das neulich auseinandergesetzt: Herr von Bismarck ist der Hecht im europäischen Karpfenteich, der allgemeine Störenfried. Den armen Herzog von Augustenburg hat er auch um sein Land betrogen.“

Haltern mußte doch lachen. „Ein weiser Mann — dein abgedankter Legationsrat. Aber du wirst gut tun, Marion, dich nicht zur Verbreiterin seiner Weisheiten zu machen. Denk lieber daran, was dein Großpapa gesagt hätte: der König hat befohlen — punktum!“

Mit der Hartnäckigkeit eines Kindes kam sie wieder auf ihren Ausgangspunkt zurück: „. . . unser Gartenfest . . . ich habe doch schon alles vorbereitet . . .“

„Dann mußt du eben abbestellen, was abzubestellen ist. Das Fest findet nicht statt.“

Er hatte ganz ruhig gesprochen, aber sehr bestimmt. Sie wußte: nun galt kein Widerspruch. Aber sie verzog den hübschen Mund zu einem leichten Schmollen. „Keine Freude hat man mehr . . . so öde ist es hier draußen . . . fast alle Bekannten sind schon verreist. Wann gehen wir denn eigentlich fort?“

„Marion! Der Krieg steht vor der Tür — und du denkst an eine Vergnügungsreise!“

Das traf doch.

Sie schämte sich, schlug die Augen nieder, das Blut stieg ihr ins Gesicht.

Wie ein ganz junges Mädchen sah sie wieder aus. Wie ehedem, als sie noch anstatt der schweren Flechtenkrone die Locken trug.

So liebreizend. Ernstlich zürnen konnte man ihr nicht ... es lohnte auch nicht. Haltern unterdrückte einen kleinen Seufzer. Sie war und blieb ein Kind. Folgsam wie ein Kind heute; eigensinnig wie ein Kind morgen.

Plötzlich sprang sie auf, lief um den Tisch, setzte sich ihm auf die Kniee, zauste ihm im Schnurrbart. Selbst in ihren Zärtlichkeiten blieb sie immer das Kind —

„Ganz recht hast du, Fritz. Ich Dummbei ich. Und ich müßte doch froh sein, daß du nicht in den bösen Krieg mitbrauchst. Das könnt ich nicht ertragen, gar nicht denken darf ich daran. Du — dann rückt der August wohl auch bald aus?"

Er nickte schwer. „Gewiß, Marion —"

„Aber er wollte doch den Abschied nehmen und bei dir eintreten?"

„Das geht nun nicht. Jetzt nicht."

Sanft schob er sie von sich. „Ich muß geh'n —"

Sie sah erschrocken in seine Tasse — „Gar nicht ordentlich gefrühstückt hast du —" und bettelte ihm wie meist ein paar Minuten ab. Mit einer kleinen hausfraulichen Wichtigkeit zwang sie ihm noch ein Brötchen auf, ein Ei. Es stand ihr allerliebst — aber er dachte immer: als ob sie ‚Puppen spielte'.

„Die Herren von der Abnahme-Kommission werden heute wohl bei uns frühstücken. Um ein Uhr, denke ich."

Das war ihr Fall Die charmante Wirtin zu spielen, das liebte sie und verstand sie. Sofort nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. „Dann lasse ich hier draußen servieren.

Wie neulich weißt du — eine warme Platte und kalten Aufschnitt. Und — was meinst du? — heute ein Glas Champagner. Du mußt mit den Herren doch anstoßen . . . auf den Sieg!"

„Meinetwegen — obschon man eigentlich den Sieg erst feiern sollte, wenn er errungen ist."

Sie hakte sich in seinen Arm, während sie den bekiesten Weg herunterschritten.

„Oh . . . die Preußen siegen immer!" plauderte sie weiter. „Das sagte der Großpapa, und der verstand doch etwas davon, der hatte ja sogar das eiserne Kreuz."

Wunderlich: er überhörte so leicht, was sie sprach — das letzte Wort schlug Wurzel in ihm. Mit einem Male sah er den Vater vor sich auf dem Totenbett, das Kreuz von Eisen auf der blutigen Brust. Der Vater . . . . der hätte auch gesagt: ‚die Preußen siegen immer . . .'

Aber damals, 1813, waren sie ausgezogen gegen den Erbfeind, gegen das übermütige Frankreich, gegen den Usurpator Napoleon. Heute ging es: Preußen gegen Deutschland. Die rechte volle Herzensfreudigkeit fehlte.

„Du hörst gar nicht einmal, was ich sage," schmollte sie neben ihm. „Als ob ich immer nur dummes Zeug redete . . ."

Sie standen an der Pforte zur Fabrik.

„Nein, Marion — Gott gebe, daß du recht behältst: die Preußen siegen immer!"

Da lachte sie ihn schon wieder an: „'n Kuß, Fritz —"

Er beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

Dann ging er, mit seinen langen wuchtigen Schritten, schnell über den Fabrikhof, ohne sich umzuschauen.



Und sie lehnte sich mit beiden Armen auf das niedere Tor und schaute ihm nach.

‚... wieder bloß auf die Stirn, der Böse! Aber wie er da geht ... hochaufgerichtet ... stolz .... wie sie ihn alle grüßten ...‘

Es zuckte um ihren Mund, und sie wischte sich über die Augen ... ‚hat er dich eigentlich lieb?‘ ... und dann lächelte sie wieder. Ganz heimlich und verstohlen warf sie ihm eine Kußhand nach, als er drüben hinter der langen Reihe hochbeladener Lowrys verschwand. —

Auf dem Fabrikhof, bei den neuen Munitionskarren, standen die Herren der Kommission mit einigen von Halterns Beamten. Das Abnahmegeschäft mochte sich heute schneller als sonst erledigen. All den Herren war die Erregung auf den Gesichtern geschrieben.

Selbst bei den Offizieren zwar nicht Sorge um den Ausgang, aber doch die sichere Erwartung schwersten Ringens.

„Gott sei mit uns!“ sagte der alte Major. „Ich war in der Lombardei, ich kenne und schätze die Österreicher. Und dann — eigentlich haben wir's ja mit ganz Deutschland zu tun. Sachsen ist gewiß gegen uns, Hannover wahrscheinlich, und was von den kleinen und kleinsten mit uns geht, tut's kaum aus frohem Herzen. Im Ministerium hat man mir gestern erzählt, das großmächtige Strelitz habe erklärt, sein Bataillon könne nicht marschieren, habe keine neuen Feldmützen. Da hat denn Roon freilich depeschiert: sie sollten in Geiers Namen marschieren, dazu brauchten sie keine Mützen, sondern Stiefeln. Es ist doch ein Symptom.“

Einer der Ingenieure war Hannoveraner. Er bat ohne

Angabe der Gründe, sofort abreisen zu dürfen. Haltern mochte nicht fragen — er nickte nur stumm. Aber er dachte daran, wie die Mobilmachung in den letzten Wochen ihm schon so viele Beamte und Arbeiter genommen hatte — und er unterdrückte einen Seufzer.

Das erste, was man ihm im Kontor entgegenbrachte, war eine Depesche: ein Zug nach Ungarn bestimmter Güterwagen war an der Grenze angehalten worden.

Gut — gut! So ist eben der Krieg —

Dann kam, im Dienstanzug, Helm auf, Schärpe — der Bruder angestürmt.

Gottlob, ein frohes Gesicht!

Bei dem lohte und glühte es immer. So ganz anders war der, als er selber — aber doch ganz von seiner Art. Ein Mann —

„Gottlob, Fritze! Heute um vier geh ich als Quartiermacher voraus! Hurra!“ Und er faßte den Bruder — einen Galopp hätte er mit ihm tanzen mögen —

„Ich bin nur schnell herausgeritten, Marion Adieu zu sagen und dir 'nen Kuß zu geben. Donner und Doria! Die Welt könnt ich umarmen! Krieg! Sieg! Hurra!“

Vor acht Tagen hatten sie noch zusammengesessen, und August hatte endlich eingewilligt, den Abschied zu nehmen. Jetzt war daran nicht zu rühren —

Aber das Herz ging Haltern auf über dies junge, frische, frohe Blut. Das war die rechte Stimmung, ins Feld zu ziehen. Was kümmerten den Bedenken! Der König hat's befohlen — ich hau drauf los. Wen's trifft den trifft's. Die Preußen siegen immer . . .

Wie der lachte! So mit dem rechten Jubelton, aus innerster Seele.

„Du, Fritze — reit ich da vorhin an der ollen Stadtmauer entlag. Was seh ich? Haben die Jungens ein Loch reingebohrt, grad so groß wie 'ne Kinderfaust. Und einer ist eben dabei, wohl so'n Malersjunge, die Inschrift 'rüber zu pinseln: ‚Hier zieht Benedeck in Berlin ein‘. Famos — was? Küssen hätt ich den Bengel mögen —

„Du — deinen Schwipponkel, den großen Mann mit dem karmoisinvergnügten, hab ich vorhin getroffen. Er hat auch Ordre bekommen, sofort, heut Nachmittag schon abzureisen — zum Hauptquartier der ersten Armee. Soll euch schön grüßen, und Margas sollt ihr euch annehmen. 'rauskommen könnt er nicht mehr.“

Und dann: „Fritze — nu muß ich aber fort! Noch 'ne Masse Besorgungen und die Pferdeverladerei. Bloß noch rüber will ich nach der Villa. Marion 'nen Kuß geben. Du erlaubst's doch . . . alle Tage schickt man ja nicht 'nen Schwager ins Feld.“

„Ich komme mit —“

„Du — den Kuß lieber unter vier Augen — ausnahmsweise —“

„In Gottes Namen . . .“ Haltern mußte lachen. Frühstücken sollst du wenigstens noch mit uns, und wir wollen auf den Sieg trinken . . . und auf ein glückliches Wiedersehen . . .“

Haltern war mit dem Bruder zur Stadt gefahren.

Zuletzt hatte der auch ernstere Töne angeschlagen. Doch auch sie waren so ganz erfüllt von froher Zuversicht. „Schwer

mag's sein, aber wir schaffen's schon. Glaub mir's. Ich kenne die schwarzgelben Bundesbrüder ja von Schleswig her. Kreuzbrave Kerle, nur mit der Führung hapert's — und dann das Zündnadelgewehr! Und der ganze Geist bei uns, von oben herunter bis zum gemeinen Mann! Das macht uns keine andere Armee nach —

„Halt mir 'nen Daumen, Fritz! Alle Kugeln treffen ja nicht — ich sorg mich nicht — bei Leibe nicht! Aber bloß nicht Krüppel! Ach Unsinn — ein paar Monat, und wir sehn uns wieder. Du — und dann halt ich Wort —"

Zuletzt noch: „So — 'nen Manneskuß! Ich schreib bald! Und grüß mir Marion noch recht schön —"

... Die beiden hatten sich immer gut verstanden und gestanden, Marion und August. Die hätten vielleicht besser zu einander gepaßt ...

Haltern hatte einige geschäftliche Besprechungen in der Stadt. Vorher fuhr er noch einmal bei Hellwangs heran und traf den Oberstleutnant grad im Aufbruch. Nur wenige Worte konnte er mit ihm wechseln. Hellwang war von ruhiger Siegeszuversicht erfüllt. Sie schäumte nicht über in jauchzender Kampfeslust wie bei dem Bruder, aber sie war desto gefestigter. „Wir gehen ja auch nicht allein in den Krieg. Italien wird einen großen Teil der österreichischen Kräfte fesseln. Ich hoffe auf einen guten Ausgang. Und dann, Haltern, wird auch in unsere vertrackte innere Politik endlich Frieden kommen und — will's Gott — überhaupt für Deutschland eine bessere Zeit."

Wie anders war die Stimmung bei allen Geschäftsfreunden! Selbst die Loyalsten hatten heute bittere Worte.

„Ja — Sie, mein lieber Herr Haltern, Sie ernten vielleicht grade in der allgemeinen Misere. Uns steigen die Wasser bis zur Gurgel. Was ist das für eine Politik, die das Vertrauen im Innern untergräbt, die nur mit Blut und Eisen Erfolge ernten will. Blut und Eisen — lächerlich! Ruhe brauchen wir — Frieden! Sehen Sie sich mal heute Abend den Kurszettel an. Die Augen werden ihnen übergehen —“

„Unsere Armee á la bonheur! Aber unser Allergnädigster ist schlecht beraten. Er kennt die Stimmung des Volkes nicht. Niemand ist für den Krieg — niemand außer Herrn von Bismarck und einem Paar militärischer Heißsporne. Und das Ausland? In Paris wartet Napoleon nur auf eine günstige Gelegenheit, im Trüben zu fischen ... in London ist man uns wegen Schleswig bitterböse . . .“

„Hol der Deubel die ewigen Unruhen! Wir haben unser gutes Geschäft gemacht, was stört man uns unsere Kreise. Überhaupt die ganze Politik kann mir gestohlen bleiben. Was schiert's mich, ob Österreich oder Preußen dominiert . . . . nicht sechs gute Groschen krieg ich dafür . . .“

Haltern hatte sich bis in die letzten Jahre hinein wenig um Politik gekümmert. Er hatte nicht weit ab gestanden von dem behäbigen Kommerzienrat Schickler, der ihm sagte: die ganze Politik kann mir gestohlen bleiben . . .

Doch in ihm, der nie Soldat gewesen, steckte ein Funke soldatischen Geistes. Sein Beruf, dann auch die Beziehungen seiner Frau hatten ihn ja mit der Armee in vielfache Berührung gebracht. Vielleicht war's nur das, vielleicht auch ein Erbe väterlichen Bluts, vielleicht auch innere Veranlagung:

er liebte diesen festgeschlossenen straffen Organismus, mit seinem Befehlen und Gehorchen —

Aber — je länger, desto mehr — hatte sein immer auf das Praktische, Greifbare gerichteter Blick auch in den Zielen der Bismarckschen Politik zu lesen gelernt. Ohne starke Anteilnahme zuerst, mit wachsendem Interesse dann, und immer ohne doktrinäre Überlegung. Aus Schulreminiszenzen, aus allerlei Erinnerungen an das tolle Jahr 48 stieg in ihm etwas wie Erwartung und Hoffnung hervor.

Weltenfern lag ihm jede Begeisterung. Aber dieser Mann, dieser Junker, dessen Wesen ihm so vielfach unsympathisch war, dieser Herr von Bismarck-Schönhausen packte ihn. Beneiden hätte er ihn bisweilen können: wie der so dastand im Parteikampf, befeindet, geschmäht — und wie ein Fels in der Brandung. Selten hatte er ihn gesehen, nur einmal im Abgeordnetenhause gehört. Wieder Willen fast imponierte er ihm. Und daraus wuchs dann doch, mehr und mehr, ein Vertrauen —

Der letzte Weg, den Haltern heute machte, führte ihn noch einmal zu seinem Bankier. Er gab Auftrag, morgen einen großen Posten preußischer Staatsanleihe zu kaufen. Bis hart an die Grenze seiner disponiblen Mittel ging er.

Erstaunt sah man ihn an. Der alte Prokurist schien eine Warnung auf den Lippen zu haben. Dann schwieg er doch lieber: dieser Haltern hatte, man wußte es — vielleicht überschätzte man es auch — allerlei Beziehungen . . .

Es war in der Tat fast eines Augenblicksempfindens gewesen. Und nicht viel fehlte, so hätte sie Haltern gereut.

Denn nicht nur die Kurse fielen in den nächsten Tagen. Er mußte sich auch davon überzeugen, die allgemeine Stimmung war gegen den Krieg. Nicht laut tat sie sich kund, aber es gärte und brodelte leise.

Dann plötzlich wie ein Lauffeuer die Schreckenskunde einer verlorenen Schlacht —

Das Gardekorps aufgerieben — vernichtet —

Jede offizielle Bestätigung fehlte. Niemand wußte, wie dies Gerücht entstanden war, das auftrat wie die Nachricht einer Tatsache.

Eine dumpfe Schwüle über der Stadt. An den Straßenecken Tische, hinter denen angesehene Bürger für die Verwundeten sammelten. Ängstliche Frauen, hieß es, brächten bereits ihre Silberschätze in Sicherheit.

Haltern knirrschte mit den Zähnen, als einer seiner Beamten, der aus der Innenstadt zurückkam, erzählte —

„Gewäsch! Elender Klatsch!“

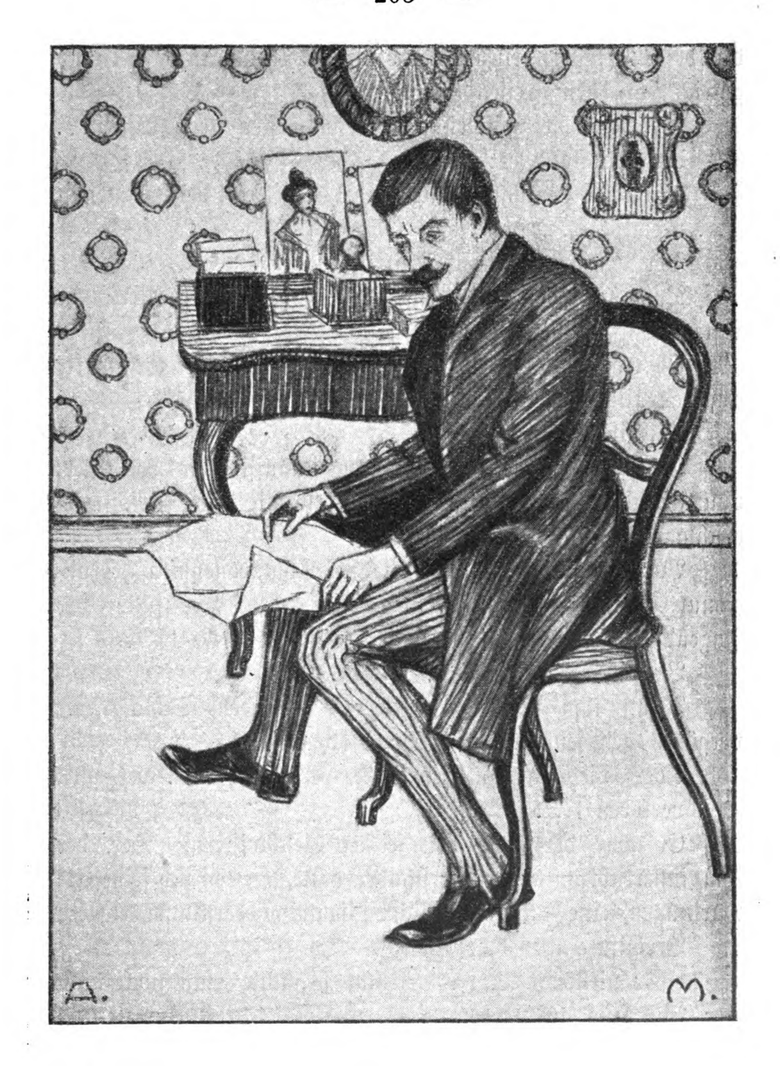
Aber er eilte doch hinüber nach der Villa, schleuderte seinen Hut in eine Ecke, seinen Stock in die andere: „Marion — wir haben eine Schlacht verloren —“

Da schrie sie auf und warf sich ihm an den Hals und weinte an seiner Brust.

Seit langer Zeit fühlten sie sich wieder einmal gemeinsam — vielleicht zum ersten Male ganz eins.

Dann, Schlag auf Schlag, die Siegesnachrichten aus Böhmen.

Mit ihnen der allgemeine Umschlag der Stimmung. Als ob das alte Preußen wieder erwache: tönender Jubel voll Stolz auf dies unbesiegbare Heer, auf seine Führer, auf



die beiden Zollernprinzen, die sich bei Königgrätz die Hand gereicht, auf den greisen König . . .

Wehmutsvoll zwischen all dem die ersten Verlustlisten . . .

Und da stand es:

„Sekonde-Leutnant Haltern . . . . Gefecht bei Trautenau . . . vermißt . . .“

Der einzige vermißte Offizier . . .

Noch vor der allgemeinen Ausgabe hatte Haltern die Liste aus dem Ministerium erhalten.

Es traf ihn wie ein zerschmetternder Schlag. Er starrte auf das Unglücksblatt mit heißen leeren Augen.

Vermißt . . .

In irgend einer Geländefalte unauffindbar verblutet; von irgend einem fanatisierten Bauern mit dem Dreschflegel erschlagen . . .

Vor sich sah er ihn beim letzten Abschiednehmen. Frohgemut, siegesbewußt; strahlend in der Kraftfülle der Jugend —

Vermißt . . .

Wenn ihm noch der Heldentod auf dem Schlachtfelde vergönnt gewesen wäre und ein Soldatengrab . . .

Aber vielleicht in der Hecke verdürstet . . . vergessen . . . verloren . . .

Er war der letzte von seinen Geschwistern. Der, der ihm innerlich am nächsten gestanden hatte, an den sich seine Erwartungen, seine Zukunftsaussichten immer wieder klammerten . . .

Vermißt . . .

Aber vielleicht . . . . vielleicht brauchte man noch nicht jede Hoffnung aufzugeben.

Auch auf dem Ministerium meinte man das. Freilich mit solch halb bedauerndem Achselzucken und einem Händedruck: es gibt ja allerdings Möglichkeiten.

Du lieber Gott . . .

Aber man telegraphierte, und nach achtundvierzig Stunden kam endlich eine Antwort.

‚Leutnant Haltern in der von Kavallerie überrittenen Batterie verwundet. Seitdem vermißt.‘

Ausführliche Gefechtsberichte liefen ein. Die Zeitungen waren voll von Siegesnachrichten. Die ersten Verwundeten, die ersten Gefangenenzüge kamen — braune Pußtensöhne und starkknochige Tschechen und behende Italiener. —

Marion hatte alle Hände voll zu tun. Und das war gut: es betäubte wenigstens ihren überlauten Schmerz um den Schwager. Von früh bis spät kutschierte sie, in Trauerkleidung, durch die Stadt, warb für den Frauenverein, sammelte Gaben, hielt Komiteesitzungen ab.

Haltern aber verzehrte sich in dem Zwang der Tatenlosigkeit. Er hatte nach dem Kriegsschauplatz reisen, selbst Nachforschungen anstellen wollen. Man riet ihm von allen Seiten ab. Der Bahnverkehr gesperrt, alle Verbindungen unterbrochen. Jeder Versuch wäre vergeblich — Warten das einzig mögliche.

Es war über ihn, den unermüdlich Fleißigen, gekommen wie eine Mattigkeit, die ihm Arbeitslust und Arbeitskraft lähmte. Fast gleichgiltig ließ ihn jetzt Schmerz und Jubel der andern, und gleichgiltig eigener Verdienst und Verlust.

Beneiden hätte er Marion können um ihre geräuschvolle Tätigkeit. Und die schüttelte wohl den Kopf und dachte —

auszusprechen wagte sie es nicht: ‚daß Fritz den Bruder so liebte, hätt ich doch nicht geglaubt . . .‘ Was wußte sie von allen den Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hatte. Was davon, daß August allein noch Fritz Haltern mit seiner schweren Kindheit verband, mit den schweren Jahren des emporstrebenden Mannes. Daß er nicht so den Verlust des Bruders betrauerte, daß er wie ein Vater empfand, der den einzigen Sohn verlor.

Er tat ihr leid, herzlich leid. Sie weinte, wenn sie ihn in seinem schweigsamen Brüten fand. Aber sie verstand ihn nicht —

Fast eine Woche war vergangen.

Da wurde Haltern ersucht, in dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten vorzusprechen. Widerwillig genug fuhr er in die Stadt.

Ein alter Kanzleirat empfing ihn, umständlich, mit vielen unnützen Worten. An die preußische Gesandtschaft in Paris sei das telegraphische Ansuchen einer Gräfin Ausfeld aus Wien gerichtet worden, eine Depesche an Herrn Fritz Haltern in Berlin zu befördern, weil der direkte Telegrammverkehr ja unterbrochen sei. Ob er . . . und ob er sich legitimieren könne . . . und . . . und . . .

Haltern riß dem würdigen Herrn die Depesche aus der Hand: „August schwer verwundet bei mir. Erwarte dich. Marie.“

10. Kapitel.

Durch besondere Vergünstigung des Kriegsministeriums hatte Haltern erreicht, daß er sich dem nächsten Feldjäger, der nach dem Hauptquartier des Königs mit Depeschen abging, anschließen durfte. Wie er von dort weiter kommen konnte, durch die feindlichen Linien, vermochte ihm niemand zu sagen. Aber man meinte, es würde der Weg immer noch kürzer sein und besser, als der über Paris und München, denn in Süddeutschland und Nieder-Österreich seien die Bahnverbindungen auch vielfach behindert.

So fuhr er denn mit seinem jungen Begleiter im Wägelchen, wie sie es gerade auftrieben, durch Böhmen dem Heereszuge nach.

Der Abschied von seiner Frau war schwerer gewesen als er gedacht hatte. Sie malte sich für ihn Gefahren aus, die gar nicht bestanden, klammerte sich wie ein Kind an ihn, bat, flehte in einem Augenblick, er solle die Reise aufgeben und trug ihm im nächsten innigste Grüße an den Bruder auf. Mit Gewalt mußte er sich schließlich losreißen.

Und nun sah er alle Schrecken des Krieges, die sich hinter dem siegreichen und dem geschlagenen Heere breiteten. Die zerstampften Fluren, die in Brand aufgegangenen zerschossenen Dörfer; verwüstete Ortschaften, lange Wagenzüge

mit Verwundeten, Massengräber mit dem schlichten Holzkreuz. Und dann, je weiter sie kamen, die Spuren, die der schreckliche Würgengel, die Cholera, gezogen hatte.

Es war wohl zum Herzbluten — für einen zumal, der selbst an das Sterbebett eines Bruders eilte.

Aber Haltern sah doch noch mehr.

Die straffe Ordnung sah er, die die Heeresverwaltung auf allen Verbindungslinien, im Wirrwarr unendlicher Transporte, eines gewaltigen, vor- und rückwärts eilenden Trosses hielt. Und dann sah er die in blutigen Kämpfen zusammengeschmolzenen und doch so fest geschlossenen Heeressäulen, wie sie weiter dem Feinde nachzogen, Siegesfreude auf den gebräunten Gesichtern, ein kerniges Lied auf den Lippen. Mannhaft und freudig, geduldig und stetig, gehorsam und willig; echte, rechte deutsche Krieger. Jeder einzelne — der jüngste Leutnant, dem kaum der Flaum um den Mund sproß, und der ergraute Landwehrmann — im Herzen den rechten Mannesmut: ‚wo mein König mich hinstellt, da gilt's eine gute Sache . . . da schlag ich drein . . . und muß ich mein Blut lassen, dann tat ich eben meine Pflicht für König und Vaterland!'

Es war doch etwas Großes, Hinreißendes, Herzerhebendes um dies Volk in Waffen — um die wehrhafte Kraft einer ganzen Nation. —

In Schloß Nicolsburg trafen sie auf das Große Hauptquartier, am Tage, an dem die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren.

Dank seiner Empfehlungen hatte Haltern auf kurze zehn Minuten eine Audienz bei Bismarck. Und dann fuhr er, die Seele erfüllt mit der gewaltigen Erinnerung an den Mann

und die Stunde, das Herz geschwellt in der Gewißheit, welche Ernte aus Krieg und Sieg für Preußen und Deutschland emporblühen müsse, neue Geleitbriefe in der Tasche, den Vorposten zu.

Fast wie ein Wunder empfand er es selbst, wie die Fahrt ihn aufgerüttelt hatte. Ihm war's, als habe der Schmerz in seine Brust tiefe Furchen gerissen, und als hätten all die Eindrücke der letzten Woche diese mit reichem Samen befruchtet. Etwas ganz Neues, Großes wurde in ihm wach und lebendig und lieh ihm frohe Schwungkraft. —

Vielleicht hatte es immer in seiner Seele geruht, ihm selbst unbewußt, und nur geschlummert. Überwuchert, zurückgedämmt war es worden von der Not des Tages, von der Hast des eigenen Vorwärtsstrebens, wohl auch von dem allgemeinen Druck einer siechen Zeit —

Jetzt loderte es empor: das schöne starke Empfinden für das eigene Volk, für dessen Größe und Zukunft. Das Bewußtsein, daß der einzelne doch nur ein Glied des Ganzen ist, daß er mit dem Ganzen fühlen muß, daß jeder an seinem Teil, mit seiner Kraft und seinem Können für dies Ganze mitzuschaffen, mitzusorgen, mitzukämpfen hat. — — —

Erhobenen Hauptes und gehobenen Herzens grüßte er so das sonnenüberströmte Marchfeld und den ragenden Turm der Stefanskirche und die blaue Donau. Und wenn er dort unten den Bruder noch nur in die brechenden Augen sehen konnte: der hatte im Tode ein ganzes Glück gehabt — für das Vaterland zu bluten.

Dann senkte sich doch wieder die graue Alltäglichkeit auf seine Seele.

Er hatte von Marie vor Jahresfrist nur eine kurze Mitteilung erhalten, daß sie Gräfin Ausfeld geworden sei. In einer Form, die ihn unangenehm berührte. Etwas wie Spott auf sich selbst hatte er aus ihren Zeilen herausgelesen. Knapp und kurz war auch sein Glückwunsch gewesen.

Nun sah er der Begegnung mit ihr und ihrem Manne mit den peinlichsten Empfindungen entgegen.

Ein stattliches Palais in der Liechtenstein-Allee. Vor der altersgrauen Barockfront ein kleiner Ehrenhof, eisenumgittert nach der Straße zu. Der Schweizer in reicher altmodischer Tracht, eine Hellebarde in der Hand. Ein geschniegelter pomadisierter Kammerdiener —

„Gnädigste Frau Gräfin sind noch beschäftigt, Euer Gnaden. Der Herr Graf lassen bitten —“

Die Augen hätte Haltern schließen mögen, als er dem Grafen gegenüberstand. Um zwei Haupteslängen überragte er den armseligen ausgemergelten Mann mit dem winzig kleinen, wie von einer Pergamenthaut überspannten Kopf.

Verkauft also hatte sich Marie. Und wenn hundertmal ein Priester diesen Bund weihte, was änderte das! Verkauft, wie eine Dirne um Gold, hatte sie sich um Reichtum und Namen. —

Nach zwei Minuten wußte Haltern auch das: Graf Ausfeld war ein Trottel. Ein Trottel mit tadellosen Formen, von rein äußerlicher Glätte und Liebenswürdigkeit — eine taube Nuß.

In diesem Manne zitterte nichts nach von dem niederschmetternden Unglück, das sein Vaterland betroffen hatte. Er hatte kein Empfinden dafür, daß der Bruder zu dem


A. METZEROTH.

sterbenden Bruder geeilt war quer durch das Land, in dem grad erst ein jahrhundertlanger Gegensatz zum Austrag gebracht war mit Blut und Eisen.

„. . . sehr enchantiert, Sie persönlich kennen zu lernen, Herr . . . . Herr Haltern. Auch meine Frau wird sehr glücklich sein.“ Und dann, mit einem leisen Aufdämmern: „halt recht eine traurige Veranlassung . . . ja . . .“

Da rauschte Marie herein.

Sie beachtete ihren Mann gar nicht. Sie warf sich an Halterns Brust.

„Bist du endlich, endlich da, Fritz! Mein Gott — was hab ich mich gesehnt. Ich und er. Komm —“

So zog sie ihn mit sich fort durch eine lange Zimmerflucht, in abgerissenen Sätzen berichtend, wie August gefangen genommen worden sei, als Verwundeter, mit zerschmetterten Knieen; wie man ihn unverantwortlicher Weise nach Wien transportiert habe, wie er hier sie zu sich rufen ließ — „und nun geht es zu Ende — trotz aller Pflege — trotz der besten Ärzte — der Brand —“

In einer stillen Hinterstube lag er. Die grünen Parkwipfel leuchteten in das Fenster.

Ganz ruhig lag er. Das Gesicht hager und todesblaß. In den Augen ein matter Strahl der Freude, als Fritz auf ihn zukam.

Sie sprachen nicht viel, die drei Geschwister.

Aber Marie und Fritz saßen Stunde auf Stunde am Lager des Bruders. Alle drei umschloß noch einmal das Band der Zusammengehörigkeit, des einen Blutes. Dann und wann reichten sie sich die Hände, nickten sich zu.

Langsam kroch der Tod an den Wunden empor. Er litt unsäglich. Und er litt wie ein Held.

Zwei Tage und drei Nächte währte es. In der letzten



Nacht traten heftige Delirien ein. In der Morgendämmerung aber kam August noch einmal zum Bewußtsein.

Und da winkte er den Bruder mit den Augen zu sich heran. Näher und näher, bis sich Fritz ganz über ihn gebeugt hatte.

Das sprechen wurde ihm sehr schwer. Es war nur wie ein Hauch. Doch um seine Lippen spielte etwas wie ein verklärtes Lächeln.

„Grüße Marion —"

Dann, nach einer Weile: „Ich muß dir noch eins sagen: Um Marions Willen. In ihr schlummert noch die Seele. Die mußt du erst . . . wecken . . . wecken . . ."

Er brach ab. Seine Augen schlossen sich.

Haltern hatte seine Hand gefaßt, drückte sie innig. Des Sterbenden Worte vermochte er sich nicht recht zu deuten, wußte auf sie nichts mehr zu erwidern.

Es schien auch nur ein Aufflackern des Bewußtseins gewesen zu sein, gleich einer letzten Helle von der ewigen Nacht.

Die Delirien setzten von neuem ein. Vom Kampf phantasierte er . . . Kommandoworte „. . . da reitet der Kronprinz . . . Zu Befehl, Herr Oberst . . . Mit Granaten geladen auf die Husaren . . ."

Der Oberkörper schnellte auf, jach, kurz.

Immer wirrer wurden die Sätze, immer abgerissener. Allerlei Erinnerungen aus der Kindheit schienen noch einmal aufzutauchen . . . . seltsam vermengt mit Kriegseindrücken . . .

‚Hurra, drauf! Im Kugelregen
Unter tausend Donnerschlägen
Preußens Adler —‘

Und dann war alles stille . . .

Mit einem Male.

Und als Haltern dem Bruder die Augen zudrückte, glitt ein sanfter Strahl der Morgensonne durch die grünen Wipfel

vor den geöffneten Fenstern und legte sich auf das Antlitz des Toten.

Marie schluchzte.

Eine Weile stand Fritz stumm neben ihr, den Blick auf den Bruder.

„Weine nicht, Mieze —“ sagte er dann. „Sieh, wie ruhig und verklärt nun sein liebes Gesicht ist. Als ob die Siegesfreude aus ihm spräche.

... er starb als Sieger. Wir kämpfen weiter.

In all den Tagen hatten die Geschwister kaum hundert Worte über sich selbst getauscht.

Nun der Bruder eingesargt war — sie beide wollten, daß er in der Heimatserde die letzte Ruhestätte finde —, war auch das unvermeidlich.

Viel war da freilich nicht zu sagen, und beide scheuten sich vor der Wiederholung der Frage: ‚bist du glücklich?‘

Dennoch mußte sie fallen —

Marie lachte: „Aber natürlich. Hab ich nicht alles, was das Herz begehrt. Wie heißt doch das alte Lied ... ‚Du hast Diamanten und Perlen ... mein Liebchen, was willst du noch mehr?“ Gallebitter klang es. „Frag nicht weiter, Fritz. Und zudem: mein Mann ist Wachs in meinen Händen ... und zuletzt: ich hab's so und nicht anders gewollt. Schließlich muß man eben mit dem Leben fertig werden, das man sich selbst bereitet hat.“

Sie saßen in Mariens kleinem Empirsalon. Der Graf war ein Weilchen hin- und hergetrottet mit trippelnden Schritten, bis sie ihm gesagt hatte: ‚Aloys, schau doch einmal selbst beim Gärtner nach wegen der Kränze —‘; da

war er gehorsam gegangen, wie ein Kind, das man entfernen will.

Nun beugte sie sich ganz zu dem Bruder hinüber: „Und du, Fritz . . .“

Er antwortete nicht gleich.

Es widerstand ihm, über seine Ehe zu sprechen. Auch der Schwester gegenüber . . . . dieser Schwester. Und wenn er hätte sprechen wollen, was hätte er sagen können? Unglücklich lebten Marion und er nicht. Bewahre . . . er war ein Mann, und ihre Jugend und Schönheit überbrückten wieder und wieder jede Kluft, die zwischen ihnen aufbrach. Sie — Marion — war ja gewiß ganz glücklich. Und er . . . nun . . . es war wohl eben seine Schuld, daß ihm seine Ehe trotz allem so öde erschien. Wenn es ihm nicht gelingen wollte, eine geistige Gemeinschaft mit Marion zu gewinnen, wenn sie immer ein Kind blieb, er sie nicht zur rechten Lebensgefährtin heranzuziehen wußte — war's nicht seine Schuld?

„Verzeih, Fritz —“ hörte er die Schwester neben sich. Mir entging nicht, was dir August sagte, noch fast zuletzt: Marions Seele schläft noch . . . Kann es so sein?“

Er nickte. „Es kann . . . wohl so sein . . .“

„Dann hoffe! Sie ist ja so jung und sie muß dich ja so lieb haben. Wenn euch erst ein Kind bescheert ist . . . dir ein Erbe . . . dann wird alles anders und besser werden . . .“

Er schwieg beharrlich. Aber auf seinem Gesicht stand der Zweifel geschrieben.

Sie seufzte leise.


A. METZEROTH.

Da sah er auf und ihr in die Augen. Zum ersten Male in den Tagen ihres Beisammenseins fiel ihm auf, wie sie sich doch verändert hatte.

Noch immer war sie eine schöne, eine sehr schöne Frau. Aber ihr Gesicht hatte etwas hartes, steinernes bekommen, ihre Augen hatten den strahlenden Glanz verloren, und unter ihnen lagen dunkle Schatten.

Weit zurückgelehnt saß sie im tiefen Fauteuil, die Hände im Schoß, die Lider ein wenig gesenkt —

„. . . uns beide mögen die Leute wohl sehr glücklich preisen," sprach sie bitter. „Wir haben's ja erreicht, was in unsern Augen dazu gehört. Ich konnte mich grad noch vor Torschluß in den sicheren Hafen flüchten, nachdem ich endlich erkannt hatte, daß mir das Höchste in der Kunst doch ewig versagt bleiben würde — und du bist aus eigner Kraft ein reicher Mann geworden, hast eine vornehme reizende Frau dazu. Was wollen wir mehr? Fritz — bescheiden wir uns. Denn das ganze Glück wird uns doch nie werden. Dazu fehlt uns eins . . . etwas ganz einfaches . . . nämlich die Zufriedenheit . . . Uns hat's immer wie Bleischwere auf den Seelen gelegen. Ob wir strebten und arbeiteten, ob wir — ich wenigstens — uns austoben wollten, die einfache Herzensheiterkeit ist uns nie geworden . . . und wird uns nie werden . . ."

Spielend streifte sie die Ringe von den Fingern, ordnete sie anders und sprach weiter: „Ich kenne eine, Fritz, die hat ein Lied, das schmettert sie nur so heraus: ‚Und da sah ich mein Lieb unterm Lindenbaum steh'n, war so klar wie der Himmel, wie die Erde so schön; und wir küßten uns beid,

und wir sangen vor Lust, da hab ich gewußt, wohin mit der Freud'! Die hat das, was uns fehlt . . ."

„. . . Fiekchen . . .", sagte er dumpf, und sie nickte.

Er stand auf, ging ein paarmal durch das Zimmer. Dann blieb er wieder vor der Schwester stehen:

„Ich möchte sie doch noch einmal wiedersehen —"

„Tu's nicht, Fritz," wehrte sie hastig ab, fast erschrocken. „Es . . . . wozu führt das! Torheit von mir, sie in dein Gedächtnis zurückzurufen —"

„Das hast du nicht, Marie, denn . . . denn sie ist nie darin erloschen —"

„Dann bewahr dir das Bild, das du von ihr hast —"

„Was meinst du damit?"

„Laß doch! Es ist so unfruchtbar, alte Wunden aufzureißen. Auch um ihretwillen tu's nicht. Sie lebt ihr Leben — verstehen würdet ihr euch nicht — sicher nicht"

„Ich will aber!"

Marie schwieg eine Weile. „Gut . . . ich will mit dir hinausfahreu . . ."

Er schüttelte den Kopf. „Nein! Gib mir die Adresse. Sag' mir auch nichts. Schließlich — du hast mir ja schon genug gesagt —"

Draußen in Mariahilf wohnte Sophie. In einem großen ärmlichen Zinshause, auf dessen Treppen und Fluren, unter dessen Parteien sich Haltern erst zurechtfand, als er die Hausmeisterin zu Hilfe gerufen hatte. Die sah den ‚Kavalier', dessen Fiaker vor der Tür hielt, verwundert an. Aber ‚Kavaliere' haben ja manchmal besondere Gustos. „Wenn nur der Schani nit z' Haus ist —" meinte sie zögernd.

Es überkam Haltern doch ein Gefühl der Reue, daß er Mariens Warnungen nicht gefolgt war. Aber er schüttelte es ab. Schlecht, wirklich schlecht konnte Sophie nicht geworden sein.

„Im zweiten Hinterhaus, über die dritte Stiege — rechter Hand, Euer Gnaden —“

Erst auf mehrfaches Klopfen öffnete sich ein Spalt in der Türe, und dann klang ein halb unterdrückter Aufschrei — „Jesses Maria —“

Er trat schnell über die Schwelle, zog die Tür hinter sich zu, faßte nach ihrer Hand: „Also erkannt hast du mich doch, Sophie —“ Es kam ihm so schwer über die Lippen.

„Ja doch, Fritz — ja doch! Gleich . . .“

Sie hielt die freie Hand über die Augen und atmete tief.

„Bist bei der Marie . . . bei der Frau Gräfin? Jesses Maria, und daß zu mir kommst! O mein Gott . . . Du mein Gott . . .“ Sie wußte wohl selbst nicht recht, was sie sprach. Nun Haltern die Tür hinter sich geschlossen, war es fast ganz dunkel im Flur. Er konnte nur sehen, daß sie sich gegen irgend eine Wand lehnte und daß ihr Kopf vornüberhing.

„Hast du nicht ein Zimmer, wo wir ungestört sprechen können, Fiekchen?“

„Ja doch . . . gewiß . . . ich bin nur . . . ganz wirr bin ich . . .“

Sie stieß eine Tür auf. Und nun sah Haltern endlich auch sie.

Merkwürdig wenig verändert fand er sie zuerst. Nur rundlicher geworden. Aber das Gesicht noch jung, frisch und hübsch.

„Komm nur ... so tritt doch näher ... i bitt.“

Ob Marie nicht doch übertrieben hatte, falsch berichtet war? Es sah so ordentlich im Zimmer aus, ärmlich, aber sauber und aufgeräumt. Und Sophie mußte fleißig sein. Am Fenster stand ein Tisch mit einem angefangenen Kleide, allerlei Nähutensilien daneben —

„Nein aber — der Fritz —“

Es war nun doch eine große Verlegenheit zwischen beiden, wie sie sich so gegenüberstanden im hellen Sonnenlicht.

„Aber gut schaust aus, Fritz! Fein ... wie 'n Exzellenzherr ...“

Sie lachte kurz auf. Aber dann brach sie jäh ab, sah ihn mit großen Augen an, wurde rot und wieder blaß, und plötzlich schluchzte sie auf —

Er faßte sie sanft am Arm: „Setz dich doch, Fiekchen ...“

„Ja ... ja doch! Das Herz ... als ob mir da was reingeschnitt'n hätt.“ Sie stöhnte leise.

„Bist du denn krank —“

„O wo denn ... nit so körperlich. Aber weißt, so ein Wurm sitzt in mir und frißt ... nit immer ... aber manchmal kommt's doch so über einen. Und nu gar heut ... mei du ... daß ich dich noch einmal wiederseh'n sollt —“

Da lachte sie ihn schon wieder an, mitten aus den Tränen heraus, und ihr ganzes Gesicht strahlte. „Weißt noch, Fritz unterm Fliederbusch ... ja doch ... ja ... so jung sein ... so ...“

Er hatte sich einen ganzen Plan zurechtgelegt, was er sagen, wie er helfen wollte. Nun er sie vor sich sah, brach der elend zusammen.

„. . . es geht dir gut . . .?“

„Dank schön! Ja . . . wir hab'n zu leben. Der Schani . . .“

„Dein Junge . . .“

„Nit doch . . . mei . . . nu also . . . mei Schatz . . . warum sollst nit wissen, die Mieze hat's dir halt doch gesagt. Schani is nit faul, un mei Händ steh'n auch nit gern still. Weißt, Fritz . . . wir bringen uns schon durch un den Buben auch —“

Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen. Aber zum moralisieren fühlte er sich hier nicht berufen.

„Kann ich den Jungen sehen —?“

„Versteht sich, Fritz . . . Jemine, darf ich denn noch Fritz sagen? Oder Herr Haltern? Puh, wie das klingt . . . Herr Haltern . . .“

„Ich denke, wir beide lassen's beim Fritz und der Sophie . . . Ist dein Sohn hier . . .“

„Gleich, gleich!“

Sie riß die Tür zum Nebenzimmer — oder war's die Küche — auf und rief: „Komm einmal rein, Bernhardl! Glei kommst . . . aber erst machst dich sauber . . . hörst . . .“

Ein hübscher Bursche war's, mehr, so schien es, nach dem Vater wie nach der Mutter geschlagen. Etwas blaß im Gesicht . . . ein Großstadtkind.

Sie faßte ihn am Arm: „Hier . . . Tag sag dem Herrn Onkel . . . war ein Freund vom Vater . . .“

Der Junge gab die Hand. Dabei fragte er: „Vom Schani oder vom Schorsch, Mutter?“

Da wurde sie doch rot. Aber gleich lachte sie wieder: „So e Dummerjan. Von dei leibhaft'gem Vater, dem Konrad!

Woher heißt denn Spieske, du Schäfche du!“ Und sie steckte ihn wieder hinaus.

Haltern war ans Fenster getreten und sah hinab in den engen dumpfigen Hof. ‚Vom Schani oder vom Schorsch ...‘ Vielleicht war die Reihe noch länger ...

Die Worte aus dem Kindermund hatten ihn tiefer getroffen als alles andere. Es war doch nicht anders: wie sie sich's gewiß auch drehen und wenden ließ, der Ursprung all dieser Schuld lag in ihm —

Mea culpa — mea culpa —

Sophie hatte sich am Tisch zu tun gemacht.

Nun trat sie zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter: „Mußt nichts böses denken, Fritz —“ ihre Stimme hatte immer noch den weichen Klang und der kam in der hellen Wiener Mundart noch mehr zur Geltung — „was solch Kind ebbe schwätzt! Wir sin kleine Leut ... da nimmt man's nit so scharf ... un a Herz hat man doch einmal. Weißt, ich bin nie ane von die Schlechten gewesen, i hab immer mei Händ gerührt ... für's Herz aber mußt ich halt was haben, so ei alleiniges Weible wie i doch bin —“

Er drehte sich kurz um: „Gib mir den Jungen ... um seinetwillen ...“

Da fuhr sie auf: „Mei Buben! Fortgeben! Nit um die Welt!“

„Sophie“ — sagte er ruhiger — „ich will mit dir nicht rechten. Aber das muß ich dir vorhalten: wenn du deinen Jungen lieb hast, mußt du dich von ihm trennen. Was sind das für Eindrücke, die er hier —“

„Er sieht nichts Schlechtes!“

„Aber Sophie! Sei doch verständig."

„Du bist halt immer a Schulmeister gewesen, Fritz. So a kalter, engherz'ger — daß ich's man sag! Du faßt's gar nit, wie einem zu Mut ist, wenn das Herz springen möcht — da — da! Keine rechte Freud hast du drum am Leben. Immer nur denken: ist's gut so — ist schlecht so — ist's bös so — ist recht so? . . . Du mein Gott, wo wär ich damit hinkommen! Versauert wär ich, armselig Jüngferlein wär ich. Wenn heut der liebe Herrgott kommt und ich muß die Augen zumachen, hab ich doch was gehabt vom Leben, Leid und Schmerzen genug, aber Lieb und Freud auch. Und wenn's der Herrgott so recht anschaut, wie ich's getrieben, wie allens geworden, er wird mir schon vergeben. Siehst, Fritze — und mei Bub, den laß ich nich. Der gehört zur Mutta. Am allerwen'gsten aber laß ich das Bernhardl dir, daß du's einsperrst und einspannst und ihne lehrst, was du so Pflicht heißt . . . so die sauertöpf'sche Pflicht ohn Sonneschein. Er soll schon lerne. Ei ornd'tlich Handwerk. Aber mit Freud soll er's, nit mit Unlust, nit mit Zwang . . ."

Sie stand vor ihm, die Arme über der vollen Brust gekreuzt, mit blitzenden Augen.

„Sei nit bös, Fritz! 'raus mußte es schon. Ich weiß ja, du meinst's gut — auf deine Art. Aber mei Bub — der soll auf meine Art glücklich werde —! Du mei lieber Gott, ob er a Geld mehr hat, ob er a Geld wen'ger hat, das is ganz eingal. Aber Sonneschein muß er ha'n und lustig sein soll er und nit nur immer und immer an sich alleine denken, auch an all die um ihn herum. Die ganze Welt soll

er lieb haben, wenn's nach mir geht. Du verstehst mi wohl gar nit amol, Fritz . . ."

Er antwortete nicht.



„Anschau'n kannst mi doch zum wenigsten. I kann dir ganz gewissensruh'g in die Augen seh'n . . . wegen mir un auch wegen den Buben. Wenn mich leichtsinnig schimpfen magst . . . meinetwegen tu's doch. Ich mein immer, so ganz ohn a bissel Leichtsinn ist's halt nit schön im Leben. Wer da hoch oben steht, wen Vatter un Mutter von klein an immer und immer die Händ unter die Füß breiten, wer nie a Sorg un nie a Leid kennen gelernt hat, — o je — der mag ja auch ohn Spur von Leichtsinn durch die Welt kommen. Vielleicht. Aber unser=

eins . . . wie sollt der's Alltagsplack trage könne, wenn er nit auch emal fünf grad sein ließe . . .

„Aber ich red und red, un du stehst statsch dabei. Mach nit so a ernst Gesicht, Fritz. Jeder von uns muß ja doch sein Weg geh'n. Du . . . da . . . gib mir dein Hand . . . da! Ich möcht nit, daß du bös von mir fortgehst. Denn siehst: das schönst, was wir hatten, das war doch . . . ja . . . ja . . . du weißt schon . . . wie wir noch so ganz jung gewest sind . . . damals . . .“

Langsam hob er seine Hand und legte sie in die ihre, und sie umschloß sie mit beiden Händen. Ganz fest und warm.

„Kann ich denn gar nichts für dich tun und für den Jungen?“ fragte er nach einer Weile gepreßt. „Sei nicht so stolz, Sophie —“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich brauch nix . . .“

„Tu's mir zu lieb, aus alter Freundschaft . . . Fiekchen . . .“

Da lachte sie wieder, fast schelmisch. „Wenn du's denn durchaus nit anders magst, Fritz . . . du sollst ja so a reicher Herr geworden sein . . . schenk mir a Nähmaschin . . .“

11 Kapitel.

Fritz Haltern war das höchste Glück widerfahren, das einem Manne werden kann: seine Frau hatte ihm ein Kind geschenkt. Einen blühenden Knaben.

Aber als drei Wochen ins Land gegangen waren, lag das Kind auf der Totenbahre. Der Würgeengel, der die Paläste der Könige heimsucht, wie die Hütten der Ärmsten, die Diphtheritis, hatte es erbarmungslos fortgerafft.

Und Fritz Haltern wußte, seine Frau konnte nie wieder Mutter werden. Sie hatte in dem einen süßen und jetzt verlorenen Glück auch den höchsten Schatz ihrer Gesundheit geopfert.

Und nun — nun hatte sich erfüllt, was ihm der Bruder in seiner letzten Stunde zuflüsterte: Marions Seele war erwacht. Aber ihr Leib war siech für immer.

Ihre Seele war erwacht, sie war gereift, vom Kinde zum Weibe, in der Zeit, da sie das süße Geheimnis des werdenden Lebens unter dem Herzen trug. Als Fritz Haltern damals von Wien heimkehrte und sie sich errötend an ihn schmiegte, ihm leise ins Ohr tuschelte: ‚Du mußt mich jetzt doppelt lieb haben‘ — da jubelte er auf. Und in all den Monaten des Hoffens und der liebevollen beglückenden Sorgen kamen sie sich näher und näher.

‚So wird's doch noch wahr — so wird mir doch noch einmal im Leben ein ganzes volles Glück,' jauchzte es immer wieder in ihm. ‚Das Glückskorn Zufriedenheit — Herzensheiterkeit', hatte es ja Marie wohl genannt.

Er wurde weich und sanft in dieser Zeit; auch er ein Anderer, Besserer. Er freute sich, geben und teilen zu können.

Grade in den Tagen vor der Entbindung traf einer der vielen Briefe ein, die Wilhelm aus Amerika schrieb und die sämtlich wohl seine Handschrift, aber nichts von seiner Eigenart zeigten. Früher hatte Haltern sie kaum gelesen. Diesmal pochte der Bruder nicht vergebens an: er schrieb ja, daß auch bei ihm der Gevatter Adebar einkehren solle.

Auch in den Werkstätten merkten sie die Veränderung, die mit Haltern vorging.

Er hatte früher nie ein persönliches Verhältnis zu seinen Arbeitern angestrebt. Er meinte, sie legten spottwenig Wert und Gewicht darauf. Er zahlte gute Löhne, verlangte viel, war bei Streitigkeiten immer gerecht — aber wer seine verd — Pflicht und Schultigkeit nicht tat, wer nicht auf's Wort parierte, ‚der flog hinaus'.

Das änderte sich jetzt, ohne daß er es selbst recht bewußt wurde. Der wortkarge strenge Herr, der immer straff aufgerichtet durch die Werkstätten ging, vor dessen Falkenauge auch nicht das geringste Versehen, die kleinste Unachtsamkeit verborgen blieb, sprach bald diesen, bald jenen Arbeiter an, fragte hier und dort nach Frau und Kindern. Zuerst nur bei denen, die aus dem Feldzuge zurückgekehrt waren, dann auch bei anderen. Und er fragte nicht nur, er half auch wo ihm in dem harten Winter eine Unterstützung erforderlich schien.


A. M.

Es war da in der Kesselschmiede ein junger Bursche, den traf er ein paarmal in der Mittagspause auf dem Fabrikhofe; ihn und seine Frau in der Ecke zwischen zwei Schuppen. Sie huckten nebeneinander, und er löffelte das Essen aus, das sie ihm gebracht hatte. Die Frau war guter Hoffnung, und man sah ihr an, der Weg zur Fabrik mit dem Henkeltopf im Arm mußte ihr sehr schwer geworden sein. Sie waren, wie sie da im Schnee saßen, gut zu einander; er hatte ihr aus einigen Holzscheiten einen Sitz gemacht, und sie hielt ihm den mit einem alten Umschlagtuch sorgsam umwickelten Topf. Aber wenn sie mühsam aufstand und den Korb wieder zurechtkramte, stöhnte sie sehr.

Haltern kannte den Mellentin als einen fleißigen Arbeiter, der ein schönes Stück Geld verdiente.

So rief er ihn eines Mittags heran und machte ihn Vorhaltungen. Der aber sah ihn zuerst verständnislos an. Dann schüttelte er den blonden Wollkopf: „Det jeht doch jar nich anners. Mein Essen muß ick doch ha'n, un meine Frau muß et mir bringen. Wer'n sonst? Er kraute sich hinter den Ohren, doch ein wenig verlegen. „S'is ja 'n bischen weit . . . von de Adelbertstraße . . . bei so'n Wetter . . . jetzt wo sie . . .“

In diesem Einzelfall war leicht abzuhelfen. Aber als Haltern dann schärfer zusah, fand er unzählige ähnliche Fälle. Ein paar Tage trug er's mit sich herum, dann sprach er mit seiner Frau darüber, und es beglückte ihn wieder, wie impulsiv sie auf seine Pläne einging. Es war ja nur ein Anfang: ein Schuppen wurde provisorisch als Eßsaal eingerichtet, mit Tischen und Bänken, mit einem eisernen Ofen; die Arbeiter-

kantine lieferte jetzt nach Art der eben entstandenen Volksküchen auch ein warmes Mittagsgericht für billiges Geld; Marion kam, solange es ihr Zustand erlaubte, häufig herüber, um die alte Wirtschafterin, die sie besorgt hatte, zu überwachen. Sie hatte Freude daran und, fast wider Halterns Erwarten, praktischen Sinn. Nicht lange, und sie plante selbst weiter .... ein kleiner zweiter Schuppen wurde mit Wascheinrichtungen ausgestattet, eine Maschine aufgestellt, in der das Essen, das die Frauen brachten, gewärmt werden konnte. Dann kam sie eines Tages mit der Idee heraus, für die Arbeiter eine Konsum-Anstalt zu gründen — ein paar englische Broschüren, die sie sich verschafft, hatten ihr die Anregung gegeben. Und sie saßen beide an den langen Winterabenden zusammen und rechneten und machten Entwürfe.

Am Tage, an dem er das ersehnte Glück, seinen Sohn, in den Armen hielt, kündete ein Anschlag in der Fabrik, daß er zehntausend Taler als Betriebsfond für den demnächst ins Leben tretenden Konsum-Verein stifte, auf dessen Verwaltung seine Arbeiter einen bestimmten Einfluß haben sollten.

Und dann, mitten in einem Rausch von Seligkeiten, traf ihn Schlag auf Schlag.

Er stemmte sich gegen das Unglück. Er rang mit ihm. Sein Kopf sank nicht um eines Fingers Breite; er arbeitete, wie er noch nie gearbeitet hatte, um sich zu betäuben. Aber sein Haar ergraute in wenigen Wochen.

Und er, der der Religion immer mit kühl wägendem Verstande gegenüber gestanden hatte, sank am Bett seiner fiebernden Frau nieder und betete. Nichts als nur: ‚Laß sie mir wenigstens, mein Gott und mein Herr!‘

Grade in diese schmerzensvollen Wochen und Monate fiel für die Halterschen Unternehmungen eine neue Periode kräftigsten Aufschwungs.

Anders wie ehedem, wo er um die neuen Aufträge kämpfen, mit den älteren Fabriken in harte Konkurrenz treten mußte, strömte jetzt fast ungesucht eine Fülle neuer Aufgaben auf ihn ein. Die Retablierung der Armee nach dem Feldzuge, die schnelle Steigerung des Eisenbahnbaus brachten umfangreiche Bestellungen für die Wagen- und Waggonfabriken; die Ausbreitung des Rübenbaus und der Zuckerindustrie, das wachsende Brennereigewerbe führten seinem Rixdorfer Werk, für das er rechtzeitig die Patente einiger neuer Apparate erworben hatte, einen bedeutenden Kundenkreis zu. Fast zu gewaltsam drängte ihn das alles zur Erweiterung, zur Ausdehnung der Anlagen; fast wider Willen mußte er, um den großen Ansprüchen der Zeit gerecht zu werden, um für die voraussichtlich noch größeren der Zukunft Vorsorge zu treffen, Grundstücke erwerben, mußte bauen, die Betriebe erweitern, teilweise verdoppeln. Nicht ohne Besorgnis, daß ein Umschlag der Konjunktur ihn schwer treffe; denn die Lage zwang ihn, nicht nur alle großen Gewinne sofort wieder zu Neuanlagen zu verwenden, sondern auch seinen Kredit weiter und weiter anzuspannen.

Es kamen Monate, in denen er, durch seine häuslichen Sorgen schwer bedrückt, die Zeit zurückwünschte, in der er die Leitung seines kleinen Unternehmens noch ganz in fester eigener Hand halten konnte, zu der noch nicht der kaufmännische Teil den rein technischen fast an Bedeutung übertraf. Wenn er jetzt die Vorträge seiner ersten Beamten hörte, dachte er oft mit heimlichem Neid an seine Werdejahre zurück, in denen er

doch immer nur für das Nächstliegende zu sorgen gehabt hatte. Dann und wann brach in ihm der Entschluß durch, sich zu beschränken, keine weiteren Angliederungen vorzunehmen. Aber dann brachte meist schon der nächste Tag die Erkenntnis ‚rast ich, so rost ich‘, und trieb ihn vorwärts.

Die Zeit trieb ihn vorwärts.

Schon waren die Brücken über den Main geschlagen. An den neuen Norddeutschen Bund gliederte sich Süddeutschland mindestens bereits in der Zollpolitik eng an. Im inneren Preußen war der leidige Konflikt durch das verständnisvolle Entgegenkommen Bismarcks endgiltig beigelegt worden. Das Vertrauen belebte, die Unternehmungslust rührte sich. Langsam, aber stetig begann der Anteil des deutschen Handels am Weltmarkt zu wachsen. Zuerst ungesucht liefen auch bei Haltern Anfragen, dann kleinere Aufträge aus dem Auslande ein. Ihr Erfolg drängte ihn dazu, ständige Vertretungen an einigen Hauptplätzen einzurichten; in Hamburg, Wien und Petersburg zuerst, dann in Florenz und bald in Neu-York. Auch hier bewährten sich sein sicherer Blick, seine glückliche Hand — — —

Langsam, ganz langsam besserte sich Marions Zustand. Wenn sie auch niemals wieder völlig gesund werden konnte, es trat doch ein Stillstand ein, der ihr Leiden erträglich erscheinen ließ und in ihr die Hoffnung auf völlige Herstellung erweckte. Haltern und die Ärzte suchten sie in dem Glauben zu bestärken. Fernerstehende hielten sie überhaupt für ganz genesen.

Sie war sehr still geworden, sehr ernst. Aber trotz des schweren Leids, das sie getroffen, war sie nicht unglücklich.

„Es mußte Nacht werden, daß mein Stern aufgehen konnte —“ sagte sie wohl, wenn Haltern neben ihr saß.

„Glaub nur nicht, daß ich noch leide. Ich leide nicht, weil ich dich lieb habe und nun endlich weiß, daß auch du mich liebst. Wir sind jetzt eins.“ Dann freilich legte sie schmerzlich bewegt den Arm um seinen Nacken und ihre Wange an die seine: „. . . nur das schmerzt, daß ich dir nicht zeigen kann, wie lieb ich dich habe. Armer Fritz . . .“

Erst jetzt — dachte Haltern bisweilen — sind in ihr all die Samenkörner aufgegangen, die die Großeltern in ihre Seele streuten. Ein großes Blühen ist in ihr, ein seltenes Reifen. Gottlob, daß sie nicht ahnt, wie nahe der Herbst ist...

Oft war es ihm wie ein Wunder.

Wenn sie so beisammensaßen in den friedlichen Abendstunden, zeigte sie das regste Interesse an allem, was ihn anging und seine Tätigkeit. Alles und jedes konnte er mit ihr besprechen, und aus dem Besprechen wurde nicht selten ein Beratschlagen. Sie war durchaus nicht immer seiner Ansicht, seiner Meinung, aber sie kamen schließlich stets zur Harmonie.

Dann und wann nur brach sie, ihm unerwartet, ein Gespräch ab, als scheue sie sich vor dem Weiterspinnen eines Gedankenganges.

So erzählte er ihr einmal, daß er eine oberschlesische Grube gekauft habe, um seinen wachsenden Kohlenbedarf billiger eindecken zu können; er habe lange gezögert, sich schwer entschlossen, aber am Ende doch die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen können. Lachend fügte er hinzu, wie der Vermittler ihm dann gesagt hätte: „Recht ist's, daß sie zugreifen. Ich würde nicht jedem so energisch zum Kauf geraten haben. Aber Sie haben eine besonders glückliche Hand. Was Sie anfassen, wird Gold . . .“


A. METZEROTH.

Da deckte sie plötzlich die Hand vor die Augen. Und dann meinte sie hastig: „Bitte — wir wollen nach vorn gehen. Das Licht hier blendet mich . . .“

Oft bat sie, ihr von seiner Jugend zu erzählen. Alle Einzelheiten wollte sie wissen, nnd sie hatte eine eigene Art, mancherlei aus ihm herauszulocken, was er nicht ganz freiwillig berichtete. Auch über Sophie.

Dann saß sie ganz still in ihrem tiefen Krankenstuhl, hatte die Augen niedergeschlagen, die Hände, die so zart und schmächtig geworden waren, im Schoß; es war nicht recht zu erkennen, aber ihm deuchte, sie lächelte vor sich hin, solch ganz kleines wehmütiges Lächeln.

Bis er sich unterbrach, sie schärfer ansah, fragte: „Was hast du nur, Marion?“

„Ach ich! Ich denke nur über das nach, was man Menschenglück nennt.“

„Und . . .“

Sie wurde ein wenig verlegen. Schließlich sagte sie doch: „. . . wie dies sogenannte Glück bei dem einen ganz sich auf dem gesunden Körper aufzubauen scheint, bei dem andern ganz der Seele entströmt . . . . wie selten wohl beides sich eint — die gesunde Seele in dem gesunden Körper. Das freilich erst kann volles Glück sein . . .“ Und nach einem langen Schweigen: „Armer Fritz . . . es wird doch nicht alles Gold in deinen Händen . . .“

Wieder ein andermal sprach sie davon, daß sie früher nie recht gewußt hätte, ob sie ihn mehr liebe oder mehr fürchte. „Ich hatte oft auch das Gefühl, alle andern fürchteten dich, ich alleine liebe dich. Das freute mich sehr, denn — dachte

ich immer — so brauchst du ja mit keinem zu teilen. Heut weiß ich: grad weil ich dich so unendlich lieb habe, muß ich dich mit all den Unzähligen teilen, die Anrecht auf dich haben. Ich wollte nur, ich könnte sie alle auch lehren, dich zu lieben…"

„Mich werden immer nur wenige lieben . . ."

Sie schüttelte den Kopf. „Ehedem war das wohl so, Fritz. Mir ist das selbst erst allmählich klar geworden. Du konntest gar nicht um Liebe werben. Sieh — Frauenliebe wird wohl dargebracht, bringt sich selbst dar, sogar als Opfer. Die Liebe im weiteren Sinn, um die muß man kämpfen. Solch Mann wie du aber, der so hart ringt, der versteht das wohl selten, vielleicht nie. Der muß immer zunächst an sich denken. Bis ihn dann — und das ist das Herrlichste — das Leben doch zur Erkenntnis führt, daß er blutarm bleibt, wenn er nur immer für sich strebt. Du bist auch ein ganz anderer geworden. Weißt du, was Großmama, die dich so gern hatte, damals zu mir sagte, als du um mich batest —"

„Nun?"

„Du seist ein Pflichtmensch. Und Onkel Waldemar erklärte gradezu: du seist ein Egoist. Und beide hatten recht, und du konntest gar nicht anders sein. Mir graute wohl ein wenig. Aber ich dachte in meinem kindlichen Verstande: wenn du ihn nur recht lieb hast, wird das schon anders werden. Dann hab ich's wohl ein Jahr lang falsch angefangen. Schließlich ist mir's doch geglückt. Aber auch das sollst du wissen: oft war ich am Verzagen. Und ich wäre wohl ganz verzagt, wenn nicht dein Bruder mich immer wieder aufgerichtet hätte. ‚Marion', sagte der oft, ‚wir sind alle Kinder gegen Fritz. Den mußt du mit anderm Maßstab messen, wie

uns. Der ist außen von Eisen, innen Gold, und weiß es selbst nicht. Hab ihn nur so lieb, daß das Eisen schmilzt — lange kann das dauern, aber eines Tages blinkt dir doch das pure Gold entgegen!' Das vergeß ich nie — und jetzt . . . jetzt glänzt und blinkt es, Fritz . . ."

Da brach sie wieder kurz ab. Und als er sie zärtlich an sich zog, weinte sie an seiner Brust.

Oberst Hellwang hatte ein Regiment in Hannover bekommen. Unter den schwierigen Verhältnissen der Einführung der preußischen Herrschaft fühlten weder er, noch Frau Marga sich dort recht wohl. Er als Soldat fand sich schließlich mit der Lage ab, sie verhehlte kaum ihre geheimen Sympathien mit den welfischen Aristokraten, zu denen sie mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen hatte. Lebhaft und temperamentvoll, wie sie war, entglitten ihr bei einem Fest des kommandierenden Generals einige unvorsichtige Bemerkungen über das „durchbrochene Legitimitätsprinzip", die böses Blut machten und zur Folge hatten, daß man Hellwang nahe legte, seine Frau auf einige Zeit verreisen zu lassen, bis für ihn selbst, den man nicht frei lassen wollte, eine andere Stelle frei sei.

Da Marion auf dringendes ärztliches Verlangen einige Monate im Hochgebirge zubringen sollte, so reisten beide Frauen gemeinschaftlich nach der Schweiz. Haltern der auf längere Zeit nicht abkömmlich war, wollte sie dort wieder abholen, nachdem er die große Pariser Ausstellung besucht hatte, an der seine Firma in hervorragender Weise sich beteiligte.

Der Oberst hatte seine Frau selbst nach Berlin gebracht, sie verlebten noch einige gemeinsame ungetrübte Tage. Marion

schien frischer als seit langen Monaten. Die Rosen blühten auf ihren Wangen wieder auf. „Die gelehrten Herren können sich auch täuschen", meinte Hellwang einmal zu Haltern. „Es kommt schon wieder alles ins Gleichgewicht. Unser gesundes Blut hilft sich durch. Armer Kerl, es wär ja auch schrecklich — auch für dich — so jung wie ihr beide seid. Ich hielt das nicht aus mit solch einer kranken Frau — Donnerwetter — lieber noch eine, die Dummheiten macht, wie meine gute Marga."

Dann kamen die besten Nachrichten aus der Schweiz. Liebe, zärtliche Briefe —

„Wenn ich dir auch so wenig sein kann" — schrieb sie einmal — „wir sind doch gute Kameraden geworden, treue Gefährten. Das ist mein Glück. Ich weiß mir nichts besseres mehr auf dieser Welt. An jedem Abend, wenn ich auf die leuchtenden Firnen hinaufschaue, danke ich Gott, daß wir uns gefunden haben, und bitte ich ihn, er möge mir deine Liebe erhalten . . ."

Und er schrieb ihr aus dem Trubel der großen Weltkarawanserei, die noch einmal den Napoleonischen Glanz im strahlenden Licht zeigte: „. . . ich denke nur an dich. Denn ich war arm, ehe Glück und Leid uns zusammenführten. Das Leid wohl noch enger als das Glück . . ."

Und dann — dann kam die eine Stunde, die alles Glück in Trümmer warf —

Wie war es gekommen, wie war es nur möglich gewesen? Was frommte es, daß er sich das immer wieder fragte, mit klopfendem Herzen in bedrückter Brust.

Immer hatte er Selbstbeherrschung geübt, Selbstzucht. Und jetzt vergaß er das Teuerste und Liebste, daß er hatte, im Rausch einer Stunde —

Zum Brechen schwer war ihm das Herz, als er wenige Tage später vor Marion trat.

Mit einem leisen Jubelschrei flog sie ihm entgegen.

Aber als sie dicht vor ihm stand, seine umwölkte Stirn sah, den scheuen Blick seiner Augen, sanken ihre weitgeöffneten Arme hernieder.

Er nahm sie an seine Brust, er drückte sie an sich. Wie hilflos sank ihr Kopf auf seine Schulter. Ihr Atem flog, der zarte schwache Körper bebte in seinen Armen.

„Marion . . . meine geliebte Marion . .“ flüsterte er immer wieder. „So sieh mich doch nur an . . .“

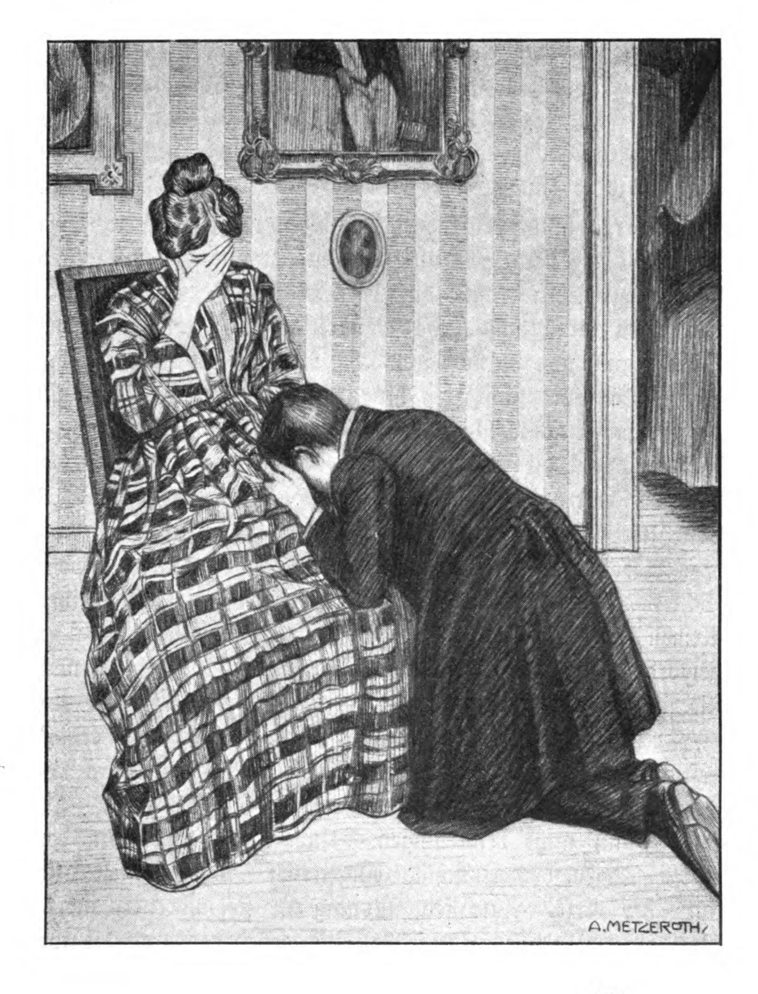
Dann führte er sie langsam bis zu dem tiefen Lehnstuhl am Fenster zurück.

Ganz still saß sie da, den Kopf gebeugt, die durchsichtigen Finger fest im Schoße verschlungen. Und er sah wohl, die guten Nachrichten, die sie ihm gesandt, mußten Selbsttäuschung gewesen sein oder fromme Lügen. Das Gesichtchen so schmal und weiß, und auf den Wangen die abgezirkelten Kirchhofsrosen.

‚Wenn man doch mit dem Tode ringen könnte! Ein paar Jahre nur laß sie mir noch, mein Gott und Herr! Daß ich ihr zeigen kann, recht zeigen — täglich, stündlich — wie ich sie liebe!‘

Nun sah sie endlich, als er vor ihr niederkniete und ihre Hände faßte, auf und ihn an. Und ihm war, als lese sie jetzt auf dem Grunde seiner Seele, als liege die wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihr.

Es zuckte in ihrem Gesicht, ein heftiger Schmerz schien sie zu schütteln.


A. METZEROTH

Dann machte sie die rechte Hand frei und hob sie wie abwehrend vor die Augen.

„So anders bist du — so fremd —" hauchte sie weh.

Er barg seinen Kopf in ihrem Schoße. Nichts wußte er zu sagen als: „Ich liebe dich . . . ich liebe dich!" Aber ihr mochte es klingen wie: „Vergib mir —"

Marga kam herein. Frisch und resolut wie immer. Aber Haltern hörte doch, aus all dem heiteren Klang, den sie ihren Worten zu geben wußte, die Sorge heraus.

„Du mußt zur Ruhe, Marion! Sonst zankt mich der Doktor aus, und dafür danke ich. Morgen ist auch noch ein Tag. Da fährt dich Fritz hinaus in die Sonne — die tut dir ja immer so wohl . . ."

„. . . in die Sonne . . ."

Es war wieder nur wie ein Hauch. Und eine Welt von Zweifel lag darin.

Aber sie folgte wie ein Kind. Stand auf, tat ein paar Schritte. Dann wankte sie. Haltern griff zu. Auf seinen Armen trug er sie in das Schlafzimmer. So leicht war sie geworden wie ein Vögelchen. Und doch war sie ihm noch nie so schwer vorgekommen. — — —

Als er nachher mit Marga allein war, machte er der heftig Vorwürfe, daß man ihn nicht benachrichtigt habe.

Sie zuckte die Achseln: „Fritz, sie litt es nicht. Du solltest dich nicht beunruhigen. Und dann ist erst in den letzten Tagen der Umschlag eingetreten. Wir hofften alle, auch der Arzt. Aber seit Montag ist sie wie verwandelt. Von einer Unruhe, als fräße eine geheime Sorge an ihr. Ich denke es wird besser werden, nun du da bist . . ."

Er senkte den Kopf. In seiner Seele war die Hoffnung ausgelöscht.

Spät am Abend kam der Arzt noch einmal, um nach der Kranken zu sehen. Sie schlief, oder sie schien doch zu schlafen.

Kopfschüttelnd stand er am Bett, beobachtete ihren unruhigen Atem.

„Ich möcht doch lieber eine Pflegerin hersenden —“ sagte er dann zu Haltern.

Aber der wehrte ab. „Ich bleibe im Nebenzimmer bei geöffneter Tür. Meine Frau würde nur erschrecken, wenn sie jemand Fremdes um sich sehe.“

Endlos lang diese Nacht.

Auf leisen Sohlen schritt Haltern wieder und wieder vom Sopha über den dicken Teppich zur Tür, spähte, lauschte. Schlief sie wirklich? Im Halbdunkel ihres Zimmers, sah er das schmale weiße Gesichtchen auf den weißen Kissen — er hörte den unruhig hastenden Atem — und dann und wann schien ihre Hand über die Decke zu streifen. Im Traum vielleicht — wie suchend.

Draußen dämmerte es endlich. Haltern warf einen Blick zum Fenster hinaus. Auf den schneeigen Gipfeln lag ein lichtes Rosenrot, das von Minute zu Minute stärker, leuchtender wurde.

„. . . Fritz . . .“

— Rief sie?

Er stürzte ins Zimmer, an ihr Bett.

Sie hatte sich ein wenig aufgerichtet. Aber sie preßte beide Hände gegen die keuchende Brust. Ihre Augen waren weit geöffnet —

Er umfaßte sie. Wie willenlos glitt sie zurück in seine Arme.

Ein Zucken ging durch den ganzen Körper. Ihr Blick schien ihn zu suchen, ihre Lippen bewegten sich . . .

„. . . Lieber . . .“ Und noch einmal „Lieber . . .“

Ein leiser Aufschrei, kaum wie ein Schmerz. Das Köpfchen sank zur Seite —

Sie war nur einundzwanzig Jahre und acht Monate alt geworden.

So stand es im Totenschein. Und der Arzt, der ihn aushändigte, sagte dabei: „Ein sanfter schöner Tod. Gottlob, Herr Haltern. Ich befürchtete doch einen schwereren Kampf —“

Fritz Haltern sah ihn an, als verstände er ihn nicht.

---

12. Kapitel.

„Fritz, — du mußt dich fassen. Du mußt —“

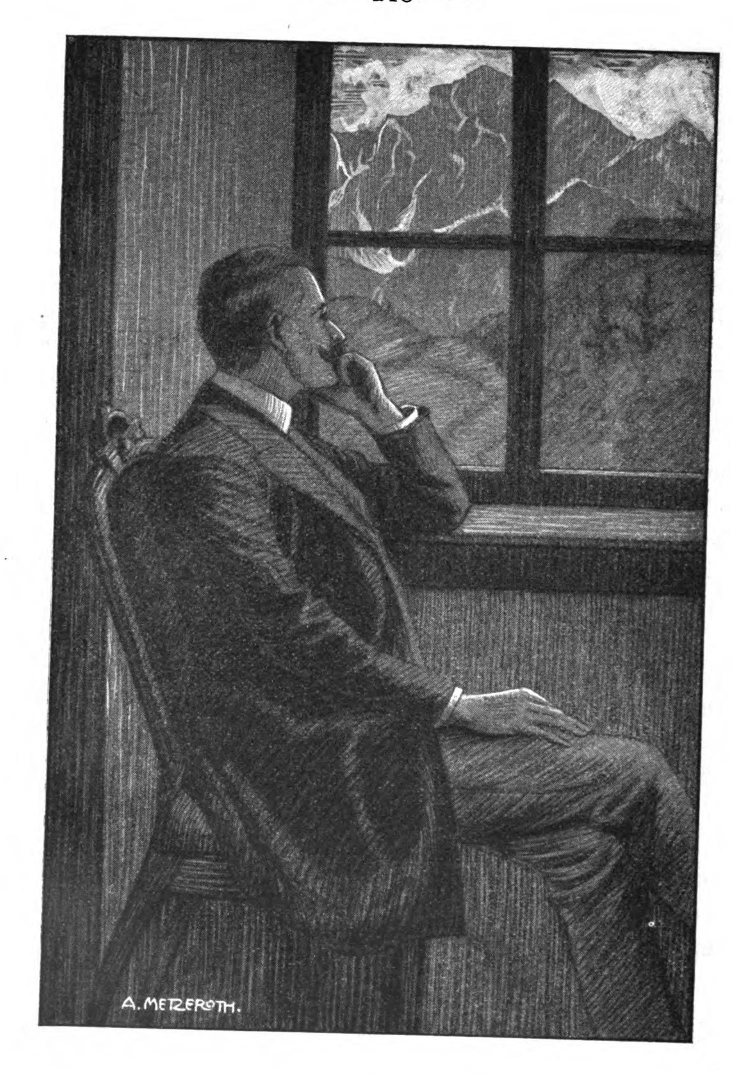
Oberst Hellwang, der telegraphisch herbeigerufen war, redete wieder und wieder auf Haltern ein.

„Deinen Schmerz in Ehren. Mein Gott, ich hab Marion doch wahrhaftig lieb gehabt. Aber das müssen wir uns doch sagen: gesund wäre sie nie geworden. Es war doch im Grunde auch für sie eine Erlösung. Wenn mir Marga so erzählt, wie sie zuletzt gelitten hat ... das liebe arme Geschöpf .... noch nicht zweiundzwanzig Jahre ... es ist zum Heulen! Aber das Leben ist nun mal hart ... ungerecht oft ... scheußlich ...“

Dabei ging der Oberst in seinem eleganten Reisezivil, das doch stets und überall den preußischen Offizier verriet, mit langen Schritten im Zimmer auf und ab und glitt selbst immer wieder mit der umgekehrten Rechten über die feuchten Wimpern.

Und der, zu dem er sprach, saß in einer Fensternische und starrte unverwandt, mit heißen tränenleeren Augen, auf die Schneehäupter. ‚... wenn ich zu den leuchtenden Firnen hinaufschaue, danke ich Gott, daß wir uns gefunden haben, und bitte ich ihn, er möge mir deine Liebe erhalten ...‘

„Fritz — ich kann's nicht mehr mit ansehen. Sprich wenigstens, klage — schrei dir's vom Herzen herunter. Aber


A. METZEROTH.

sitz nicht so da wie ein Steinbild. Blick nicht immer nur rückwärts — blick auch vorwärts! Wir Menschen sind nun doch einmal zum Kampf da, zum Überwinden. Wir leben nicht für uns selbst, wir leben auch nicht nur für den engsten Kreis um uns — wir Männer. Zähne aufeinander beißen, Fritz! Weitergelebt und weitergekämpft muß ja doch werden!“

„. . . es muß ja weitergelebt werden . . .

„. . . es muß ja schließlich weitergelebt werden auch um der Pflichten gegen die anderen willen — wenn gegen die eine, reinste Pflicht der Liebe gefehlt wurde, bleibt doch eine Summe anderer Pflichten, die erfüllt und gelöst sein wollen . . .

„. . . und vielleicht bringen sie auch Erlösung . .‘

Sorgen zunächst.

Die Sorgen aber zwingen zur Arbeit. Und Arbeit besitzt immer etwas von betäubender Kraft. Solche Arbeit, die Geist und Körper bis zum Äußersten anspannt, wirkt wie eine Narkose. Der Kranke kann in ihr zerbrechen, er kann aber auch der Genesung entgegengeführt werden. Die Ärzte sprechen dann wohl von einer chirurgischen Heilung: äußerlich geht der Patient umher gleich einem Gesunden. Man merkt ihm nicht an, daß ein Rest des Leidens in ihm blieb und langsam weiter frißt und zehrt — Jahre, Jahrzehnte — bis zum Ende.

„Revanche für Sadowa —“

Lauter und lauter hallte es über den Rhein herüber. Der Erfolg der Weltausstellung war doch nur ein schwacher Aushilfetrost für das gekränkte Prestige Frankreichs gewesen. Dies aufstrebende Preußen, dies nach Einigung ringende Deutschland mußte gedemütigt werden, wenn der gallische Hahn

auf der europäischen Kirchturmspitze in alter Herrlichkeit weiter-krähen sollte —

Revanche für Sadowa!

Es gärte und brodelte. Früher oder später war der Krieg unvermeidlich. Mühsam nur hielt die diplomatische Kunst den Ausbruch auf. Aber die Geschäftswelt zog schon im voraus die Konsequenzen. Die Furcht vor dem Unvermeidlichen zeigte sich, wie überall und immer, schlimmer als die vollendete Tatsache selbst.

Auf einen kurzen Aufschwung folgte ein rapider Niedergang des Erwerbslebens.

Auch die Halternschen Unternehmungen wurden bis ins Mark hinein getroffen. Eine Bankfirma, mit der er Jahre hindurch gearbeitet hatte, fallierte grade, als er große Zahlungen für seine Neuerwerbungen zu leisten hatte. Die Aufträge gingen schmäler und schmäler ein, selbst die des Heeres, nachdem einmal die Retablissementsarbeiten beendet waren. Die Landwirtschaft, durch zwei schlechte Ernten arg bedrängt, konnte nicht an den weiteren Ausbau der Zuckerfabriken und Brennereien denken. Der Eisenbahnbau kam ins Stocken. Das Vertrauen erlahmte, Kredit war nur schwer mit ungewöhnlichen Opfern zu erhalten.

Aber die dreitausend achthundert Arbeiter wollten, mußten weiterbeschäftigt werden. Mit Weib und Kind wohl an die zehntausend Menschen, deren Wohl und Weh von ihm — von Fritz Haltern abhing, die hungerten, wenn er die Arbeit einschränkte.

Die Direktoren der Werke drängten auf Arbeiter-Entlassungen. Haltern schüttelte den Kopf. Er wußte, besser als

sie, wie der Hunger tat. Er erinnerte sich grade jetzt der Tage, in denen er der Mutter kaum Geld zu einer Suppe hatte geben können. „Es wird weitergearbeitet."

Es wurde weitergearbeitet —

Doch mit welchen Verlusten! Mit äußerster Mühe mußten die Aufträge hereingebracht, oft zu Preisen übernommen werden, die nicht annähernd die Selbstkosten deckten. Was das Inland nicht abnahm, wurde ins Ausland geworfen. Nur Arbeit — Arbeit schaffen, war die Losung. Mochte die Konkurrenz über ruinöse Unterbietungen zetern . . . Haltern standen seine Leute am nächsten.

Freilich: lange konnte es so nicht weitergehen, das sagte er sich selbst. Die Reserven, die er gelegt hatte, waren schon durch die fortgesetzte Ausdehnung der Betriebe stark in Anspruch genommen; sie zehrten sich jetzt rapide auf. Wenn nicht endlich eine nene Welle kam, die das ganze Erwerbsleben wieder hob, mußte auch das Lebenswerk Halterns zusammenbrechen.

Er hatte das Ende klar vor Augen. Einst, als er sich unter tausend Schwierigkeiten emporrang, hätte der Zusammenbruch ihm den Todesstoß bedeutet. Jetzt dachte er kaum an sich selbst, an die eigene Zukunft. Er dachte immer nur daran: was wird aus denen, denen du das tägliche Brot geben mußt, wenn sich die Tore dort drüben schließen und die Maschinen stille stehen?

Der Tag mit seinem Schaffen verging ihm meist so schnell, daß er die Stunden hätte festhalten mögen. Aber wenn er, geistig und körperlich müde, am Abend in seiner Villa saß, dann überkam ihn oft ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung.

Immer war er im Grunde ein Einsamer gewesen. Bis auf die letzten zwei Jahre, die kurzen Sonnenjahre des zertrümmerten Glücks. Und grade weil sie ihm geworden, empfand er nun, wie ganz allein er stand.

Niemand, mit dem er sich hätte aussprechen können! Niemand, dem er sich hätte anvertrauen können! Freunde ja — doch kein Freund!

Auch das war wohl seine Schuld, er verhehlte es sich nicht. Ein Freund will erworben sein, wie Liebe erworben werden muß. Ihm war das nicht gegeben —

Und so ging er in den Abendstunden von Zimmer zu Zimmer, durch die unheimlich stillen hohen Räume, suchte die Stellen, wo Marion gern gesessen, wo sein Kind zum ersten Male gelallt hatte, wo es gestorben war —

Und dann zwang er sich wieder an seinen Arbeitstisch.

Sie war ihm freilich ein Zwang, die Arbeit. Aber sie betäubte doch —

Betäubte — ja! Befreien, wie einst, konnte sie ihn nicht mehr.

Sehr selten, aber dann und wann doch, kam Haltern nach einem vor wenigen Jahren gegründeten Klub, zu dessen Mitglied er recht unfreiwillig gepreßt worden war. Man nannte ihn den Millionärsklub, obwohl er eigentlich einen unverfänglicheren Namen trug.

Haltern hatte eine Konferenz bei seinem Bankier gehabt, die sich bis gegen Abend ausdehnte, mehrfach einen ziemlich unerquicklichen Verlauf zu nehmen drohte, aber schließlich doch zu einem befriedigenden Ergebnis führte.

„Wenn ich nicht so felsenfest auf Ihren glücklichen Stern baute, mein lieber Herr Haltern,“ hatte der dicke Geheimrat

endlich gemeint, „ich müßte eigentlich meine Finger von der heißen Asche lassen. Aber Sie haben's mir nun einmal an-getan. Obschon — nix für ungut — obwohl Sie mir noch lieber waren, als Sie mehr an sich dachten als an andere ...“



Die lange weiße Asche seiner Upmann hatte er dann sorgsam abgestreift, der behäbige Herr. „Nämlich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, mein Verehrter, ich machte die Bude so zu sagen mal eine Weile zu, arbeitete höchstens mit 'nem

kleinen Arbeiterstamm weiter, um mir den für bessere Zeiten zu erhalten. Aber ich bescheide mich ... Sie müssen's ja auch besser wissen. Und dann ... ich denke, wir gehen ruhigeren Tagen entgegen. Die dämlichen Franzosen werden nun wohl einsehen, daß wir ehrlich den Frieden erhalten wollen. Da — haben Sie's gelesen — der Prinz von Dingsda ... Hohenzollern ... hat auf den zweifelhaften Genuß des spanischen Throns verzichtet. Vernünftiger Mann das ...

„Ja ... und nun seien Sie auch vernünftig und kommen Sie mit mir nach 'n Klub. Auf 'n Stündchen nur. Meine Frau ist noch in Marienbad, wissen Sie. Fünf Pfund hat sie schon runter, fünf Pfund müssen noch runter. Eheu! Gräßlich so als Strohwittwer im Hochsommer ..."

Dabei blinzelte Herr Schickler und lachte lustig. „Vorwärts, mein Lieber, keine Ausrede! Es hat da einen Lafite, sag ich Ihnen, Otto Bellmann. Na, und wir haben ihn uns heute redlich verdient —"

Trotz der Julihitze war der Klub recht besucht. Die politischen Ereignisse der letzten Tage hatten eine stattliche Zahl Börsenleute nach Berlin zurückgetrieben. An dem langen Tisch auf der hinteren Veranda wurde mächtig gekannegießert. Haltern saß ziemlich schweigsam unter den Herren von der Hochfinanz, bei denen im Grunde doch redliche Genugtuung herrschte, daß der Friede wieder einmal gesichert schien. Die Pariser Wortführer konnten ja wahrhaftig zufrieden sein. Was sie wünschten, war geschehen. Und der alte Herr, der König, war in Ems, trank sein Kränchen; Bismarck, Graf Bismarck, war in Varzin, seiner neuen Herrschaft —

„Nee —,“ rief einer über den Tisch herüber — „Bismarck ist heute angekommen. Ich hab ihn selbst gesehen. Er sah übrigens recht elend aus —“

„Wunder! Der Mann ist krank. Der sehnt sich auch nicht nach Krieg.“

Ganz einheitlich war die Stimmung doch nicht. „Er ist eben krank. Denn, wissen Sie, daß wir so vor dem französischen Gerassel Kehrt machen ... na, ... schön ist anders. Was geht die Franzosen überhaupt diese spanische Krongeschichte an?“

„Napoleon denkt an alles andere eher, als an einen Krieg ...“

„Aber die Kaiserin . . . die Eugenie ... die will ihrem Lulu durch Krieg und den Sieg den wankenden Thron sichern ...“

„Ah . . . in Wirklichkeit ist man in Paris auch froh. Die Rente ist heut um zwei Prozent gestiegen. Das ist das sicherste Zeichen für mich, daß die Gefahr vorüber ist . . .“

„So? Daß sie nur nicht irren!“ warf ein anderer ein. „Die letzten Depeschen klingen doch wieder unruhiger. Auf den Pariser Straßen brüllt der Mob immer noch ‚à Berlin‘. Und wenn's nur der Mob wäre! Aber die Kammern sind nicht vernünftiger als der Straßenpöbel. Garantien verlangen sie, die Herren Duvernois und Konsorten, für die Verzichtleistung ‚Papa Antons‘ und seines ‚Söhnchens‘, wie sie sich so hübsch ausdrücken . . .“

„Leeres Gewäsch!“

„Und dieser Monsieur Benedetti, der in Ems dem alten Herrn immer neue Wünsche seiner hohen Regierung vorträgt! Ich bin vorhin durch die Linden gegangen, da hörte ich einen alten Mann sagen, solch ganz einfachen Mann aus dem Volk

. . . . „Himmeldonnerwetter . . .‘ sagte der . . . ‚wenn ich König von Preußen wäre, dem hätt ich aber was gepustet!‘ Vox populi — vox dei!“

Haltern brach möglichst bald auf.

Er hatte heute, im Drang der Arbeit, noch keine Zeitung gelesen. Nun gedachte er zu Stehely hinüberzugehen, um das nachzuholen. Was er soeben bruchstückweise gehört hatte, erregte ihn mächtig.

Als er aber an der Friedrichstraße die Linden überqueren wollte, wogte ihm eine starke Volksmasse entgegen. Mitten unter ihr einzelne Leute mit Extrablättern. Zuerst konnte er nur einzelne Worte und Sätze verstehen, die man sich gegenseitig zurief . . . . ‚Unverschämt‘ . . . ‚Benedetti‘ . . . ‚Ems‘ . . . ‚unser lieber greiser König‘ . . . ‚Haut ihm auf den Chassepot‘ . . . . ‘Demütigen haben sie uns wollen‘ . . . . . ‚der Krieg‘ . . .

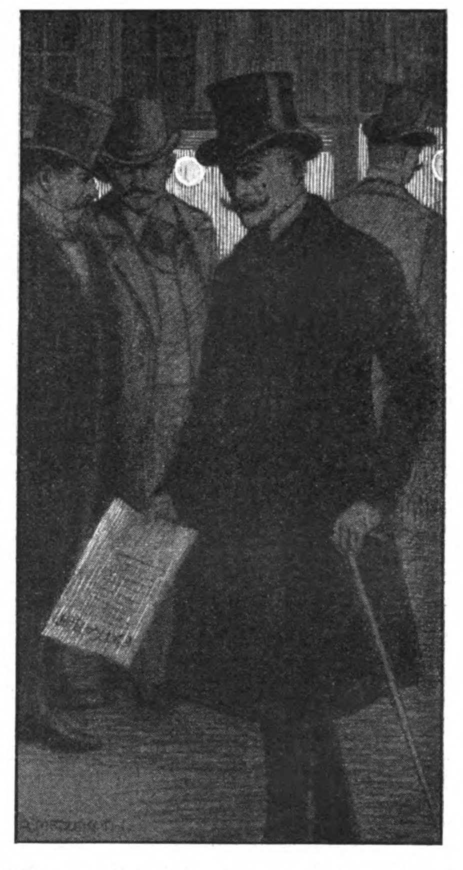
Und dann plötzlich ein Stillstehen. Und irgend einer stand auf dem Prellstein und schwang den Hut und rief: ‚Unser König Wilhelm . . . hoch soll er leben! Hoch! Hoch!‘ Und die tausendköpfige Menge stimmte jubelnd ein, brausend pflanzte sich der Ruf fort —

Haltern faßte einen der nächsten am Arm: „Was gibt es denn?“

Der sah ihn erst wie verständnislos an. „Aber, lieber Herr . . . wissen Sie’s denn noch nicht: die Frechheit von den Franzosen! Unsern König in Ems so zu stellen . . .“

Und dann schob und drängte die Menge beide auch schon weiter. Haltern hörte nur noch: „Aber er hatte die rechte Antwort erhalten . . . solch echte, rechte, deutsche Antwort

. . .“ und wieder dröhnte und klang von der anderen Seite ein Hurra und ein Hoch! Und dann standen da ein paar alte Männer und umarmten und küßten sich, und im Schein der Laterne glänzten in ihren Augen die Tränen . . . „das ist eine Stunde, die vieles gutmacht . . .“



Endlich hatte Haltern einen der Jungen erwischt, die mitten in der wachsenden, hastenden Masse mit den druckfeuchten Zeitungen sich Platz zu schaffen suchten: „Die neueste Depesche! Der König — und Benedetti! Die neueste Depesche . . aus Ems . . .“

Da las er:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spa=

nischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten ..."

Es flimmerte vor Halterns Augen!

Aber es jauchzte in ihm, als er weiter las:

„... Seine Majestät hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen hätten."

Haltern lehnte sich an den nächsten Laternenpfahl.

... Das war der Krieg! Ohne Zweifel ...

Das war der schmählich vom Zaun gebrochene Krieg: diese dreiste, durch nichts begründete Forderung ... diese klare, ruhige, energische Zurückweisung ...

... Das war der Krieg mit dem Mann an der Seine, den der führen mußte, um sein innerlich erschüttertes Regiment zu stützen; der Krieg mit dem verblendeten, übermütigen Volke, das nicht dulden wollte, daß neben ihm ein starkes Deutschland emporwuchs! Der gerechte Krieg gegen Übermut und Überhebung ...

Wie das Volk jubelte! Wie die Masse schwoll und vorwärts drängte, als dränge sie heut schon dem Kampfe zu!

Wie plötzlich dicht neben ihm einer in den Ruf ausbrach: „Auf gegen den Erbfeind!" Und unter brausendem Hurra immer und immer wieder neue Hochrufe erklangen auf den König, auf Bismarck, auf das Heer!

Als ob aller Herzen sich plötzlich geweitet hätten und ganz erfüllt seien von dem einen Gedanken: ‚Nun ist das Ehrenschild wieder rein! Und sie sollen nur kommen, diese windigen Franken — deutsche Hiebe sollen sie haben! Deutsche Hiebe —‘

Ja . . . die Herzen weiteten sich und füllten sich mit neuem Inhalt, mit dem einen gewaltigen, erhebenden Gedanken: alles für das Vaterland und seine Ehre!

Schon einmal, in Stunden tiefster Entmutigung und seelischen Leidens hatte ein starkes patriotisches Empfinden auch Haltern hinweggetragen über persönliches Leid. Aber, wie anders war das jetzt doch, denn vor vier Jahren, 1866!

Damals alles mit innerem Zagen, Unsicherheit, Unentschlossenheit! Heut ein großes einheitliches Jubeln und Jauchzen, als zöge ein ganzes Volk freudig in Krieg und Kampf und fügte Gott es in den Tod —

Kein Rausch, kein Taumel, wie ihn der Augenblick schafft! Eine unwiderstehliche Kraft, aus tiefster Volksseele heraus geboren —

Am Abend des 13. die welthistorische Emser Depesche. Am Abend des 15. stand Haltern wieder an selber Stelle, sah dem vom Potsdamer Bahnhof kommenden greisen König im offenen Wagen durch sein jauchzendes Volk fahren, bis zum Palais.

Sah ihn dann auf der Rampe, hochaufgerichtet, und an dem Eckfenster im Erdgeschoß, wie er der Menge zuwinkte. Hörte wieder den Jubel und das Jauchzen und dann, wie irgendwer anstimmte

„Heil Dir im Siegerkranz
Herrscher des Vaterlands
Heil König Dir —"

und wie der Sang brausend anschwoll von tausend und abertausend Stimmen, gleich einem Choral . . .

Wie eine Mauer standen sie um ihn her: Greise und Jünglinge, Arme und Reiche, ordensgeschmückte Offiziere, schlichte Handwerker, Frauen, Mädchen, und schauten hinauf zu dem erleuchteten Fenster und sangen ihrem König die Volkshymne . . .

Bis dann ein Offizier oben auf der Rampe erschien und hinabrief: „Majestät halten Kriegsrat, lassen um Ruhe bitten . . ."

Es ging gleich einem Lauffeuer durch die Zehntausende. „Unser König arbeitet, . . . Kriegsrat . . . Ruhe . . ."

Und nichts war ergreifender, als daß nun wirklich wie mit einem Zauberschlage tiefe, tiefe Stille eintrat, ehrfurchtsvolle Ruhe. Nur ein Flüstern noch . . . dann ein langsames sich lösen . . .

Und von seinem hohen Postament schaute Friedrich der Große auf dies kampfesmutige, treue, dankbare Volk . . .

Drüben vor der Universität, blieb Haltern noch einmal stehen.

Etwas wunderbares lebte in ihm auf. Etwas, das er selbst kaum noch für möglich gehalten hatte: ein Gefühl neuen Glücks! Stolz auf sein Vaterland, Freude, daß er diese Stunde erleben durfte!

An den Wandel der Zeiten dachte er: wie sie dem Prinzen von Preußen geflucht hatten im tollen Jahre, wie König

Wilhelm mit seinem obersten Ratgeber sich in die Ungunst der Menge hatte teilen müssen in der bösen Konfliktszeit. Und wie nun seine Preußen, sich selbst zurückfindend, in dem greisen Herrscher ihren wahren Führer sahen. Seine Preußen und — wolle Gott es! — alle Deutschen vom Ostseestrande bis zu den ragenden Alpen, von der Weichsel bis zum grünen Rhein!

Der Wandel der Zeiten! Was bedeutete dagegen eigenes Glück oder Unglück, das ganze kleine armselige Ich! Was das eigene Emporringen in diesen zweiundzwanzig Jahren gegenüber dem Wirken und Schaffen, das — wie deutlich fühlte er es! — in derselben Spanne Zeit, in stiller Arbeit der Besten erst, in harten Hammerschlägen dann, Deutschlands Einheit vorbereitet hatte! Und nun der Erfüllung entgegenführte!

. . . ans Vaterland, ans teure, schließ dich an . . .

Langsam, mit hängendem Kopf, schritt Haltern die Linden hinunter. Hinter der Stirn sich schwer losringende Gedanken, und das Herz doch jetzt so licht und so frei.

Am Tor, dicht unter der Quadriga, die einst der andere Napoleon entführt, die dann die siegreichen Ahnen wieder über den deutschesten aller Ströme heimgeholt hatten, kam ihm eine Schar junger Studenten entgegen. In festem Tritt marschierten sie daher und sie sangen mit hellen Kehlen ein Lied, das er noch nie gehört hatte und das ihm doch so seltsam vertraut klang . . .

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein!
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!“ — —

13. Kapitel.

Es erregte, trotzdem der Fall keineswegs vereinzelt war, ein starkes Aufsehen, daß der fast 40jährige Großindustrielle Friedrich Haltern sich als Kriegsfreiwilliger zum Eintritt meldete.

Man schüttelte auch wohl den Kopf. Bei aller Anerkennung des Entschlusses — es war doch Unsinn. Solch ein Mann hatte andere Aufgaben, konnte seinem Patriotismus an anderer Stelle genug tun.

Selbst der Oberst von Hellwang, der bei der Mobilmachung wieder in den Generalstab berufen worden war, versuchte Haltern abzureden: „Es fehlt nicht an Menschenmaterial! Was bedeutet ein Gewehr mehr oder weniger! Du hast anderes, mehr und besseres, in der Heimat zu tun! Muß ich es dir sagen: denke an deine Arbeiter . . . denke an die Frauen und Kinder der Eingezogenen!"

„Ich habe an sie gedacht. Es ist vorgesorgt."

Hellwang sah mißtrauisch auf. „Alter Fritz, kannst du denn nicht überwinden? Suchst du . . . ich scheu mich fast es auszusprechen . . . den Tod!"

„Nein!" entgegnete Haltern ruhig. „Ich werde ihn nicht fürchten. Aber suchen . . . nein!"

„Kann ich denn, wenn dein Entschluß wirklich unerschütterlich ist, nichts für dich tun? So als Gemeiner mit-

ziehen — Mensch, du kennst das nicht! Wir finden wohl eine andere, passendere Aufgabe für dich."

„Nein! Ich will mein Gewehr und den Tornister tragen wie jeder andere. Wenn du etwas für mich tun kannst, so sorge dafür, daß eine Ausnahme gemacht wird, daß ich gleich mit ins Feld komme . . ."

So zog Fritz Haltern hinaus. Im Gliede rechts neben ihm ein Professor der Musik, Theodor Papendik, der gleichaltrig mit ihm auch als Kriegsfreiwilliger eingetreten war, links der Reservist Carl Mellentin, der Kesselschmied aus seiner eignen Fabrik.

Der sah etwas unsicher und beklommen bei den ersten Übungen zu seinem Nachbarn im Gliede auf. Es war doch so eigen . . . der reiche, reiche Mann . . . und sein Brotherr . . . der noch, als er zum letzten Male vor seine Arbeiter trat, ihnen erklärt hatte: ‚grämt Euch, die Ihr ins Feld geht für das Vaterland, nicht um Weib und Kind! Es ist für sie gesorgt . . .'

Er sah wohl auch, es wurde dem Herrn schwer. Groß und stark war der ja, aber doch der körperlichen Anstrengungen entwöhnt; und unter der Helmschiene glänzte das Haar schon silbrig hervor. Der verfl— Affe hinten mit dem zweiten Paar Stiefeln und den Patronenkästen rechts und links . . . . und die olle schwere Knarre . . .

Er hätte so gern gebeten: ‚Herr Haltern . . . . wenn's genehm is . . . ick pack wenigstens die Patronen in meinen Affen. Mir tut's nischt.' Aber der Haltern hatte solch eigene Art. Man sah's ja, wir er die Zähne fest zusammenbiß und den einen Fuß vor den andern setzte, immer wie jemand, der denkt: Ich will! Es muß gehen!

Und der lustige, kleine, dünne Professor daneben, den sie in der Kompagnie schnell die ‚Liedertafel‘ getauft hatten, machte es ja auch nicht anders. So schwächlich das Männchen aussah, er schaffte es doch. Schier zum Erstaunen. Schließlich war er's sogar, der bei einem bösen Marsch oder im naßkalten Biwak zuerst ein Lied anstimmte. Immer hatte er einen neuen Text zu einer schönen alten Melodie:

„Auf Deutschland, auf, ermanne Dich!
Wer Hände hat, der rühre sich!
Nehmt Säbel und Gewehr zur Hand,
Es gilt dem deutschen Vaterland —“

so sang er heut, und morgen sang er:

„Ei Du verdammter Franzmann Du,
Du läßt die Welt niemals in Ruh,
Möcht'st gerne nach Berlin hertraben:
Ja Kuchen: Keile sollst Du haben!“

Tage und Tage ging Haltern zwischen ihnen her, fast wie ein Fremder. Er fühlte es wohl, sie mußten ihn für unkameradschaftlich halten, und es schmerzte ihn. Aber er trug so viele schwere Gedanken mit sich — schwerer als Tornister und Zündnadel.

Anfangs hatten ihn auch die Offiziere mit besonderer Auszeichnung behandeln wollen. Aber auch da stieß er ab. ‚Einen wunderlichen Kauz —‘, nannten sie ihn bald. Da war der andere Freiwillige ein anderer Mann. Der Professor brachte immer Leben in die Bude. Wenn es in Strömen goß, rief er sicher: „Von jeder Korporalschaft drei Mann zum Wolkenschieben!“ und wenn man durch einen Staub marschierte, der nicht mit dem Säbel zu durchhauen war, erscholl plötzlich seine helle Stimme: „Kinder, wo bleibt heute nur der Spreng-

wagen?" Solch Mann war zu brauchen . . . Humor hilft am besten über alle Widerwärtigkeiten fort.

Dann, ganz allmählich, änderte sich doch das Urteil.

‚Sauertöpfisch' war und blieb der Haltern. Aber der Mann mußte Nerven von Stahl und Eisen haben, und seine Pflicht tat er bis zum Äußersten. Und oft merkte man, er hatte so recht die Anlage zum Feldsoldaten. Etwas Angeborenes, das sonst nur durch Erfahrung und Übung ersetzt werden kann. Praktischen Blick und praktische Hand. Es war fast zum Lachen: wenn sich in der Nässe die andern vergeblich quälten, ihr Kochfeuerchen anzukriegen, in seiner Korporalschaft loderte es längst. Keiner wußte so schnell wie er aus einem Scheunentor ein Hüttchen herzurichten. Und als der Kompagniekarren einmal versagte, da hatte der Millionär, wie sie ihn nannten, in seiner schweigsamen Art gleich zugegriffen und mit ein paar geschickten Hammerschlägen den Radreifen in Ordnung gebracht.

„Den Haltern mach ich doch bei nächster Gelegenheit zum Unteroffizier!" meinte Hauptmann Gebern schon auf einem der ersten Märsche jenseits der Grenze. „Ich hätt's zuerst nicht geglaubt, aber der Mann hat einen merkwürdigen Einfluß auf die Leute. Vielleicht lieben sie ihn nicht, aber sie folgen ihm unbedingt. Man merkt, er ist das Befehlen gewöhnt —"

Und allmählich wurde er selbst auch innerlich freier. Manchmal wunderte er sich: waren es vielleicht die großen körperlichen Anstrengungen, die ihm die Seele stählten? War's die Spannung auf den ersten Kampf? War's nur das allgemeine starke, kraftfüllende Empfinden: Du bist ein Glied des großen ganzen, ein schlichtes kleines Glied, aber du trägst

des Königs Rock, du wirst für dein Vaterland kämpfen dürfen . . . um die gewaltigste aller Aufgaben, aller Ziele, die das Jahrhundert dem deutschen Manne stellen kann!

Bei manch anderem drückte wohl das Einerlei des Tages — Auf! Kaffeekochen! Marschieren! Rendezvous! Wieder Marschieren! Wieder Kochen! Schlafen! Auf! —, drückten die Strapazen, die harten Forderungen des Dienstes, stechende Sonne und kalte Regennächte die lodernde Begeisterung mählich nieder. Ihm goß das immer neue Kraft in die Brust, wachsende Zuversicht, Glauben an die Allgemeinheit und an sich selber. Es war wie ein Gesunden . . .

Und dann der erste Kampf . . . Gravelotte . . .

Sonnenglast.

Die Zunge dörrend im Gaumen nach langem Marsch. Immer wieder die Adjutanten, die in der Karriere an der Kolonne entlangrasen: Vorwärts! Immer wieder der schnauzbärtige Oberst: Vorwärts, Kinder!

Vereinzelter Geschützdonner, anschwellend, wieder ebbend, sich steigernd wie zum Gewittergrollen.

Über das Schlachtfeld von Mars-la-Tour geht's, von vorgestern, an zerschossenen Gehöften vorbei. Es dampft noch aus den Ruinen. Nebenbei weht die Fahne mit dem roten Kreuz im weißen Felde. Zerwühlte Strohhaufen, ein paar Kürasse, in der Sonne stumpf glitzernd — die ersten Leichen —

„Ausschreiten!"

Nur so schnell als möglich über diese Stätten des Grausens fort.

Husaren kommen seitlich zurückgeprescht. Die Gäule schweißbedeckt schnaubend unter den roten Reitern.

Weiter — weiter —

Im Galopp jagen die Divisionsbatterien von hinten an der Kolonne vorüber. Kaum ist der Staub verflogen, verschwinden die Geschütze schon vorn hinter der nächsten Geländewelle, tauchen jenseits wieder auf —

„Aufmarschieren! — Nieder!“

Ein Augenblick nur des Verschnaufens —

Näher schon hallt der schwere Donner, rollend mischt sich Kleingewehrfeuer drein, unheimlich knatternd, knarrend dazwischen ein seltsames Geräusch . . . das müssen die Mitrailleusen sein . . . . die neuen Kugelbüchsen . . .

Plötzlich legt sich eine Hand um Halterns Arm, klammert sich fest.

„Mellentin . . . Mann . . . wie sehen Sie aus?“

„Meine Frau . . . mein Kind . . . ich . . . ich komm nicht lebend davon . . .“

„Zähne aufeinander, Kamerad! Hier . . . ich hab noch 'n Schluck in der Flasch! Für Ihre Frau ist gesorgt, wenn . . . aber Unsinn! Alle Kugeln treffen nicht!“

„. . . Auf! Das Gewehr über! In Kompagniekolonnen auseinandergezogen . . .“

Ein kleines weißes Wölkchen hoch am Horizont . . . rasend schnell kommt es heran . . . und noch eins . . . . und wieder eins . . . . prasselnd schlagen, weit rechts und links, die Schrapnells in die Fluren, unschädlich . . .

Aber wie die Tornister plötzlich schwerer zu werden scheinen —

Vorwärts — vorwärts —

Rechts in der Geländefalte zieht es auch wie eine glitzernde Schlange nach vorn, die Offiziere hoch zu Roß, die Fahne

im leichten Winde flatternd — das andere Regiment der Brigade. Und nun — dort vorn — die lange eigene Geschütz-linie, in Pulverschwaden gehüllt —

Wieder eilende Adjutanten, Generalstabsoffiziere. Ein paar Leichtverwundete dann, den Arm in der Binde —

Weit vorwärts der Regimentsstab. Der Oberst winkt mit dem Degen nach rechts — dort den Hang hinauf —

Das Herz pocht doch gegen die Rippen. Ganz eigen. Stärker rast das Blut durch die Adern.

„Der erste Zug — schwärmen!“

Nun sind sie oben . . . endlich . . .

Und weit breitet sich vor ihnen das Blachfeld. Unten die langen eigenen Schützenlinien, ein paar Trupps geschlossen dahinter . . . ganz drüben ein Dorf; aus Nebel und Rauch steigen Mauern auf und Dächer, blitzt es ununterbrochen: das ist der Feind!

Schon hat der den neuen nahenden Gegner gefunden, erkannt. Die erste Granate heult herüber, wühlt sich in die Erde, wirft eine Schuttwelle empor —

„Sehen Sie, Mellentin, es ist gar nicht so schlimm. . . . Was, Professor?“

Dessen hageres Gesicht ist doch blaß geworden. Aber er hat noch immer ein Verschen:

„Der Franzmann ist toll, vom Teufel beraten,
Drum wünsch ich mir nichts als zehntausend Granaten,
Die Hölle zu heizen auf Erden ihm schon —
Dem Cujon . . . dem Cujon . . .“

Und dann faßte er Halterns Hand: „Gott mit uns, Kamerad!“

Hinab geht es, unten die Linien der Schwerringenden zu verlängern. Im Schritt erst, dann in weiten Sprüngen,



Zug neben Zug, Kompagnie neben Kompagnie. Von rückwärts tönen noch einmal die Klänge der Regimentsmusik. Den alten Dessauer spielten sie ‚. . ., so leben wir, so leben wir . . .‘

Die ersten Chassepotkugeln. Schnarrend, pfeifend gehen sie weit über die Köpfe weg. „Nachzielen müssen die Kerle!“ witzelte einer noch. Da fällt auch schon sein Nebenmann vornüber, das Gewehr hoch in der Luft —

Der erste Tote —

Vorwärts — vorwärts! Ein kurzes nieder, ein Atemholen. ‚Auf — marsch! marsch!‘

Und nun heult und pfeift das Feuer und mäht in der Schützenlinie . . . vorn der wackere kleine Leutnant, grad aus dem Kadettenkorps gekommen, fällt als einer der ersten. Der Feldwebel springt an seine Stelle.

„Noch nicht schießen! Unser Zündnadel reicht nicht so weit . . . näher müssen wir . . . näher . . . dann woll'n wir ihn schon zeigen . . .“

Aber die Kraft versagt, die Luft in der Brust. Und dünner und dünner wird die Linie. Der zweite Zug rückt ein, reißt den ersten ein Stück vorwärts, dann liegt alles wieder fest hinter dem schmalen Feldrain . . .

Sind's Sekunden? Sind's Minuten? Eine Stunde? Wer weiß es?

So widerstandslos liegen zu müssen im feindlichen Feuer, das muß das Schlimmste sein, dachte Haltern. Er war wieder ganz ruhig geworden, reckte sogar den Kopf aus der Ackerfurche, sah sich um.

Der alte Oberst mit dem weißen Schnauzbart hält ziemlich dicht hinter der Schützenlinie, noch immer zu Pferde, wie ein Standbild, als ob er gefeit wäre, kugelfest. Der Regimentsadjutant daneben reitet nicht mehr den schönen Fuchs, sondern

den Braunen. Der Voß ist heidi. Vorhin beim Vorrücken ein Granatsplitter —

Da — rechts — steht Hauptmann Gebern. Hochaufgerichtet, den Krimstecher in der linken Hand. Um den rechten Arm hat er sein Taschentuch gewickelt. Ganz blutig ist es —

Dünn ist die Schützenlinie geworden, trotzdem nun schon alle Züge eindoubliert sind. Fest gegen den Rain gedrückt liegen die Kerle, die Gesichter heiß und rot. Dann und wann knallt einer sein Gewehr los, dem Befehl entgegen, sinnlos; aber es erleichtert wohl das pochende Herz.

Dahinten unsere Geschützlinie. Sie schießt über uns weg. Wenigstens die feindlichen Granaten zieht sie von uns ab, auf sich zu. Und sie muß die da drüben wohl mürbe machen. Eher können wir nicht heran.

Aber wie lange das dauern kann? Wie das wohl enden wird?

Der Oberst spricht mit dem Adjutanten. Der jagt zurück.

Und jetzt kommt ein neuer dichter Schwarm von rückwärts. Das sind unsere Füsiliere —

„Auf — marsch — marsch!"

Wieder ein Stück vorwärts, wieder nieder. Jetzt reicht wohl auch die Zündnadel bis an den Feind. Aber dafür ist auch sein Feuer womöglich noch stärker geworden. Merkwürdig eigentlich, daß wir nicht schon alle tot sind. Wie ein Regen ist's ja wirklich — ein Kugelregen. Sausend, surrend, heulend, pfeifend kommen sie an —

Plötzlich der Gedanke an die Heimat. Ganz unvermittelt: was sie wohl jetzt in den Werken tun? Und wenn ich hier liegen bliebe, was dann? Und ob sie wohl wirklich für

Mellentins Frau sorgen, wenn der bleibt? Und für die andern Witwen und Waisen?

Aber das jagt nur so durch das Hirn.

Wo ist denn der Oberst geblieben? Jetzt hält ja an seiner Stelle der andere, der Major von den Füsilieren —

So kann das doch nicht mehr lange weiter gehen. Beim lebendigen Gott — nein! Wir werden ja aufgerieben. Da kriechen schon wieder ein paar zurück. Und wie viele werden überhaupt nicht mehr aufstehen, wenn es wieder Marsch — Marsch heißt?

Welche Stunde wir wohl haben? Schon fünf! Ja, die Sonne steht schon tief. Wie rot sie aussieht! Fast blutrot —

„Herr Haltern?“

„Ja, Mellentin — hier — was soll's?“

„Haben Sie nicht noch 'n Schluck?“

„Nein, mein Kerlchen! Den nächsten Schluck müssen wir uns selbst holen — in dem Dorf da!“

„Ach, Herr Haltern, da kommen wir nie lebend hin —“

„Oho! Was, Professorchen? Wir kriegen sie schon!“

„Wir kriegen sie! Schauen Sie mal da nach links — ganz links —“

Eine breite graue Staubwolke. Aber darin etwas wie ein Glitzern und Glimmen. Und das dehnt sich, und schiebt sich, weit ausholend, auf die Gehöfte zu — und die Geschütze scheinen doppelt schnell zu feuern —

„Die machen uns Luft, Haltern. Die fassen den Gegner in die Flanke . . .“

„Auf — marsch — marsch!“

Wieder ein Stück vorwärts. Wieder ein Niederducken. „Schnellfeuer —“ ruft der Hauptmann. Aber gleich darauf bricht er in die Kniee —

Jetzt kann man im Pulverdampf drüben schon einzelne Gestalten erkennen. Ein paar Reiter, ein paar stehende Offiziere, ein Geflimmer manchmal wie von Rot und Gold.

Etwas wie Fieberglut kommt über Haltern. Er schiebt eine Patrone nach der andern in das Gewehr, ganz heiß fühlt sich der Lauf schon an. „Zielen, Haltern!“ ruft der Professor. Die Mahnung wirkt. Kalt Blut — kalt Blut —

Dann tauchen links die dichten Schützen aus der Staubwolke heraus, man sieht ihr Vorrücken, ihr Auf- und Nieder, sieht die näher und näher an den Feind kommende Feuerlinie, dahinter starke Kolonnen —

Und hüben kommt neues Leben in die Ringenden. Das Feuer schwillt noch einmal an. Durch all den Kampflärm dröhnt es von rückwärts her gleich Trommelschlag, die letzten lang aufgesparten Kompagnien rücken nach —

Aber vorn sind fast alle Offiziere gefallen, die Unteroffiziere dezimiert, tot, verwundet.

„Professor, ich glaub bei Gott, jetzt kriegen wir sie!“ Heiser klingt's, halb erstickt vom Pulverdampf und Staub und doch im Jubelton. Es packt ihn wie ein Rausch, ein Taumel, ein Rest vom uralten furor teutonicus, eine wilde Lust, endlich — endlich den Kerlen dort drüben mit dem blanken Bajonett zu Leibe zu gehen, mit dem Kolben auf sie drein zu schlagen. Viel Überlegung ist nicht mehr dabei, nur ein ungestümer Drang! „Professor — Mellentin“ —

er springt hoch, er schwingt das Gewehr über sich — „auf! Marsch — marsch! Hurra!“

Weit vor den anderen voraus ist er —

Aber er reißt die Nächsten mit fort. Weiter und weiter schließen sich die Gruppen an, die Züge ... mag fallen, was will: jetzt gilt's! ...

„Auf die Dorfstraße zu!“

„Hurra — Hurra!“

Eine Stunde später. Es dämmert. Vorn rollt noch immer Kleingewehrfeuer, einzelne Kanonenschüsse. Dann und wann zieht noch eine feindliche Granate einen Feuerbogen am Horizont.

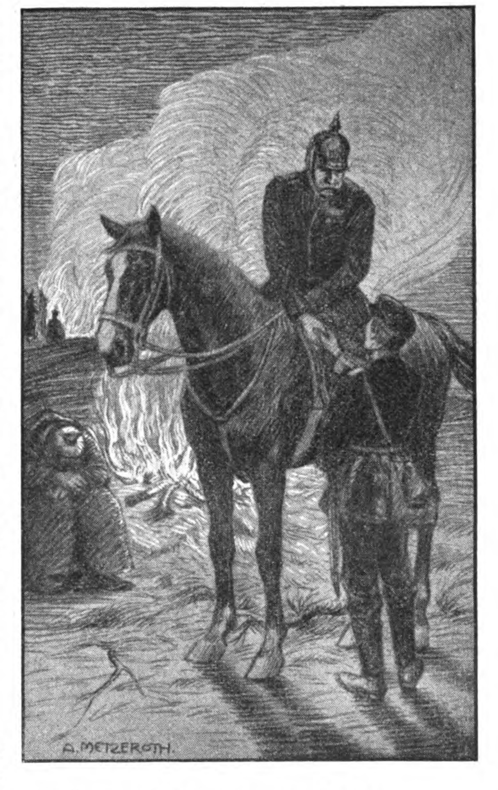
Hinter einem zerschossenen Gehöft sammelt sich die Kompagnie, das Bataillon. Es hat gut Platz hinter der Scheune, so klein ist der Haufe; an tausend waren's heut morgen, vierhundert sind's jetzt. Die andern blieben draußen auf dem blutbefleckten Wege zum Siege.

Und rechts und links von den sich zusammendrängenden Männern liegen Verwundete, Tote. Tapfere Feinde. Wie die Löwen haben auch sie sich gehalten bis zuletzt.

Dann und wann klingt ein Stöhnen, ein Schmerzruf zwischen die deutschen Kommandoworte. „Rechts heran! Vordermann! Setzt die Gewehre zusammen!“

Todesmatt sinken sie neben den Gewehrpyramiden nieder. Selbst Durst und Hunger sind für den Augenblick vergessen. Kaum die Frage: „Ob der und der noch lebt?“ — „War's nicht vor dem letzten Anlauf, daß der ‚Alte‘ fiel?“ — „Der Feldwebel?“ — „Der kriegte gleich 'n Schuß in den Leib.“ — „Und der Oberst?“ — „Soll schwer verwundet sein —“

Über allem ein schwälender Dunst von glimmendem Gebälk, Pulverschleim, Schweiß, vielleicht auch von Blut. Ein Arzt, ein paar Lazarettgehilfen verbinden noch einige Leichtverwundete, widmen sich den umherliegenden Gegnern. Einen, einen blutjungen Chasseuroffizier, haben sie auf einen Strohhaufen gebettet. Zu helfen ist ihm nicht, die Kopfwunde ist entsetzlich. Aber plötzlich rafft er sich empor, steht auf, beginnt rund um sein Lager herumzulaufen, immer im Kreise, wie ein Irrsinniger —



Und an der Scheune stehen drei Blaublusen, Bauern, und stieren wie vertiert auf Freund und Feind.

„Professor . . . lieber Papendieck . . . es ist furchtbar . . .“

Sie lagen dicht nebeneinander, die Arme unter dem Kopf gekreuzt.

„Das ist der Krieg!“ gab der zurück, und es klang auch wie leises Stöhnen. „Und dennoch —“

Und dennoch . . .

Die Dämmerung sank vollends hinab. Es war Nacht. Hier und dort lohte ein Feuer auf. Wasser wurde geholt — Wasser — dies Labsal —

In der Ferne verstummten die letzten Schüsse. Hufschlag. Ein Generalstabsoffizier —

„Ist der Kriegsfreiwillige Haltern hier?

Oberst Hellwang ist's. Er drückte vom Pferde herunter Haltern die Hand. „Fritz, Gottlob! Das war ein Tag! Zeit hab ich nicht. Aber ein Sieg ist's — man wird noch künden davon und sagen nach vielhundert Jahren. Gehab dich wohl — gute Nacht —“

Und dann plötzlich ein Choral. Wer hat ihn zuerst angestimmt? Niemand könnte es sagen. Aber er schwillt und braust — die Regimentsmusik greift zu den Instrumenten — weit hin klingt es aus den vieltausend Kriegerkehlen über das Blachfeld, über die Lebendigen und die Toten.

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und aller Enden . . .“

‚Der große Dinge tut — an uns und aller Enden . . .‘ Der Professor hat Halterns Hand ergriffen, er preßt sie in den seinen, während er mitsingt:

„... Er lasse seine Lieb und
Güt
Um, bei und mit uns gehn,
Was aber ängstigt und bemüht,
Gar ferne von uns stehn —
Er drücke, wenn das Herze
bricht,
Uns unsre Augen zu
Und zeigt uns drauf sein An-
gesicht
Dort in der ew'gen Ruh —"



„Ist das nicht groß ... ist das nicht erhaben?" sagte der Professor leise, und die Tränen rannen ihm in den grauen Bart. „Gibt's wohl noch ein Volk auf der Erde, daß das kann! Mein Gott, was bin ich stolz, ein Deutscher zu sein!"

Und, sie wußten wohl beide nicht, wie es kam, sie lagen sich plötzlich in den Armen und küßten sich — wie zwei alte Freunde —

Da kam aus dem nächtlichen Dunkel eine lange Gestalt auf sie zu, mit den klappernden Kochgeschirr in der Hand. „Bissen Suppe, Herr Haltern ... bitte."

„Mellentin, Menschenkind . . . wo haben Sie die her?“ Haltern mußte doch lachen.

„'n Stück Brotrinde hat ich noch . . . und 'n ander Stück hab ich drüben im Haus ausbaldowert, Herr Haltern . . .“

Es dampfte aus dem Geschirr und roch verlockend. Und alle drei setzten sich nieder und zogen die Blechlöffel aus dem Brotbeutel.

Wie das schmeckte . . .

Sedan — Paris — der Feldzug an der Loire dann bei der Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg. Schnee und Eis, Hunger und Durst, endlose Märsche und knappe Rast, ein Zagen oft, ob die eigenen Kräfte ausreichten, die Widerstandsfähigkeit des Körpers und die Elastizität des Geistes — über dem allen dennoch, immer weiter erstarkend, das belebende Hochgefühl: du stehst deinen Mann! Die wunderbare Genugtuung: jetzt dienst du, vielleicht zum ersten Male in deinem Leben, nicht dir selber, du dienst dem Vaterlande! Und das andere: man hat dich schätzen gelernt in dem kleinen Kreise deiner Pflichterfüllung; mehr noch, du hast Kameraden gefunden, die dir herzlich zugetan sind — und einen Freund!

An demselben Tage, nach Sedan, hatte der Regimentskommandeur dem Professor und ihm das Kreuz von Eisen auf die Brust geheftet. Merkwürdig genug — beider Väter hatten es auch getragen. An demselben Tage legten sie die Unteroffiziertressen an. Beide wollte das Regiment „wegen vor dem Feinde bewiesener Tapferkeit“ zum Offizier eingeben, beide baten, Abstand zu nehmen.

Sie hatten mitgehämmert, ihr bescheiden Teil, am großen Werk. Das war genug Belohnung an sich. Genug, um zu zehren ein Leblang davon, meinten sie beide.

Vor dem Kaiser des neuen Deutschen Reiches standen sie bei der ewig denkwürdigen Parade auf dem Longchamps in Reih und Glied. Schauten auf den greisen Monarchen, seinen ritterlichen Sohn, den eisernen Kanzler und Moltke, den großen Schweiger; wanderten Arm in Arm durch die Elyseischen Felder über die gesprengten Ketten des Triumphbogens hinweg bis zum Schloß der französischen Herrscher.

Erhobenen, fröhlichen Herzens.

Fröhlich sein — lachen können — auch das hatte Fritz Haltern gelernt — im Kriege!

Wenige Tage nach dem Einzuge in Paris erhielt er auf sein Ansuchen die Erlaubnis, mit einem Transport Kranker nach der Heimat zurückzukehren.

Das Regiment blieb noch auf französischem Boden und ihm war's, als blieb ein Stück seines Herzens dort. Aber die Heimat rief, und es riefen neue und die alten Pflichten.

---

14. Kapitel.

Im neuen Reich —

Der Traum der Väter hatte sich erfüllt. Einig und mächtig, über allen Völkern der Erde, stand das neue Reich. Und unter den Fittigen des Zollernaars sproß neues Leben.

Ein hoffnungsvolles Sprossen auf allen Gebieten und ein Blühen und Früchtetragen zugleich war's, das die ersten Jahre brachten. Als ob nun nachgeholt werden könne und müsse, was versäumt war in langen düsteren Jahren und Jahrzehnten.

Es waren wahrlich nicht nur die französischen Milliarden, die Handel und Gewerbe befruchteten. Sie taten vielleicht nur Treibhausarbeit. Der lange niedergehaltene Drang eines ganzen, kerngesunden Volkes nach Betätigung, nach freierem Regen aller Kräfte war es, der einen fast beispiellosen — und gefährlichen Aufschwung herbeiführte.

Eine Erntezeit, wie sie ihm noch nie geworden, brachten diese Jahre auch für Haltern. Schon während der zweiten Hälfte des Krieges selbst hatten die Berichte seiner Direktoren immer zuversichtlicher gelautet. Jetzt häuften sich die Aufträge, daß sie kaum zu bewältigen waren.

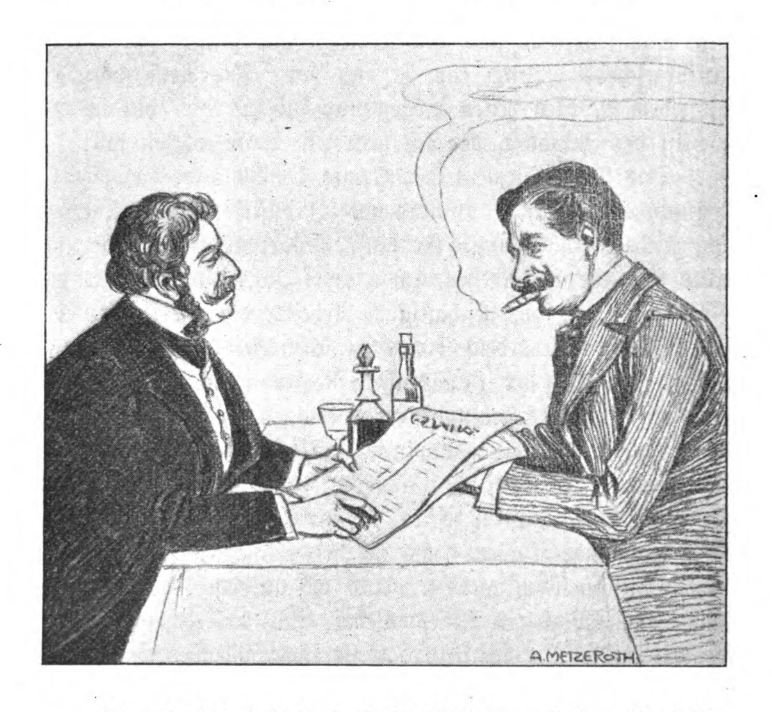
Und Haltern hatte einen so starken, frischen Arbeitsmut heimgebracht, wie er ihn nur in der Zeit der ersten Erfolge besessen. Er konnte sich selbst nicht genug tun. Ihm selbst war's bisweilen, als sei er nun erst wieder gesundet, als sei die alte Schaffensfreudigkeit und Unternehmungslust ihm wieder zurückgeschenkt. Jung kam er sich vor. Die Arme hätte er an jedem Morgen recken mögen und jubeln: Hier bin ich — wo ist der Felsblock, den ich heut zur Seite wälzen soll!

Das Retablissement der Armee brachte ihm riesige Gewinne, die mächtig aufblühende Industrie seinen Werken glänzende Beschäftigung. Er mußte sofort an die Erweiterung aller Betriebe herangehen, schon zwei Jahre später hatte die Zahl der von ihm beschäftigten Arbeiter das vierte Tausend überschritten. Aus dem Stroußbergschen Besitz, der durch seine Differenzen mit der rumänischen Regierung damals schon in eine mißliche Lage gekommen war, erwarb er einige westfälische Eisengruben zum Ausgleich alter Forderungen, die ihm bald darauf eine Aktiengesellschaft abnahm; auf seinen oberschlesischen Kohlengruben schuf er einen intensiveren Betrieb, errichtete eine großartige Koferei, legte in ihrer Nähe ein Walzwerk an, das sich schnell entwickelte. Und bei alledem konnte er, fast zum ersten Male in seinem Leben, sich Reserven in so bedeutendem Umfang schaffen, daß sie ihn auch über einen Rückschlag der Konjunktur, den er voraussah, hinwegtragen mußten.

Ja — es war eine Erntezeit sondergleichen —

Wie in den gleichen Jahren dies Berlin wuchs, sich dehnte und streckte nach allen Seiten! Terrains, die er einst für ein Spottgeld gekauft hatte, wurden fast über Nacht kostbares Bauland. Selbst das alte kleine Grundstück hoch im

Norden, wo einst des Vaters Schmiede gestanden, das er dann für Konrad Spieske gekauft und nach dessen Tode wieder übernommen hatte, stieg um das Fünffache an Wert.



Am Neujahrsabend traf sich Haltern mit dem Professor, der im Westen ein Konservatorium errichtet hatte, in einer kleinen Weinstube am Gendarmenmarkt. Sie waren beide Witwer und hatten beide an solchen Abenden die heimliche Scheu der Verlassenen vor dem eigenen Heim.

Der Professor war schon beim Eintritt etwas erregt. Und sie saßen kaum vor ihrem Bordeaux, als er ein Abendblatt herauszog und auf eine Notiz im Börsenteil zeigte: „Du, ist das wahr?

‚Wie wir aus bester Quelle vernehmen, steht die Umwandlung der großen Halternschen Werke in eine Aktiengesellschaft unter Führung der Internationalen Handelsbank unmittelbar bevor. Das Kapital ist auf zehn Millionen Mark bemessen. Herr Kommerzienrat Friedrich Haltern bleibt selbstverständlich dem Unternehmen, das er aus eigner Kraft geschaffen und zu einem der bedeutendsten Deutschlands emporgehoben hat, erhalten.‘

Haltern legte die Zeitung hin und lachte. „Nein, Papendieck, das ist erlogen. Der Wunsch ist wohl der Vater des Gedankens gewesen. Man hat mir freilich oft genug Anerbietungen gemacht, aber mich gründen lassen — ich denke nicht daran."

Eine Weile schwieg der Professor ganz still, zog dazu eins seiner drolligen Gesichter, drehte an seinem Glase. Endlich sagte er mit einer kleinen komischen Verbeugung: „Allewetter, wenn ich so daran denke, wie wir oft die letzte Brotrinde geteilt haben und den elendesten Zipfel Erbswurst — und daß ich jetzt hören muß, wie unanständig reich du bist! Da müßt ich ja eigentlich einen heillosen Respekt haben. Zehn Millionen — stimmt denn das?"

Haltern mußte wieder lachen. „Na — so wörtlich brauchst du das nicht zu nehmen, du naiver Mann du! Und Respekt vor dem elenden Mammon trau ich dir, Gottlob, nicht zu. Das ist ja das Schöne, daß ihr Künstlerseelen davon frei bleibt."

„Sag das nicht. Es rauscht auch durch unsere Seelen heut der große Drang nach Geld. Ich träume manchmal von einer Schülerin, die mir die Schätze Golkondas vermacht. Zehn Millionen — wenn ich du wäre, ich ließe mich gründen. Lebte meine Passionen und faullenzte. Wozu willst du noch arbeiten, so arbeiten! Nicht einmal einen direkten Erben hast du —"

„Ich fühle mich zu jung, um schon zu rasten. Ich kann und muß noch arbeiten, um der Arbeit willen. Und dann ... um meiner Arbeiter willen. Denn ich sehe für deren Wohl noch immer neue Aufgaben vor mir. Ich habe Herz für sie und werd's hoffentlich immer behalten. Eine Aktiengesellschaft gibt mir da nicht die nötigen Garantien."

Sie tranken ihren Wein und sprachen von anderem. Aber in dem Professor mußte doch wohl der Gedankengang von vorhin fortarbeiten. Nach einer Weile fing er wieder an.

„Als ich neulich Abend bei dir draußen war, hatte der Geheimrat Schickler die Gnade, mich in seinem Coupé nach Hause zu fahren. Ich fühlte mich sehr gehoben. Auf Gummirädern fuhr ich zum ersten Male. Aber interessanter war mir, wie der alte Herr — Gott, hat der Mann einen Bauch! — Dein Loblied sang. Er sang wirklich beinah, wenn der Inhalt auch melodischer war, als der Tonfall. Am Schluß, kurz eh ich ausstieg, war er schon bei der Grenze der Mythologie angelangt. ‚Wissen Sie, wie man ihn nennt, unsern Haltern?' Ich wußte es natürlich nicht. ‚König Midas nennt man ihn was er auch anfaßt, wird Gold.'"

Diesmal lachte Haltern nicht, er antwortete nicht. Er beugte sich tief über sein Glas und tat, als betrachte er auf-

merksam das Rubinrot des Weines. Die Erinnerung tauchte in seinem Geiste auf an eine Stunde, in der seine unvergessene, unvergeßliche Marion auch einst von dem Vergleich gehört und mit ihrer weichen, sanften Stimme gesagt hatte: ‚Armer Fritz . . . es wird doch nicht alles Gold in deinen Händen . . .‘

Der Professor aber plauderte weiter: „Zu dumm, daß einem die Gedanken immer zu spät kommen. Wie schön hätte ich geistreicheln können . . . . in den Kreisen des Tiergarten-viertels wird das ja jetzt Mode: ‚Sehr richtig, Herr Geheimrat. Und wie der König Midas sich im Flusse Paktolos badete, um der Last seiner Wundergabe frei zu werden, so badet Freund Haltern sich frei im Strom des Wohltuns!‘ Übrigens verlieh Gott Dionysos dem braven Midas das wunderliche Geschenk, Glück und Strafe zugleich . . . vergessen wir seiner nicht, des mit Recht so geschätzten Weingottes: Prosit, mein alter lieber Millionär und Kriegskamerad! Bist ein einsilbiger Gesell heut, Bester!“

„. . . Sylvester, Papendieck! Das bringt's bei mir immer so mit sich . . .“

Der andere nickte. „Ja, da kommen die Erinnerungen, gute und böse. Aber wenn man's recht nimmt, die guten überwiegen doch —“

„Weil man *sie* festzuhalten strebt.“

„Nein! Nicht das nur! Wir alle, die ungeheure Mehrzahl wenigstens, haben im Grunde doch mehr schöne, als trübe Erinnerungen. Und selbst das trübe im Leben hat irgend eine Seite, der man nachträglich etwas wie einen Sonnenstrahl abgewinnt. Der blinkt dann hinüber aus der Vergangenheit

in die Gegenwart. Wie der Wein hier im Glase, der auch einmal trüber Most war."

„Du bist ein unverbesserlicher Idealist."

„Bin ich auch! Gottlob ... und will's bleiben, bis sie mich hinaustragen. Dorthin, von wo's kein Wiederkommen gibt. Bis dahin denk ich aber noch manch Glas guten Weins zu trinken. Komm, Haltern! Mitternacht rückt näher schon — wir wollen uns zur Erinnerung an Frankreich eine goldgekapselte aus der Champagne leisten. Eigentlich gehört in Berlin ja wohl Punsch zum Sylvester. Punsch und Pfannkuchen. Aber wir wollen's mit einer Witwe Cliquot riskieren. Auch in Erinnerung — weißt du noch, Haltern? — in Cloyes heut vor zwei Jahren. Da fanden wir auch, in tiefsten Kellers Gründen, ein Dutzend Goldgekapselte . . ."

‚Weißt du noch . . .'

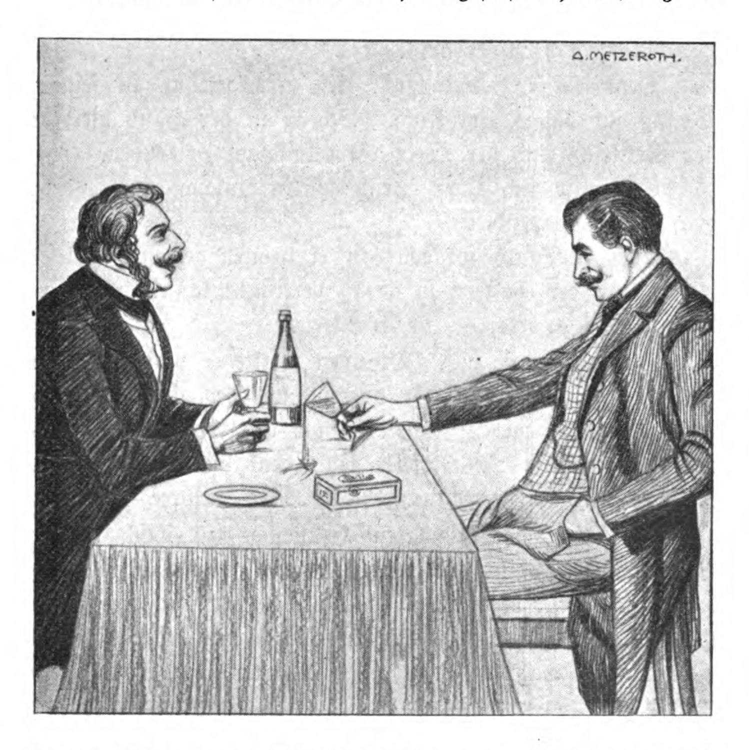
Wie oft das Wort fiel, wenn zwei Kriegskameraden zusammensaßen!

Das Hinterzimmer der kleinen Weinstube war fast leer heute. Aber kurz vor Mitternacht brachte der behäbige Wirt den beiden geschätzten Gästen ein Schüsselchen dampfender Pfannkuchen —

„Weißt du noch, Haltern, wie wir versuchten, die drüben zu backen. So ohne Füllung und nur mit Mehl, Wasser und 'nem winzigen Stück Speck. Ein schöner Kleister war's, aber gefuttert wurden sie doch, und ich mußte immer wieder an den Kamin, neue zu fabrizieren. Weißt du noch . . . und dann kam plötzlich — trum — trum! — der Allarm und wir mußten hinaus in die eiskalte Nacht! Donnerwetter, schön war's, aber daß wir das ganze Dutzend Witwen nicht klein

kriegten, das schmerzt mich heute noch. Gut im Zuge waren wir —"

Dann als sie um Mitternacht angestoßen hatten, begann



die ‚Liedertafel‘ erst recht aufzuleben. Er mußte singen und wenn's ganz allein war.

Schließlich kam dabei ein Lied an die Reihe, solch altes schönes Lied, wie der Professor sie nach Mitternacht liebte —

„. . . Und da sah ich mein Lieb unterm Lindenbaum stehn,
War so klar wie der Himmel, wie die Erde so schön.
Und wir küßten uns beid' — und wir sangen vor Lust —
Und da hab ich gewußt — wohin mit der Freud —."

Plötzlich brach er ab.

Denn Fritz Haltern saß, tief zurückgelehnt, in seinem Stuhl, mit hängendem Kopf. Schräg in der Hand hielt er den Sektkelch, und der Wein rann langsam zu Boden.

Er raffte sich zwar gleich wieder zusammen. „Sing doch weiter, Papendieck —"

Aber der Professor war zu erschrocken gewesen. ‚Allewetter, daß der Haltern so wenig vertragen kann! Das war doch damals anders, — in Frankreich.'

So brachen sie auf. Draußen merkte er wohl, er hatte Haltern Unrecht getan. So aufrecht wie der ging. Und so fest und ruhig wie er sagte: „Gott geb dir ein glückliches neues Jahr, alte Liedertafel! Und denk bisweilen an mich einsamen Mann da draußen, — an der Oberspree — — —"

Am Tage darauf waren Hellwangs zu Tisch in der Villa. Nur von ihren beiden zierlichen blonden Mädchen und der Engländerin begleitet. Die liefen draußen auf dem künstlichen Teich Schlittschuh, während die Alten den Kaffee im Wintergarten nahmen, unter den Palmen, die Marion so geliebt hatte. Frau Marga hatte immer noch ihre impulsive Art und fädelte um ihr Leben gern allerlei ein; waren's nicht kleine Intriguen, so Herzensfäden oder solche, die dazu werden sollten.

So sagte sie auch heut wieder: „Fritz, eine Schande ist, wie du vereinsamst. Alles hat seine Zeit, auch die ehrlichste

Trauer. Wenn ich so dies Hauswesen sehe . . . es schreit ja förmlich nach der Hausfrau. Und du nach 'ner Lebensgefährtin. Wenn du nur nicht solch Böckchen wärst, ich wüßte schon jemand für dich."

Er lachte nur. Aber er lachte manchmal so abwehrend, daß selbst Frau Marga fühlte, er war nicht aufgelegt, das Garn weiter zu spinnen.

Dafür fing dann, als sie auf ein halbes Stündchen allein waren, bei einer Upmann der General wieder an:

„. . . weißt du, Fritz, die gute Marga hat solch eigne Art, eine Geschichte vom Zaune zu brechen. Ich mag das gar nicht. Aber Unrecht hat sie ja eigentlich nicht. Mein Gott — es mag seine Reize haben, so als Junggeselle zu leben, aber auf die Dauer . . . wir sind doch nun mal Gesellschaftstierchen. Früher oder später mußt du doch ans Heiraten denken, mit deinen 43 Jahren! Was hast du denn eigentlich von deinem Leben, von deiner Arbeit!"

„Die Arbeit, Hellwang! Und das genügt mir!"

„Vorläufig noch, mag sein. Aber für alle Zukunft? Ich möchte das bezweifeln. Ich höre ja so allerlei, auch von deinen großartigen Einrichtungen zum Besten deiner Arbeiter. Wenn ich dich nicht kennen würde, möcht ich glauben, du spekulierst auf irgend welch besondere allerhöchste Anerkennung. Aber ich kenn dich ja, ich weiß, du tust's um der Sache willen."

„Es ist mein bescheidenes Glück, lieber Hellwang. Auch deshalb, weil ich dabei immer auf's neue an Marion erinnert werde."

„Schön! Erkenne ich an. Vollkommen! Aber ob du Dank ernten wirst . . . auf die Dauer? Das möchte ich bezweifeln."

„Dank? Was man so gemeinhin Dank nennt, begehre ich nicht. Ich tu in meinen Augen nur meine Pflicht, wenn ich das Los meiner Arbeiter immer besser zu gestalten suche. Und etwas Egoismus ist wohl auch dabei, denn wenn nicht Dank, so sichere ich mir doch Anhänglichkeit. Unterschätze die Arbeiter nicht. Ich kenne sie, denn ich bin aus ihrem Kreise herausgewachsen. Sie wissen ganz genau, wer es gut mit ihnen meint."

Der General lächelte zweifelnd, etwas überlegen. „Und die Internationale .... die Sozialdemokratie ... Lasalle ... Marx?"

„Lassalle war schon ein abgetaner Mann, als er starb. Und Karl Marx? Ich hoffe, unsere deutschen Arbeiter sind doch zu vernünftig, sind auch zu patriotisch, ihm Heeresfolge zu leisten. Seine Anhänger werden immer zu zählen sein —. Überspannte Köpfe, Utopisten gibt's schließlich überall."

„Daß du nur nicht irrst, Haltern. Die Zeiten ändern sich heut rapider als je. Und unser großer Bismarck hat — wie ich, urteilen unzählige — unserm Reich leider ein Kuckuksei in das neue Nest gelegt ... das allgemeine Stimmrecht."

Die Zeiten ändern sich —

Über die Periode tiefsten Niederganges, die den ‚Gründerjahren' folgte, kam Haltern zwar leichter hinweg, als die übrige Industrie. Er hatte noch immer große Aufträge für den eigenen Staat und für fremde Regierungen, und die Gewinne aus diesen steigerten sich gerade in den nächsten Jahren, in denen sonst nur Klagerufe der Industriellen erschallten, denn ihm kam die Preisermäßigung aller Rohmaterialien zu gute. Und jetzt war er überhaupt so sicher fundiert, daß ihn die

Wellenbewegungen des Wirtschaftslebens nicht mehr ernstlich bedrohen konnten. Immerhin waren einzelne seiner Betriebe schwach beschäftigt, er mußte wieder mit Opfern Aufträge aus dem Auslande hereinnehmen. Aber wie vor dem großen Kriege gab er auch jetzt die Losung aus: es wird kein Arbeiter entlassen; es wird weitergearbeitet!

Und dennoch fühlte er gerade in dieser Zeit, daß sich das Verhältnis zwischen ihm und seinen Arbeitern mehr und mehr verschob. Er lächelte wohl noch, wenn er von Arbeitseinstellungen in anderen Werken hörte: ‚Das kommt bei mir nicht vor!' Aber es war doch anders wie früher.

Daß das fast patriarchalische Verhältnis von ehedem sich in den modernen Großbetrieben ändern mußte, würdigte er vollkommen. Es war ja heut nur noch ein verhältnismäßig kleiner Stamm alter Arbeiter, den er persönlich kannte; sehr wenige waren, zu denen er, wie zum Werkmeister Mellentin, herantreten konnte: „Na Kriegskamerad, was macht mein Patchen? Ist Muttern gut zuwege?" und er dann mit bescheiden vertraulichem Schmunzeln die rußige Hand am Schurzfell abwischte und sie in die seine legte: „Dank schön, Herr Kommerzienrat! Allen's propper. Man bloß über die teuren Fleischpreise klagt Muttern."

Nein — mit jenen persönlichen, patriarchalischen Beziehungen war es vorbei — für alle Zeit. Daran war nichts zu ändern, und wenn er an seine eigene Jugend vergleichend zurückdachte, sagte er sich wohl auch: ‚vielleicht ist es ganz gut so; ganz natürlich ist es, daß mit der fortschreitenden Kultur jedweder nicht nur eine höhere Lebensführung, sondern auch einen größeren Grad von Selbständigkeit erstrebt; man

wird sich auch mti den neuen Begriffen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer zurechtfinden können, wenn man Verstand und Herz auf dem rechten Fleck erhält.'

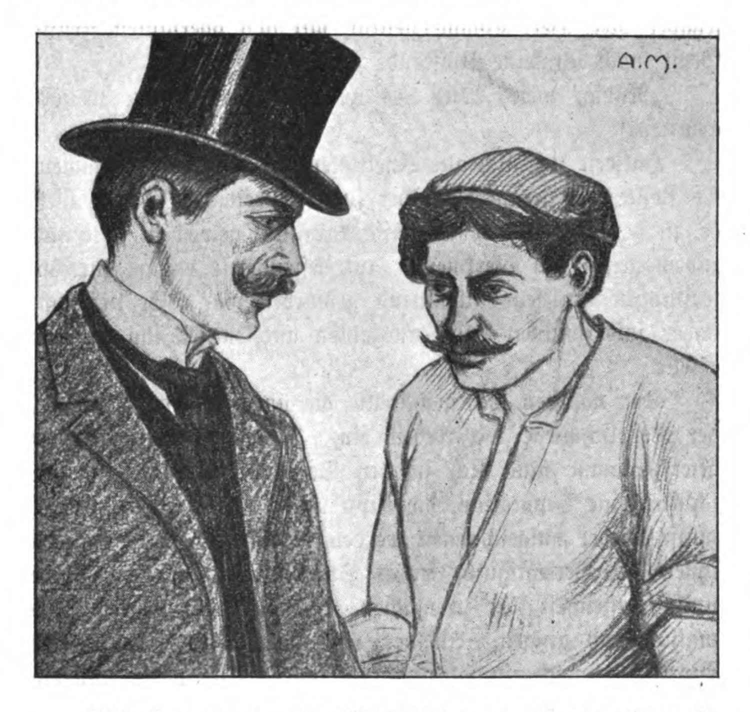
Aber, von Jahr zu Jahr mehr, beschäftigte ihn der sich steigernde Geist der Unrast unter seinen Leuten.

Was er einst so entschieden geleugnet, es war nicht mehr in Abrede zu stellen: eine rücksichtslose, in der Wahl der Mittel nicht wählerische Agitation durchwühlte die gesamte Arbeiterschaft, seit die Lassalleaner und die Anhänger von Marx sich auf ihrem Gothaer Kongreß geeinigt und eine Organisation geschaffen hatten, die ganz Deutschland umspannte. Hellwang hatte doch recht gehabt: schon saß Dank dem allgemeinen Stimmrecht fast ein Dutzend Sozialdemokraten im Reichstag und rief, sekundiert von einer immer mehr an Einfluß gewinnenden Parteipresse, unter dem Schutz der parlamentarischen Redefreiheit die kaum verhüllten Grundsätze des Kommunismus ins Land hinaus.

Als Haltern eines Morgens seinen Rundgang durch das Werk machte, fand er in der Kesselschmiede einen kleinen Aufruhr.

Mellentin hatte einen jungen Burschen unsanft am Kragen und schüttelte ihn in seinen Riesenfäusten gleich einem Bund Flicken: „Infamigter Jrünspecht, du willst mich unsen Kaiser schimpfen! Du dämlicher Blechfritze willst mich uff unse herrlichte Armee schimpfen! Du willst mich hier bei uns Uffhetzereien treiben un 's große Maul haben! Na warte, du Pappenstiel, ick wer' dir wat! Da!" Und er hob ihn hoch und setzte ihn mit einem hörbaren Ruck zwischen zwei Haufen Eisenbleche, daß die Kniee zusammenknickten.

Die anderen Arbeiter standen herum; einige lachten andere schienen nicht übel Lust zu haben, auf den Werkmeister loszugehen, als Haltern zwischen sie trat. Er verbot sich sehr energisch die Handgreiflichkeiten Mellentins.



Aber der wurde ordentlich fuchtig und widersprach, hochrot im Gesicht, ganz gegen seine Art: „Herr Kommerzienrat, ick wer doch noch so'n Schweinigel meine Meinung sagen dürfen. So'n Kerl, der sich hier mausig machen will un von

Lohnsklaverei un von Revlutschion red't un noch nich trocken hinter seine dämlichen Ohren is! Un der alle Morjens seine Dreckpapiere aus de Taschen zieht un hetzt un hetzt! Un mir ins Gesichte sagt, anno 70 wären wir die Karnickel jewest, die anjefangen hätten, und die Franzosen hätten janz recht jehabt! Nee, Herr Kommerzienrat, mit so'n oberfaulen Jrünspecht mach ich keine Umstände —"

„Ruhig, mein Alter — und jetzt vor allem: weiterarbeiten!"

Haltern ließ sich alle Beteiligten auf das Kontor kommen. Es stellte sich heraus, daß der junge Arbeiter, Wallberg hieß er, in der Tat die grobkörnigste Agitation getrieben hatte und zudem gegen den Werkmeister auf dessen erste ruhige Zurechtweisungen hin sehr ausfallend geworden war. Er ließ ihm daher sofort seinen Lohn auszahlen und entließ ihn auf der Stelle.

Am nächsten Morgen stellte die überwiegende Mehrzahl der Kesselschmiede die Arbeit ein. Nur ein winzig kleiner alter Stamm fand sich in der Schmiede ein; die übrigen schickten eine Deputation, die klipp und klar forderte, Wallberg müsse wieder aufgenommen werden. Vergeblich suchte Haltern ihnen die Berechtigung seines Standpunktes in aller Ruhe und Gelassenheit klar zu machen. Sie blieben bei ihrem Ultimatum und gingen. In der Tür aber drehte sich der eine Wortführer noch einmal um und sagte: „Und wenn nun ein allgemeiner Streik daraus wird, Herr Kommerzienrat? Die Stellmacher drüben sind schon lange mit den Akkordsätzen unzufrieden und die Former erst recht!" Es klang wie eine Drohung.

„Halt — einen Augenblick noch!“ rief Haltern sie zurück. „Sie, Werner, könnte ich vielleicht gerichtlich wegen versuchter Nötigung belangen lassen. Ich verzichte darauf. Mit meinen Arbeitern mag ich nicht prozessieren. Aber das muß ich euch allen doch noch sagen: ihr stürzt euch und die Euren ins Unglück. Die Geschäfte gehen zurzeit so schlecht, daß es mein Schade nicht wäre, wenn ich die Arbeit einzustellen genötigt wäre. Das merkt euch! Adieu!“

Am Tage darauf stellten die Stellmacher, die Schlosser und Former die Arbeit ein —

Es lag auf der Hand, die Entlassung Wallbergs war nur zum willkommenen Vorwand genommen worden, in den allgemeinen Ausstand einzutreten. Die Arbeiter verlangten jetzt nicht nur seine Wiederannahme, sondern auch einen fünfprozentigen Lohnzuschlag.

Haltern antwortete mit der sofortigen Schließung aller betreffenden Betriebe. Den Unbeteiligten wurde der Lohn weitergezahlt, aber er bemerkte mit Schmerz, wie klein deren Zahl war.

Er versuchte noch einmal, auf neuem Wege, auf seine Arbeiter einzuwirken. An die Tore der Werke ließ er einen von ihm verfaßten Aufruf anschlagen.*)

„Die von einem Teil meiner bisherigen Arbeiter geforderte Lohnerhöhung kann ich zu meinem Bedauern nicht zugestehen,“ hieß es darin. „Der Gang der Geschäfte ist derart, daß einzelne Betriebe zurzeit mit Verlust arbeiten, und der Gewinn der anderen diesen kaum deckt. Ich bin sonst nie vor Lohnerhöhungen zurückgeschreckt, wenn die Gunst der Zeit sie

*) Nach einer Ansprache des alten Krupp an seine Arbeiter.

mir zu bewilligen gestattete, das wissen die Älteren unter euch. Jetzt kann davon keine Rede sein.

Aber die Art, wie der augenblickliche Ausstand zum Ausbruch kam, gibt mir Veranlassung, mich über meine Stellung zu euch auszusprechen.

Ich muß, wenn ich dauernd für meine Arbeiter Arbeitsgelegenheit, und das ist Brot, schaffen soll, Herr in meinem Hause sein und bleiben. Ich taste niemandes politische oder religiöse Meinung an. Aber ich werde innerhalb meiner Unternehmungen keinerlei Agitationen und keine Agitatoren dulden. Wer in meinen vier Mauern agitiert, wird entlassen

Damit ihr aber seht, daß ich nicht aus Willkür oder gar Laune tue, will ich euch doch folgendes sagen:

Ich, der ich selbst als einfacher Handwerker begonnen habe, unter schwereren Verhältnissen, als viele von euch, sehe in den sozialdemokratischen Bestrebungen in der Form, in der sie jetzt auftreten, ein schweres Unglück für den ganzen Arbeiterstand. Jedes ruhige Bestreben auf Verbesserung eurer Lage innerhalb der gesetzlichen Grenzen werde ich stets anerkennen und nach meinen Kräften wie bisher fördern. Bestrebungen aber, die auf den Umsturz alles Bestehenden zielen, anstatt auf eine wohl langsam, jedoch stetige Vorwärtsentwickelung, führen nur zu Ausschreitungen, denen der Staat um der Allgemeinheit willen schließlich, selbst unter Anwendung von Gewalt, entgegentreten muß.

Meiner eigenen Überzeugung nach wird der Arbeiter auf jenem Wege ruhiger Entwickelung unzweifelhaft eine fortschreitende Besserung seiner wirtschaftlichen Lage erreichen. Der Unterschied zwischen Arm und Reich freilich wird sich

niemals aufheben lassen. Selbst wenn heute einer der Volksbeglücker ans Regiment käme und morgen ohne Rücksicht das gesamte Eigentum aufteilte, würde übermorgen der eine schon wieder mehr besitzen als der andere. Denn der Erwerbssinn und die Freude am Besitz liegt nun einmal in der Natur des Menschen. Gesetzt aber auch den Fall, ich wollte heute oder nach meinem Tode mein ganzes Unternehmen meinen Arbeitern überlassen — was würde die Folge sein? An die Stelle der bisherigen erfahrenen Leiter würden Unerfahrene treten, die schlechter und teurer produzierten und, selbst wenn das nicht eintreten sollte, eben aus Mangel an Erfahrung ungünstiger verkaufen würden. Der Ertrag würde bald sinken — bis unter die Selbstkosten, und schließlich müßte das ganze Unternehmen elend zugrunde gehen.

Meine Arbeiter beziehen schon heute einen meist unterschätzten Anteil am Gewinn an ihrem Lohne. Ich könnte euch beweisen, daß der Lohn in guten Zeiten an drei Viertel des ganzen Wertes der Fabrikate beträgt. Der Rest muß Zinsen, Entwertung, Verwaltungskosten, einzelne Verluste decken, dann erst kommt mein Gewinn. Vergeßt aber nicht, daß auch Zeiten kommen, in denen der Fabrikant nur mit Verlust arbeitet. Ich habe meine Ehre dareingesetzt, auch in solchen schweren Zeiten weiterarbeiten zu lassen, damit euer Brot nicht gefährdet wird.

Ihr habt aber auch noch in anderer Weise an meinem Gewinn teilgehabt. Gegen hundert Häuser habe ich in der Kolonie Marionhöhe euch und den euren für billigsten Mietzins zur Verfügung gestellt. Ich gründete eure Konsum-Anstalt, die euch jährlich gegen 200000 Mark erspart. Ich stiftete

euch das Grundkapital für eure Unterstützungskasse und eure Invalidenversicherung. Ich errichtete für euch ein eigenes Krankenhaus, für eure heranwachsenden Töchter eine Haushaltungsschule. Das alles führe ich wahrlich nicht an, mich dessen zu rühmen. Sondern nur, um euch zu zeigen, daß ein sehr großer Teil meiner Gewinne euch zugute kam. In dieser Weise mit euch zu teilen, hielt ich für meine Pflicht. Und ich darf wohl von mir sagen, daß auch sonst keiner von euch eine wohlbegründete Bitte mir je vergeblich vorgetragen hätte.

Das aber muß ich zum Schluß noch einmal betonen: zwingen lasse ich mich nicht! Soll mein Lebenswerk weiter gedeihen, muß ich für Ordnung und Gesetzmäßigkeit in allen Betrieben sorgen, wie bisher, und für Frieden und Eintracht. Davon hängt euer eigenes Wohlergehen ab und nicht zuletzt für mich die Möglichkeit, zu eurem Besten zu sorgen.

Laßt euch meine wahrlich von herzlichem Wohlwollen eingegebenen Worte zu Herzen gehen, damit wir zusammen gedeihlich weiterarbeiten können. Das ist mein heißester Wunsch.

Friedrich Haltern."

Da standen sie und lasen. Und die einen schüttelten die Köpfe — und die andern lachten.

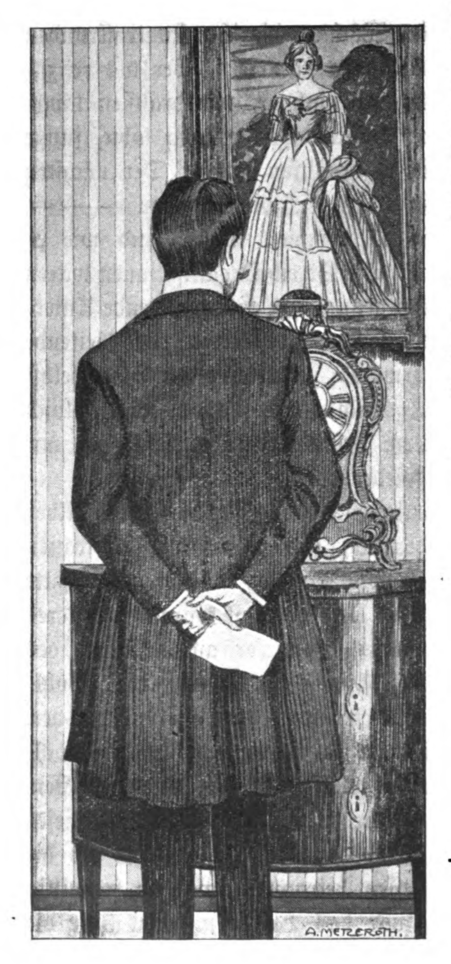
Und als Haltern einmal durch die Reihen der Ausständigen schritt, die sich allmorgentlich vor den Toren des Werkes sammelten, um diejenigen zu überwachen, die am Streike nicht teilnahmen — da hörte er, wie der eine ihm nachrief: „Sogar seine elenden Bettelbrocken rechnet er uns vor! Die Lockhürden, mit denen man Gimpel fängt!"

Mit zusammengebissenen Zähnen ging er weiter, in die leeren Werkstätten hinein, in denen die Maschinen stille standen

und die Schlote nicht rauchten — in sein schmerzlich ödes Reich. Nur die Schritte der Wächter, die ihre Kontrollrunden machten, hallten durch die weiten Räume. Aber als er zufällig an eines der Fenster trat, sah er, wie draußen längs der Fabrikmauer eine Schar Ausständiger entlang tobte, junge Burschen, die keine Familie zu ernähren hatten. Der nächsten Destille jenseits der Straße wälzte sich die Schar zu — — —

Es kam freilich, wie es kommen mußte und wie es Haltern vorausgesehen hatte. Die Streik-Organisationen waren durchaus noch nicht gefestigt genug, um eine genügende Unterstützung den Ausständigen leisten zu können; das leitende Organ der Partei, der ‚Vorwärts‘, verurteilte den Streik selbst als „zurzeit inopportun“. Nach knapp drei Wochen erlosch der Ausstand, und Haltern stellte sämtliche Beteiligte mit Ausnahme des Wallberg wieder ein.

Der Friede war, wenigstens vorläufig, gesichert. Aber Haltern fühlte nur zu deutlich, das gegenseitige Vertrauen war geschwunden. Nicht bessere Einsicht, nur die Not hatte die Arbeiter zurückgezwungen. Und er selbst konnte ein bitteres Gefühl nie wieder los werden, wenn er an die Tage des Ausstandes dachte. An der Jahreswende dotierte er die Wohlfahrtseinrichtungen seiner Werke noch reichlicher als bisher. Aber sein Herz war nicht mehr so warm beteiligt, wie in all der letzten Zeit. Er empfand das selbst am schmerzlichsten. Am Neujahrsmorgen stand er eine ganze Weile, in tiefes Sinnen versunken, vor Marions Bild, die er immer als die geistige Urheberin alles dessen betrachtete, was er freiwillig für seine Arbeiter tat. Auch das half ihm nicht über die Bitterkeit hinweg. Er ging zwar noch einmal hinüber in sein



Privatkontor und verdoppelte mit einem Federstrich den Betrag, den er zur Unterstützung von Arbeiterfrauen in Krankheitsfällen ausgeworfen hatte — ‚zu deinem Gedächtnis, in deinem Sinne, Marion‘ — doch die schöne innige Freude am Gebenkönnen war erloschen.

Es blieb nur die Pflicht —

---

15. Kapitel.

So wirkungslos der Aufruf Halterns an seine Arbeiter diesen selbst gegenüber verhallt war, in der Öffentlichkeit war er keineswegs unbemerkt geblieben. Die Tagespresse aller Parteien nahm Vermerk von ihm, druckte ihn ganz oder doch im Auszuge ab, begleitete ihn mit Kommentaren, in denen hier seine Worte als „echt deutsch, kernig, von herzlichstem Wohlwollen diktiert“, dort als „hochfahrender Bourgeoiston“ gekennzeichnet wurden.

Er lächelte zu alledem — ein schmerzliches Lächeln.

Dann wurde im nahegelegt, sich als Reichstagskandidat aufstellen zu lassen. Die nationalliberale Partei bot ihm einen ihrer Sitze an. Er lehnte dankend ab.

Als Hellwang davon erfuhr, war er außer sich. „Nimm's mir nicht übel, Fritz — ich versteh dich nicht! Ein Mann wie du darf sich der Öffentlichkeit nicht entziehen. Das ist auch Pflicht! Ich denke, du überlegst's dir noch —“

„Ich habe genug Pflichten, und schwere genug. Und es gibt Männer genug, die des Wortes mächtiger sind als ich. Zudem: ich habe immer nur etwas geleistet, wenn ich mich konzentrieren konnte. Das hört auf, wenn ich aktiv Politik treiben wollte. Man hat mir schon Ämter und Würden in

Hülle und Fülle aufgepackt — in der Stadtverwaltung, in der Kaufmannschaft und wer weiß noch wo sonst! Und endlich: ich bin müde . . .“

Hellwang sah ihm scharf ins Gesicht: „Du solltest mit deinem Arzt sprechen, Haltern —“

„Unsinn! Verzeih —! Ich bin körperlich kerngesund. Ich war noch nie krank.“

Aber auch der Professor nahm ihn eines Tages ins Gebet. Auf seine Art.

„Menschenkind, du bist einfach verärgert. Mach nur nicht deine bekannten Rollaugen, die imponieren mir nicht. Du hast Undank erfahren, das können die wenigsten Menschen vertragen, auch die, die wie gewisse Leute immer im voraus betonen: auf Dank rechne ich nicht. Lieber Himmel, was ärgert's dich! Überhaupt diese ganze Sozialdemokratie! Sieh sie doch nur mal unter einem anderen Gesichtswinkel an. Das ist ein neues Gericht, noch niemand recht vertraut, den eigenen Anhängern am wenigsten. Da gärt und kocht es natürlich. Allmählich wird das Feuer immer schwächer werden, die Töpfe werden nicht mehr überbrodeln, die Köche werden auch ruhiger, verständiger. Am Ende kommt noch so etwas wie eine ganz genießbare Bouillon heraus. Das ist doch eigentlich in der großen Küche der Menschheit, Weltgeschichte genannt, immer so gewesen. Und darüber regst du dich nun so auf! Geh mal zum Geheimrat Frerichs. Vielleicht hat der einen glücklichen Einfall, pustet dich an und du bist plötzlich ein anderer Mensch! Ganz gelb siehst du aus —“

Schließlich fing Haltern an, sich selbst zu beobachten. Er hatte immer mit seiner Gesundheit gewirtschaftes, als sei

sie ein unerschöpfliches Gut. Jetzt, glaubte er zu fühlen, stimmte, klappte irgend etwas nicht.

So fuhr er eines Tages wirklich zu dem berühmten Kliniker.

Ungeduldig, wie er jetzt immer war, fiel ihm das überfüllte Vorzimmer bald auf die Nerven. Er winkte sich den alten Diener heran, gab ihm seine Karte, drückte ihm einen Taler in die Hand: „Sehen Sie zu, daß ich bald vorkommen kann —“

Das stadtbekannte Original sah sich die Visitenkarte an, nickte: „Na ja, Herr Kommerzienrat! Aber . . . Sie kommen doch nach Karlsbad.“

„Wie so denn?“

„Sie werden schon sehen!“

Haltern wurde denn auch bald in das Allerheiligste geführt. Die Untersuchung fiel sehr kurz aus, und der Verdikt lautete wirklich: „Vier Wochen Karlsbad.“

Als er wieder durch das Vorzimmer ging, stand der Alte da: „Na Herr Kommerzienrat?“

„Sie hatten Recht, mein Lieber. Aber zum Geier — woher wußten Sie's denn? Seh ich denn so leidend aus?“

„Kein Bein Herr Rat. Nur Sie müssen's nicht weiter sagen: er schickt in diesem Jahre alle Kommerzienräte nach Karlsbad! —“

Ob es Karlsbad war, ob ein anderer Ort — es war Haltern im Grunde gleichgiltig.

In der zweiten Woche seiner Kur traf er aber mit der Schwester zusammen. Seit 1866, seit zwölf Jahren hatte er Marie nicht gesehen; selten war ein Brief zwischen ihnen

gewechselt worden. Nun empfanden sie es beide wohl schmerzlich, wie entfremdet sie sich waren. Das Gefühl: ‚wir sind aus einer Wiege‘ regte sich wieder. Doch die Brücke, die beide gern schlagen wollten, hielt nicht recht Stand.

Marie war seit einem Jahr Witwe. Eine vor der Zeit gealterte Frau, die ihre Jahre ohne Würde trug, immer nur bemüht, die Reste einstiger Schönheit zu konservieren. Unzufrieden und grillig. „Du hast doch wenigstens die Erinnerung an ein Glück!“ sagte sie bitter. „Und was habe ich? Das Leben ist nicht wert, gelebt zu werden. Man schleppt es weiter, wie der Bagnosklave seine Kette. Ja — wenn ich ein Kind hätte! Und wenn's ein Lotterbub wär, wie der Sophie ihres. Man hätt doch was, was man lieb haben kann . . .“

Sophie — und ihr Sohn —

Wieder ein Schatten, der aus der Vergangenheit emporstieg.

„. . . Buchdrucker war er, Setzer. Aber es hat ihn halt nicht geduldet bei der Arbeit. Unter die Zeitungsschreiber ist er gegangen, der Bernhard; das hat die Sophie davon, daß sie ihn nicht gebildet genug haben konnte. Nun, Fritzl, und du weißt wohl, wie das halt bei uns ist in Wien. Unliebsam hat er sich gemacht, und da haben sie ihn abgeschoben. Wo er jetzt ist, der Lumpazi, kein Mensch weiß es. Aber der ist wie a Katze, der fällt immer auf die Füß.“

„Und . . . Sophie?“

„O na! Der geht's gut. Ihr Schani hat sie geheiratet. Ich hab ihm a Zeugl geschenkt, und er sitzt auf'm Bock und schmaucht eine Virginia nach der andern. Und wenn er nach

Haus kommt, so wenn der Heurige ist, dann verwechselt er wohl mal die Frau und sein Rössel und prügelt sie. Das tut der Liebe aber keinen Eintrag. Wenn ich sie einmal seh, lacht sie übers ganze Gesicht. Jung sieht sie auch immer noch aus. Es gibt eben Leut, Fritzl, die zum Glück geboren sind.“

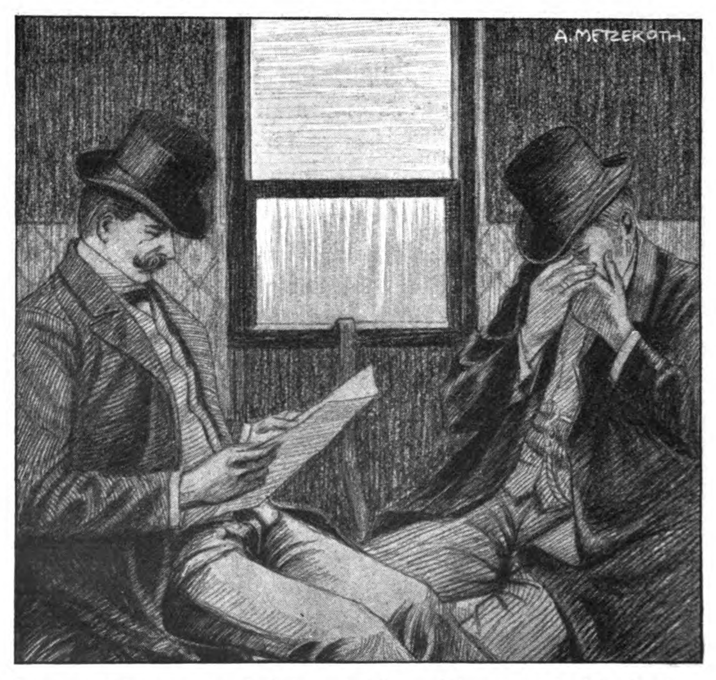
Vor Popp saßen sie, und während Marie sprach, nickte sie bald dem, bald jenem Bekannten zu — „du . . . das ist der Prinz Trauenstein . . . das ist der Wentzel Ausberg!“ — „Wie viel Glas heut, Graf?“ — und spielte mit den Ringen an ihren immer noch schönen Händen und lächelte. Dies unnatürliche Lächeln, das ihn immer an die Bühne erinnerte und ihm ins Herz schnitt.

Dann und wann brach wohl ein Rest wahren, echten Empfindens durch. Einmal, als sie durch den frühlingsgrünen Wald gingen, faßte sie plötzlich seinen Arm: „Fritz, ich wollt, ich säß mit dir allein auf einer einsamen Insel im Meer — allein, ganz allein. Nur nichts sehen von dieser eklen Welt, nichts als Wellen und Wald und den blauen Himmel. Und noch einmal gut sein können, wunschlos, neidlos! Glücklich!“

Aber es war nur wie ein Aufflackern. Im nächsten Augenblick schon sprach sie von der Rennsaison auf der Fürstenau, ihre große dunklen Augen, unter denen immer tiefe Schatten lagen, irrlichterierten unruhig umher.

Als Haltern Anfang Juni abreiste, nahm er eine neue Sorge mit. Rechtes, echtes Mitleid konnte er für Marie nicht mehr empfinden, aber die Sorge um sie klammerte sich doch in sein Herz. Er fühlte: ihr konnte kein Karlsbad helfen, kein Badeort der Welt. Sie zerrieb sich innerlich —

Auf der Rückfahrt, auf dem Dresdner Bahnhof, war ungewöhnlich erregtes Treiben. Extrablätter wurden in die Wagen geworfen. Ein alter Offizier, der mit Haltern zusammensaß, fing das eine auf, warf einen Blick auf den druck-



feuchten Bogen, warf sich auf seinen Platz zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen . . .

Da hörte es Haltern auch schon aus dem Rufen und Tosen der strömenden Menge auf dem Perron: „Attentat auf den Kaiser! Verwundet . . . . Der Mörder gefaßt . . .“

Er griff nach dem herabgeflatterten Blatt. Und dann sank auch er auf seinen Sitz zurück. Aufschreien hätte er vor Schmerz und Wut und Scham und brachte doch keinen Laut über die Lippen.

Und schon sauste der Schnellzug durch die grünen, lachenden Fluren weiter auf Berlin zu. Die Sonne schien hell ins Fenster. Draußen gingen die Leute im Festtagskleid. Es war ein Sonntag . . . ein Sonnentag.

Der Offizier drüben knirschte mit den Zähnen. „Zweimal hab ich den Greis im Granatfeuer gesehen . . . die feindlichen Kugeln schonten das geheiligte Haupt . . . und solch Mordbube . . .“

Eines Deutschen Hand gegen Kaiser Wilhelm! Zum zweiten Male in kurzer Zeit! Schmach und Schande über unser deutsches Land . . .“

Noch wußten sie nichts näheres. Nicht, daß die Nobilingschen Schrotkugeln den geliebten Herrscher so schwer getroffen hatten; nicht, daß nur ein glückliches Ungefähr, oder eine Fügung, das schrecklichste abgewendet hatte; nichts von der namenlosen Angst und Sorge, in der grade jetzt mit den nächsten Angehörigen Langenbeck und Wilms, die ersten Chirurgen Deutschlands, und Lauer, des Kaisers treuer Leibarzt, sich um das Schmerzenslager des Kaisers bemühten. Nichts wußten sie von dem elenden Königsmörder . . .

Aber das fühlten sie beide: wie der auch heißen mochte, wer es auch sein mochte, wessen Standes, welcher Bildung, ob man ihn auch später hundertmal als geistig gestört hinstellen würde: nimmer konnte die rote Internationale ihn von sich abschütteln! Ihre Frucht, das Erzeugnis ihrer Lehren war er und blieb er! Und er brandmarkte sie für ewige Zeiten! —

In Berlin warf sich Haltern sogleich in den Wagen: „Unter die Linden!“

Eine vieltausendköpfige Menschenmasse auf dem ganzen Wege. Fieberhafte Erregung — Lärm und Toben —

Und dann, plötzlich vor dem schlichten Palais des Kaisers Totenstille. Kopf an Kopf gedrängt die Menge, Alt und Jung, Arm und Reich, Männer, Weiber, Kinder — wortlos. Aller Augen auf die Fenster im Erdgeschoß gerichtet. Dann und wann ein sofort unterdrücktes Aufschluchzen, Weinen. Hier und dort eine im Zorn wie zum Racheschwur sich gen Himmel reckende Faust.

Auf der Rampe zum Palais Kommen und Gehen von hohen Würdenträgern, Offizieren, Beamten. Auf leisen Sohlen alle, mit todesernsten Gesichtern. Die beiden Wachtposten dazwischen, die Grenadiere, starr aufgerichtet. Von Zeit zu Zeit die Mitteltür sich spaltbreit öffnend. Ein angstvolles Fragen und Zurückflüstern.

Da neigt sich ein hoher Offizier über das Rampengeländer: „Es geht nicht schlecht. Langenbeck hofft . . .“ Und wie Geisterraunen wird es weiter getragen durch die Zehntausende: ‚Langenbeck hofft . . .‘ Sie jubeln nicht, sie jauchzen nicht. Aber ihre Augen feuchten sich, ihre Hände schließen sich ineinander. — —

Grade unter dem Denkmal Friedrichs des Einzigen hatte Haltern sich einen Platz gewonnen. Auch er stand wie gebannt, bis die Dämmerung herabsank. Auch er hatte die umflorten Augen unverwandt auf die Rampe gerichtet und die verhüllten Fenster des Erdgeschosses. Im Herzen nur die eine Frage: wie war es denn möglich? und die eine heiße Bitte: Gott erhalte den Kaiser!

Als er sich endlich umwandte, sah er wenige Schritte entfernt den Professor stehen. Sie winkten sich zu und drängten zu einander. Und dann gingen sie zusammen die Linden hinab, mit hängenden Köpfen, schweigend lange.

Nur einmal richtete Papendiek sich auf. „Weißt du, was der Kaiser zuerst gesagt hat, als der Leibjäger ihn umfaßte . . . ‚Warum sie nur immer auf mich schießen?‘ hat er traurig gefragt. Was liegt nicht in den paar Worten. Es ist rührend — und so furchtbar.“

Wieder gingen sie wortlos ein Stück nebeneinander her. Dann blieb Haltern plötzlich stehen, lehnte sich schwer gegen den nächsten Baum — und lachte gallebitter. „Hast du mir nicht vor ein paar Wochen einmal prophezeit, es sei gar nicht so schlimm . . . am Ende werden die Köche noch verständig . . . am Ende kommt noch eine ganz passable Bouillon heraus! Sagtest du nicht ungefähr so, du kluger Professor! Damals hab ich nicht geantwortet. Heute aber sag ich dir: mit Keulen müßte man die Sudelköche totschlagen!“

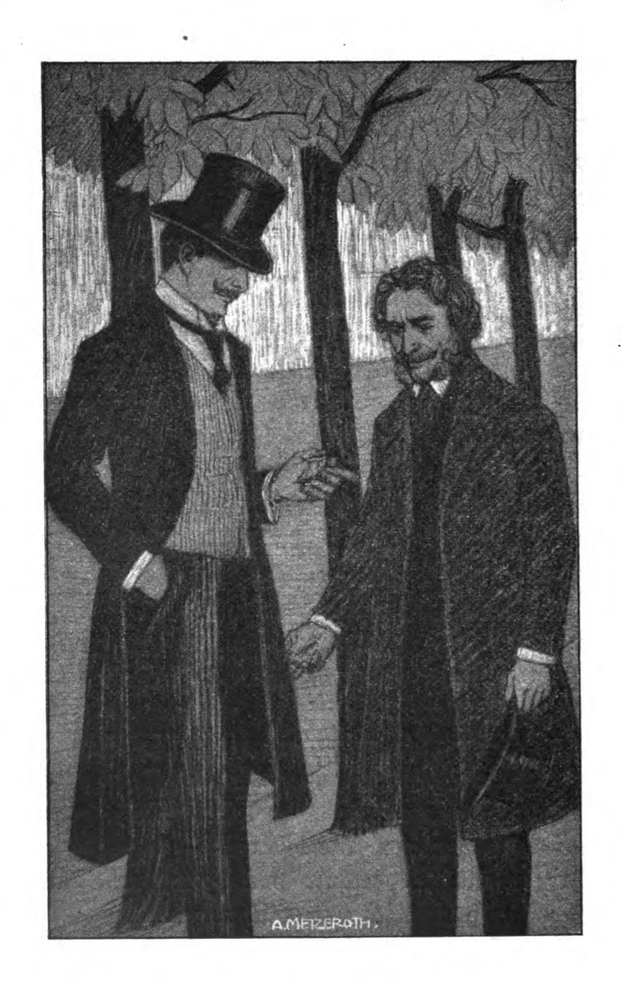
Der Professor stand vor ihm mit gesenktem Haupt. Er hatte den runden Filz abgenommen, der Wind spielte in seinen langen grauen Haaren.

„Ein Gesetz muß geschaffen werden, so scharf, wie nur denkbar. Wer sich selbst außerhalb des Gesetzes stellt, hat keinen Anspruch darauf, mit demselben Maße gemessen zu werden, wie die anderen Staatsbürger —“

Haltern stieß es heraus, voll Zorn, voll Verachtung. Der Professor stand noch immer schweigend.

„Nun, Papendiek! Und du, — was sagst du?“

Der Alte setzte den Hut auf und drückte ihn fest, wie


A. METZEROTH.

mit schwerer Hand. „Am besten sagte ich wohl nichts — heute!“ entgegnete er endlich. „Es wird ja wohl auch so kommen, wie du meinst. Das ist klar. Und wenn besonnene Leute dagegen reden werden, wird man ebenso Zeter und Mordio über sie schreien, wie du wohl jetzt über mich armen Musikanten . . .“

„Also?“

„Also . . . ich kann für die Freveltat eines einzelnen keine große geistige Bewegung verantwortlich machen. Eine solche aber ist nun einmal die Sozialdemokratie . . . für deren Mitgenossen du mich wohl nicht halten wirst. Und ich glaub nimmermehr, daß man eine starke geistige Bewegung durch Gewaltmaßregeln ändern, in ruhigere Bahnen lenken kann. Das kann nur die Zeit —“

Haltern lachte: „Also wieder alles gehen lassen. Mit gefalteten Händen zuschauen. Und nach gut deutscher Art hübsch ein bischen dazu theorisieren! Nein, Professor! Der heutige Tag wird, denk ich, den alten Michel doch aufgerüttelt haben. Ich hoffe, bei Gott, ich hoffe, unser Bismarck schafft uns ein Gesetz, das gesalzen und gepfeffert ist. Hol der Geier die faulen Seelen, die nicht die Courage haben sollten, dazu Ja und Amen zu sagen.“

„. . . Nacht, Haltern! Ich wär solch faule Seele!“ Der Professor wandte sich kurz um.

Einen Moment sah ihm Haltern nach. Dann eilte er hinter ihm her, faßte ihn von hinten um die Schultern: „Papendiek . . .“

„Ach du! Laß mich! Schließlich krümmt sich auch ein Fidelbogen!“

„Nein, so darfst du mir nicht gehen. Komm, gib mir die Hand. Na . . . gut! Ich seh schon, wir müssen ein Abkommen treffen: politisch Lied, ein garstig Lied! Also zwischen uns beiden keinen Ton mehr davon! Wir werden ja auch ohne dem leben können!“

Politisch Lied — ein garstig Lied —

Als der Kronprinz in Vertretung des totwunden Vaters den Reichstag auflöste und neue Wahlen ausgeschrieben wurden, lehnte Haltern zwar wiederum die Annahme eines Mandats ab, aber er warf seine Persönlichkeit und seine Mittel mit aller Wucht in die beginnende Wahlagitation.

Die Antwort von der Gegenseite blieb nicht aus. Darauf war er gefaßt gewesen. Unvorbereitet aber war er auf die Art der Angriffe gegen ihn. Er wurde nicht nur in den öffentlichen Versammlungen als ein Arbeitertyrann schlimmster Gattung mit Kot beworfen, als ein Schlotbaron und Leuteschinder hartherziger Geldmensch, Titel- und Ordensjäger — man fand auch noch giftigere Pfeile gegen ihn.

Eines Morgens lag auf seinem Schreibtisch, unter Kreuzband, ein Flugblatt. Es trug den Titel: „Wie man eine große Fabrik gründet. Eine harmlose Geschichte.“ Er sah flüchtig hinein — und stutzte. Augenscheinlich war, ohne daß sein Name genannt wurde, sein Unternehmen gemeint. So las er weiter. Las, wie ein kluger, kleiner Schlosser ein altes reiches Ehepaar umgarnt, ihm das Geld aus der Tasche lockt, schließlich die Enkelin heiratet, um deren Vermögen zu gewinnen, und wie er mit diesem Vermögen gaunert und wuchert. Es war zum Lachen — er lachte auch, knüllte das Blatt zusammen und warf es in den Papierkorb.

Ein paar Tage darauf ging ihm ein zweites Blatt zu. Diesmal lautete die Überschrift: „Wie unser Freund, Friedrich Haltefest, eine alte Liebe abschiebt. Eine harmlose Geschichte." Er wollte nicht lesen — und er las dennoch. Welch unglaubliche Gemeinheit! Eine kleine novellistische Skizze war's, in der erzählt wurde, daß Friedrich Haltefest, um Raum für den Flügelschlag seiner freien Seele zu gewinnen, das Mädchen, das ihm alles geopfert, in die Ehe mit einem schwindsüchtigen Manne hineingezwungen habe; daß er sie dann in Not und Elend habe verkommen lassen, während er schwelgte und praßte. Mit teuflischer Bosheit waren die Details ausgemalt, waren einzelne bittere kleine Wahrheiten mit einem Bombast frecher Erfindung umsponnen.

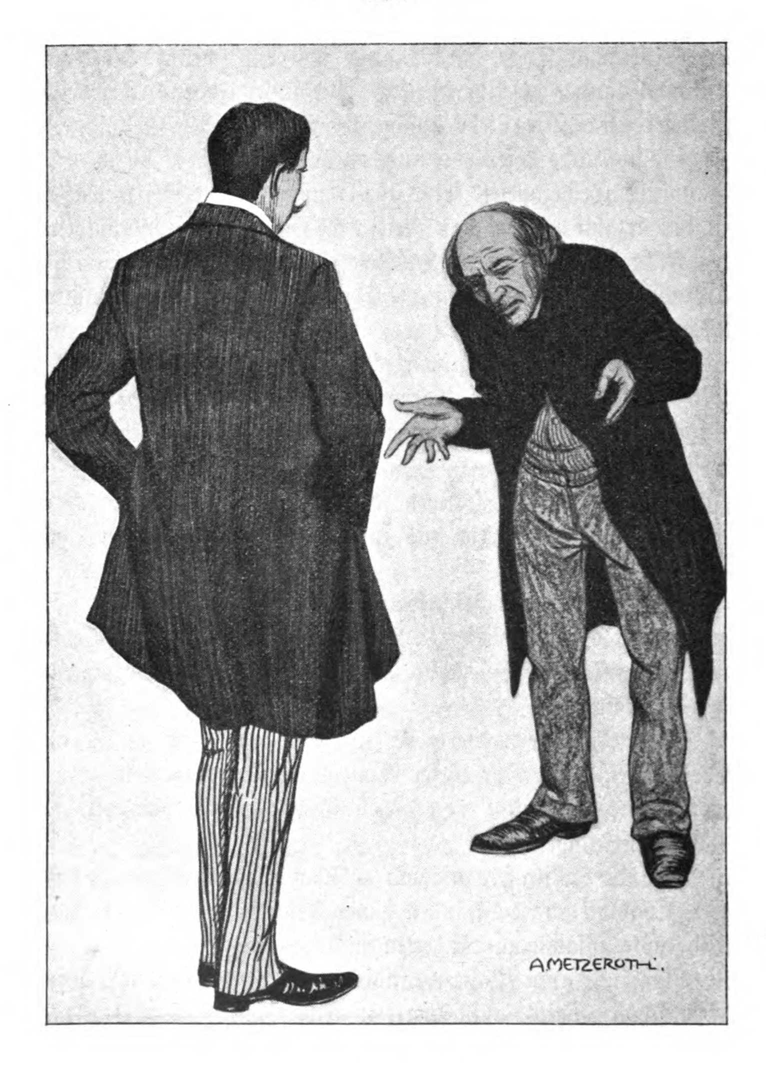
Diesmal warf Haltern das Machwerk nicht in den Papierkorb. Er starrte mit zusammengepreßten Lippen auf das Blatt.

Wer hatte das geschrieben? Wer hatte das Material zu dem Pasquill geliefert. Wer diese giftgeschwollene Feder geführt? Es mußte jemand sein, der mit seiner Vergangenheit vertraut war.

Vergebens zermarterte er sich den Kopf. Er wußte von keinem Feinde, den er dieser Gemeinheit für fähig hielt. Und wer konnte überhaupt von diesen Dingen wissen, die dreißig Jahre zurücklagen!

In der Mittagspause sah er vom Kontorfenster aus, daß das Flugblatt in den Händen seiner Arbeiter war. Sie steckten die Köpfe zusammen, tuschelten und lachten.

Er fuhr zum Polizeipräsidium. Man kannte die Blätter dort schon, hatte auch bereits recherchiert. Eine obskure


A. METZEROTH.

Druckerei, deren Besitzer die Verantwortung für den Inhalt übernehme. Eine billige Verantwortung . . . es war ja eine „harmlose Geschichte“. Die Herren zuckten die Achseln: Namen waren nicht genannt, nach den bestehenden Gesetzen war kaum etwas dagegen zu machen; am besten ignoriere man solch Gewäsch, an das ja doch kein verständiger Mensch glaube. Indessen wolle man versuchen, wenigstens den Verfasser zu eruieren. Übrigens: die sozialdemokratische Parteileitung selbst billige, das wisse man, diese Sudelei nicht.

Im Lauf des nächsten Vormittags ließ sich ein „Buchdruckereibesitzer Ferdinand Müller“ bei Haltern melden.

Ein kleines dünnes Männchen mit einem Fuchsgesicht, großer Glatze und einem Kranz roter Haare. Sehr devot, sehr beredt. Er sprach von einer ‚peinlichen Angelegenheit‘; hätte zu seinem größten Bedauern gehört, daß er unwissentlich dem Herrn Kommerzienrat Ungelegenheiten bereitet habe. Leider läge schon in sehr großer Auflage noch ein Machwerk desselben Skribenten vor, zur Ausgabe bereit. Titel: ‚Wie unser Freund Haltefest, eine Nähmaschine verschenkt. Eine harmlose Geschichte‘. Wenn der Herr Kommerzienrat vielleicht glaube, daß man fälschlicher, lächerlicher Weise den Inhalt wieder auf ihn beziehen könne, so sei er, Ferdinand Müller, gern bereit, die Ausgabe zu unterdrücken. Natürlich sei das nur möglich, wenn der Herr Kommerzienrat die Kosten von Papier, Druck und Honorar tragen wolle. Eine Kleinigkeit: dreitausend Mark.

Haltern hatte den Biedermann ruhig aussprechen lassen. Jetzt stand er auf, ging zur Türe und öffnete sie. Er wollte den Kontordiener rufen —

Aber er besann sich, wandte sich zurück:

„Bitte, nehmen sie Platz, mein Herr!“ und gab durch das Telephon Nachricht zur Kasse, man solle ihm drei Tausendmarkscheine herüberschicken. Als die gekommen waren, setzte er sich auch, legte die Banknoten vor sich auf den Tisch —

„So mein wackerer Herr, jetzt können wir ja mit einander verhandeln. Vorausgeschickt: ob sie das Epos in die Welt hinauswerfen, ist mir recht gleichgiltig! Das Leben hat mich außerdem doch wohl etwas gewitziger gemacht, als Sie anzunehmen scheinen: wenn Sie auch heute gegen diese Sepialappen hier das Versprechen ablegen würden, meinetwegen einen Eid leisten, die Verbreitung der reizenden Geschichte zu unterlassen, wer garantiert denn, daß sie nicht morgen in einem anderen ehrenwerten Verlag erscheint? Oder daß der geistreiche Verfasser übermorgen etwa nach berühmten Mustern eine chinesische Verleumdungs-Novelle über seinen Helden schreibt. Nein, mein Bester, auf diese Weise kommen Sie nicht in den beneidenswerten Besitz der braunen Scheine. Aber vielleicht können wir ein anderes Geschäft machen . . .“

Das kleine Männchen verbeugte sich: „Ich höre —“

„Ich möchte gern die Ehre haben, den Herrn Autor persönlich kennen zu lernen.“

„Unmöglich, Herr Kommerzienrat —“

Haltern steckte die Noten in die Westentasche und erhob sich. „Bitte, Herr Müller —“

„Meine Ehre verbietet mir, Herr Kommerzienrat —“

„Warum bleiben Sie denn noch sitzen? Ich halte unsere Unterredung für beendet.“

Herr Müller blieb trotzdem sitzen. „Und wenn ich —“

„Dreitausend Mark!“

„Auf Ihr Wort, Herr Kommerzienrat —“

Haltern lachte verächtlich. „Auf mein Wort!“

„Gut also! Kommen Sie heute Nachmittag präzise 4 Uhr nach meiner Druckerei. Ich werde das Zusammentreffen wie zufällig arrangieren —“

Wo hatte er nur diesen hochaufgeschossenen, blutjungen Menschen mit dem blassen, hübschen aber verbissenem Gesicht schon gesehen, der dort am Stehpulte arbeitete?

Herr Müller hatte Haltern in ein kleines Zimmer neben dem Druckersaal geführt, auf den Mann gedeutet und war wieder hinausgeschlüpft. Der junge Mensch blickte nicht einmal auf. Man war das Kommen und Gehen hier wohl gewohnt.

Wo hatte er ihn nur schon gesehen? Dies gutgeschnittene Profil —

Jetzt wandte der Mann sich um.

„Ich bin der Kommerzienrat Friedrich Haltern —“

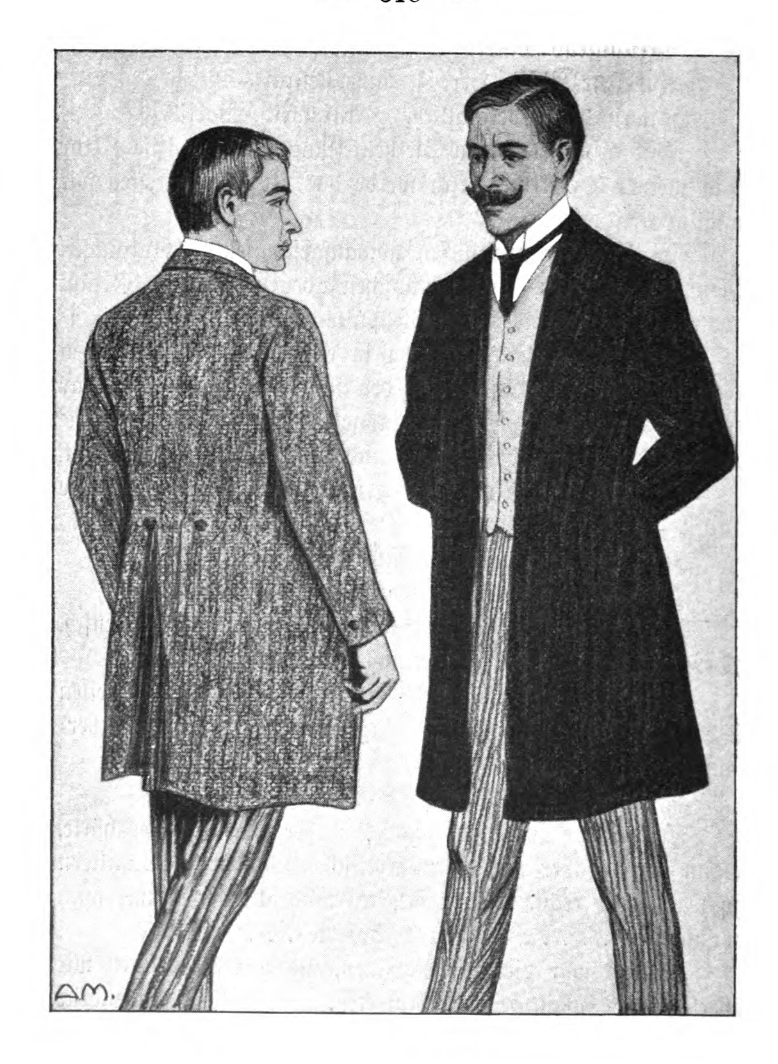
Auf einen Moment verfärbte sich der junge Mensch. „Der Schuft —“ stieß er hervor und drängte zur Tür.

Aber Haltern schob sich dazwischen mit seinen breiten Schultern. Und wie sie so Aug in Auge sich gegenüberstanden, da wußte er plötzlich, wen er vor sich hatte.

„Bernhard Spieske!“

Der andere zuckte zusammen, als er seinen Namen hörte. Dann zog er aber mit einem ironischen Lächeln die Schultern hoch. „Ganz recht. Sie überheben mich also der Mühe, mich vorzustellen . . . . . Bernhard Spieske . . .“

Haltern war hier hergekommen, um den Skribenten mit überlegenem Hohn gegenüberzutreten. In diesem Augenblick


AM.

aber war nichts als herbe Traurigkeit in ihm, Mitleid fast — Mitleid mit Sophie — ja, selbst Mitleid mit diesem dort! Kaum zwanzig Jahre konnte der alt sein — Konrads und Fiekchens Sohn — Sophies Sohn, die von ihm gesagt hatte: ‚fröhlich soll er sein! Froh — der da!

So sehr verlor er das innere Gleichgewicht, daß er nichts hervorbrachte als ein schmerzliches: „Warum haben Sie das getan, Bernhard Spieske?"

Der warf den Kopf zurück: „Warun beißt der Hund, wenn er geschlagen wird."

„Der Vergleich ist schlecht, Spieske. In doppeltem Sinne. Hunde, die geschlagen werden, beißen selten. Und Sie — was habe ich Ihnen getan?"

„Mir? Meiner Mutter! Und Tausenden — Tausenden —"

„Junger Mann, was wissen Sie von dem, was einst zwischen Ihrer Mutter und mir lag! Was Sie wissen, was Sie wohl aus einzelnen Reden herausgehört haben, um es dann mit Galle und Gift umbrämem, haben Sie falsch verstanden. Wenn Soph — wenn Ihre Mutter hier wäre, sie wäre die erste, Ihnen das zu sagen. Ohne Schuld, Bernhard Spieske, geht niemand durchs Leben. Es kommt nur darauf an, daß man sich ehrlich bemüht, die Schuld zu sühnen. Ich hoffe sagen zu können: das hab ich getan . . ."

„Meiner Mutter Leben zerstört! Mich hineingeworfen in eine Jugend . . . mich schaudert's, wenn ich dran denke! Das haben Sie getan!"

Haltern lehnte sich schwer gegen die Wand. Es zuckte schmerzlich in seinem Gesicht. Da waren sie wieder einmal, die Schatten, die sich nie, nie bannen ließen —

Wie anders kam das doch, als er gedacht hatte! Wie schwer war es, wie schmerzlich, diesem dort Rede und Antwort zu stehen!

„Was wollen Sie mit mir rechten? Ihre Mutter und ich haben uns sehr geliebt, das harte Leben hat uns auseinandergerissen. Ich muß Ihnen das zugeben: auch meine Schuld. Aber unglücklich ist Ihre Mutter darüber nicht geworden — Gott sei's gedankt — ihr glücklicher Sinn hat sie davor bewahrt. Und Sie, Bernhard? Hat Ihnen Ihre Mutter nicht gesagt, daß ich wieder und immer wieder gebeten habe, für Sie sorgen zu dürfen? Daß sie es immer abschlug. Wissen Sie auch weshalb? Ich hätte Sie zum Ernst des Lebens, zur Arbeit geleitet — Sophie . . . Ihre Mutter aber wollte, daß Sie aufwüchsen, ungebunden, mit lachendem Herzen und lachendem Mund. Ihr war es wohl nicht bewußt, daß sich zwei Lebensanschauungen entgegenstanden. Nun . . . wie ich Sie jetzt da vor mir sehe, kann ich nicht finden, daß sie Recht und ich Unrecht hatte. Sie sind nicht glücklich geworden —"

Bernhard Spieske stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Pult. Seine langfingerige Rechte spielte nervös mit den Papieren. Er sah nicht auf. Aber er sagte scharf: „Ich hab hier umhergehorcht. Überall herum. Sie nennt man ja einen Glücksprinzen, den König Midas. Was Sie erfassen wird Gold. Sind Sie denn glücklich geworden — auf Ihre Art?"

Wieder dachte Haltern: ‚Wie das doch anders gekommen ist! Um niederzuschmettern kamst du . . . . und nun fragt dich der dort und du wirst antworten . . .'

Und er antwortete: „Sie sind noch sehr jung, Bernhard Spieske, eigentlich zu jung zu solcher Frage mir gegenüber. Aber Sie sehen mir aus, wie jemand, der viel nachgedacht hat. Drum will ich Ihnen sagen: es gibt wohl überhaupt kein ganzes dauerndes Glück auf dieser Welt. Das, was Sie meinen: Geld und Gut machen an sich nie glücklich; können sie wohl befriedigen, wie der erfüllte Ehrgeiz befriedigt, doch wirklich inneres Glück schaffen sie nur dem, der sie recht anzuwenden weiß. Nun: ich war glücklich, als ich glaubte, das zu tun. Als ich gelernt hatte, das, was ich erworben — durch Glück, aber doch auch durch schwere Arbeit — nur als ein mir anvertrautes Pfund zu betrachten, um Gutes zu wirken. Da kamt Ihr . . . Sie sind Sozialist Bernhard Spieske?"

„Ja!" Es kam eigen trotzig und selbstbewußt heraus.

„Und Ihr rißt mir den Glauben und die Freudigkeit des Tuns aus dem Herzen. Ich bin nicht mehr glücklich."

Der am Pult lachte. „Es wird so schlimm nicht sein — mit dem Unglück. Oder wenn ‚Geld und Gut' Sie unglücklich macht, werfen Sie's doch von sich!"

„Sie reden, wie Kinder reden! Die es aufnehmen würden, würden nicht wissen, was damit beginnen, denn auch Sie sind wie Kinder. Es gehört eine feste Hand dazu und ein kühler Verstand und ein starkes Pflichtbewußtsein, ein anvertrautes Gut recht zu verwalten, daß es Frucht gibt und Segen. Lachen Sie nicht, junger Mann! Der zu Ihnen spricht, spricht aus harter Erfahrung! Ihr aber seit im besten Falle — Träumer und Schwärmer."

„Daß wir das nicht sind, wird die Zukunft lehren!"

Haltern sah hinüber in dies blasse verbitterte Gesicht, in die dunklen, schwarzumränderten Augen. Wie ungleich war der doch dem Buben, den er in Wien einst gesehen hatte! Vor dreizehn Jahren — wie mochten die über den Knaben, den Jüngling hinweggebraust sein! Nein — an Sophie erinnert nichts mehr an ihm. Aber an den Vater manches — die vorgebeugte Haltung, die gezerrten Schultern. Und jetzt hüstelte er auch —

„Wir werden uns nicht einigen, Bernhard Spieske! Wozu weiter sprechen —"

„Das finde ich auch —"

„Ich will Sie nicht bitten, Ihre Angriffe auf mich einzustellen. Tun Sie, was Sie nicht lassen können, wenn Ihr Gewissen und — Ihr Anstandsgefühl Sie nicht abhält von von dieser Art literarischer Fehde. Nur — das muß ich noch sagen! — zerren Sie Ihre Mutter nicht hinein! Der Schmutz, den Sie auf mich werfen, trifft auch sie. Haben Sie das nie empfunden!"

Der andere schwieg. Aber seine Hand wühlte sich tief in die Papiere auf dem Pult.

Einen Augenblick stand Haltern unschlüssig. Dann stieg doch wieder das heiße Mitleid in ihm auf. Das dort war Sophiens Sohn, Konrad Spieskes Sohn — und er sah nicht aus, wie jemand, der schon einmal in seinem jungen Leben das Glück geküßt hat —

Er trat einen Schritt näher. „Kann ich nichts für Sie tun — gar nichts? fragte er weich. Es klang wie eine Bitte.

„Nein!" kam es trotzig, kurz und hart zurück.

So ging Haltern.

Als er draußen dem ehrenwerten Herrn Müller seinen Lohn gab, hörte er aus dem Zimmer ein kurzes Lachen — und dann ein schmerzliches, trockenes Hüsteln.

„Schwindsucht —“ meinte das kleine Männchen mit dem Fuchsgesicht. „Die gewöhnliche Setzerkrankheit. Lange macht der's nicht mehr. Meinen Dank, Herr Kommerzienrat . . immer zu Ihren Diensten . . .“

16. Kapitel.

Hüte dich, Haltern! Du bist auf dem Wege, ein hoffnungsvoller Pessimist zu werden — du, für den Erfolg sich an Erfolg reiht! Du, den alle Welt beneidet — fast auch ich!

General von Hellwang war etwas vor der Zeit gealtert. Mit seinem klugen, durchgeistigten, hageren Gesicht sah er Moltke ähnlich. Das ‚verd — Stubenhocken in der Großen Bude' bekam ihm nicht recht. Aber er blickte immer noch aus jugendlichen Augen und wollte nichts wissen vom Rückgang der Zeiten.

„Mein lieber Waldemar, Völker und Staaten gleichen dem einzelnen Individuum," meinte Haltern mit dem trüben Lächeln, das ihm jetzt oft eigen war. „Sie haben ihre heiße, unruhige Jugend, haben ihr großes tatenkräftiges, frohschaffendes Mannesalter . . . dann kommt der Stillstand . . . und schließlich der unabwendbare Rückgang. Das ist ehernes Naturgesetz."

„Solche Vergleiche hinken immer. Bitte — komme mir nicht mit historischen Parallelen. Das sind wohlfeile Beweisstücke für Gymnasiasten, höhere Töchter und Parlamente. In Wirklichkeit rollt sich das Dasein jedes Volkes in seiner besonderen Weise ab, und einem kräftigen Volke wohnt eine

Kraft der Erneuerung, der Wiedergeburt inne, die keinem Individuum eigen ist. Den besten Beweis dafür liefern wir Deutschen ja selbst. Immer ist bei uns auf Zeiten der Öde, der Erschöpfung der neue Aufschwung gefolgt. Gottlob! So wird's auch in Zukunft sein — darauf vertraue ich felsenfest."

„Du gibst aber zu, wir sind jetzt in einer Zeit der Öde!"

„Wir sind verwöhnt durch eine Zeit gewaltigen Aufschwungs und können es nicht fassen, daß es nun wieder Alltag geworden ist. Weiter sehe ich nichts schlimmes. Ich sehe immer noch das Reich — gefürchtet wohl mehr als geliebt, und das ist mir durchaus kein schlechtes Zeichen — auf stolzer Höhe. Ich sehe sehr wohl die Schatten, auch die wirtschaftlichen, aber ich sehe daneben auch ein lebendiges Sichregen und Schaffen, Blühen und Früchtetragen. Die deutsche Wissenschaft steht groß über allen Landen, die deutsche Technik feiert Triumph auf Triumph, unser Anteil am Welthandel wächst stetig — auch ihr Industriellen könnt eigentlich nicht klagen. Ihr habt euch nur so gut das Losungswort ‚Immer klagen' angewöhnt, wie meine Herren Vettern vom Lande, bei denen das eine Jahr stets noch schlechter war als das vorhergehende. Nein — nein, alter Haltern: die Zeit ist nicht so schlimm, wie du sie dir ausmalst!"

Nein, wenn Haltern ehrlich gegen sich selbst war: er durfte nicht klagen. Er war immer noch der ‚König Midas', dem sich alles in Gold wandelte, was er berührte. Wohl waren auch ihm schlechtere Jahre gekommen, aber sie glichen nur Episoden in einem stetigen Emporsteigen. Unaufhaltsam vergrößerten, wuchsen seine Unternehmungen, nun fast ohne sein Zutun, aus sich selbst heraus, aus dem festen Fundament,

das er ehedem, in arbeitsschweren Jahren, geschaffen hatte. Immer wieder erweiterte sich ihr Kreis, schon weil er für den Zustrom der flüssigen Mittel neue Arbeitsgelegenheit finden mußte, weil er nicht stille stehen konnte. Erst kürzlich übernahm er eine große Schiffswerft, und im nächsten Jahre sollte der erste gedeckte Kreuzer von ihr aus dem Helling ins Meer laufen.

Längst freilich hatte er für seine Werke eine andere Organisation schaffen müssen, einen umfassenden Verwaltungsapparat. Auch hierbei waren ihm das Glück treu geblieben und sein scharfer Blick; er hatte die vorzüglichsten Kräfte gefunden. Nur die großen Entscheidungen, die Dispositionen in allgemeinen Umrissen behielt er sich selbst vor; auch sie nahmen ja die Tätigkeit eines Mannes völlig in Anspruch. Aber von den Einzelheiten der Tagesarbeit hatte er sich mehr und mehr befreit.

Etwas wie müde Resignation war über ihn gekommen, so sehr er dagegen ankämpfte. Als ob ihm selbst sein eigentliches Lebenswerk abgeschlossen erschien. Das wuchs sich wohl noch weiter aus, wie ein Schwungrad weiter dreht, wenn die treibende Kraft stille steht; aber er stand ihm so objektiv gegenüber, als sei es gar nicht unter tausendfachen Mühen und Sorgen von ihm aufgebaut.

Der heiße Ehrgeiz, das starke, nimmermüde Streben war gestillt. Die rechte Freude am Erfolg war erloschen. Auch die echte Freude am Wohltun. Schon der Begriff ‚Wohltun‘ war ja für die den eignen Arbeitern gewidmete Fürsorge verpönt. So wandelte sich jene Freude in ein kühleres Pflichtgefühl: er hielt darauf, daß die Wohlfahrtseinrichtungen seiner

Firma als mustergiltig angesehen wurden, wie er darauf hielt, daß sein Privatsekretär, dem die Erledigung der einlaufenden Bittgesuche oblag, nach sorgsamer Prüfung reichliche Beträge anwies. Als ihm ein hoher Herr sagte: „Herr Geheimrat, es wird Ihnen unvergessen bleiben, daß Sie die ersten Arbeiterwohnhäuser in Berlin bauten!“ verbeugte er sich und lächelte still vor sich hin. Er dachte daran, mit welcher Herzensfreude er damals dem Richtefest beigewohnt hatte. Vorbei — vorbei —

Das Sozialistengesetz hatte er mit der starken Hoffnung begrüßt, daß es eine Gesundung der innerpolitischen Verhältnisse herbeiführen würde — er mußte wohl zugeben, daß es eine Täuschung gewesen war: anstatt der 12 Mandate von 1877 gab es jetzt 24 sozialdemokratische Vertreter im Reichstage! Von der Schwenkung der Zoll-Politik, die Fürst Bismarck 1878 inaugurierte, hatte er sich einen großen wirtschaftlichen Aufschwung versprochen — die segensreichen Folgen blieben mindestens für die Gesamtheit auf dem Papier. An der Einleitung der sozialen Reform, die das Jahr 1881 brachte, hatte er sich noch persönlich lebhaft beteiligt, weil sie zum großen Teil Fragen betraf, die er im engeren Kreise der eigenen Arbeiterschaft schon zu lösen bestrebt gewesen war — der Erfolg erschien ihm ebenso minimal, wie die Durchführung unpraktisch. Und jetzt sah er wohl, wie die maßgebenden Faktoren des Reichs fortwährend die Klinke der Gesetzgebung in Bewegung setzten, aber er sah nirgend ein großes Ziel, nirgend große, weite Gesichtspunkte.

Eine müde Zeit —

Frau Marga, die gern ein wenig politisierte, sagte gelegentlich: „Wir sind alle schachmatt, wir wursteln nur so

weiter." Und da sie immer noch von 1866 her einen leisen, meist freilich sorgsam verschleierten Groll gegen den Reichskanzler in der Brust trug, der durch allerlei Beziehungen zum Hofe der Kaiserin Augusta immer neue Nahrung empfing, setzte sie hinzu: „Er ist auch schachmatt. Das ändert auch der Wundermann Schwenninger nicht. Mißerfolg auf Mißerfolg. Und nervös ist er und störrisch und rechthaberisch. Wenn unser allergnädigster alter Herr nicht diesen unerschöpflichen Fond von Dankbarkeit und diese vornehme Langmut hätte — na! Aber die Geheimräte im Amt kriegen schon das Zittern, sobald der Depeschenreiter antrabt . . ."

Eine müde Zeit —

Der Professor freilich wollte davon so wenig etwas wissen, wie Hellwang.

„Du bist müde und schiebst's nur auf dies arme Luderchen Zeit, lieber Haltern. Und daß du müde bist, ist kein Wunder. Es arbeitet doch nicht einer ungestraft, als ob er Nerven von Stahl und Eisen hätte. Ich bitt dich, geht vielleicht die erste Dampfmaschine noch, die du aufgestellt hast!"

„Die war schon alt, Papendiek, als ich sie montierte — mit meinen eigenen Händen —"

„Alt! Weißt du, ich denk mir, jung bist du anno dazumal auch nicht gewesen. An Jahren — ja! Aber sonst stell ich mir vor, warst du dunnemals solch Art künstlich vor der Zeit gereiftes Ungeheuer. Eine Kalkulationsmaschine, rastlos, freudlos, bissig, hart . . . ein Egoist schlimmster Sorte . . ."

„Das mag schon sein. Vielleicht hätte ich ohne all dem auch keinen Erfolg gehabt. Trotzdem sag ich: Gottlob, die Zeit hat mich weich gemacht."

„Siehst du: jetzt sagst du ‚Gottlob‘ von der Zeit! Das ist's eben — blick doch rückwärts, Menschenkind. Donnerwetterchen, wenn wir vergleichen, wie's vor dreißig Jahren war und jetzt ist, haben wir doch allen Grund, beide Hände zum Himmel hoch zu heben und zu danken. Jetzt sind wir doch was, gelten was, während damals jeder beliebige John Bullrian, jeder Monsieur tel et tel uns ungestraft auf den Kopf spucken konnte. Kennst du Theodor Fontane? Das ist mein Mann: mit 60 Jahren praeter propter hat der seinen ersten Roman geschrieben und was für einen. Und neulich hab ich ein ganz kleines Verschen aus seinem eigenen Munde gehört, da im alten Johanniterhause in der Potsdamerstraße, wo er haust und schafft gleich dem Jüngsten. Das will ich dir mal aufsagen, daß du dir ein Exempel dran nimmst:

Lieber Freund, mir gefällt noch allerlei:
Jedes Frühjahr das erste Tiergartengrün,
Oder wenn im Werder die Kirschen blüh'n
Zu Pfingsteu Kalmus und Birkenreiser,
Der alte Moltke, der alte Kaiser,
Und dann zu Pferd, eine Stunde später,
Mit den gelben Streifen der „Halberstädter“.
Kuckucksrufen, im Wald ein Reh,
Ein Spaziergang durch die Lästerallee,
Paraden, der Schapersche Goethekopf
Und ein Backfisch mit einem Mozartzopf!

Der Professor hatte gut reden und predigen. Die Öde blieb und die Unzufriedenheit.

Auch Berlin, an dessen riesenhaften Wachsen Haltern ehedem immer seine Freude gehabt hatte, mied er jetzt gern; selbst bei seiner Villa draußen an der Oberspree war's ihm

zu unruhig geworden. Vor Jahresfrist, als er über die Übernahme der Werft unterhandelte, hatte er zufällig ein winziges Inselchen hart am Ostseeufer kennen gelernt und erworben, weil ihn der wundervolle Buchenbestand drauf reizte. Das alte einfache Herrenhaus, das an einer kleinen Bucht ganz im Grünen lag, ließ er sich ausbauen und brachte jetzt, nur von seinem Privatsekretär begleitet, Wochen, ja Monate dort, auf Ferow, in der Einsamkeit zu. Der Telegraph führte bis auf das Eiland, in der Bucht lag seine Dampfyacht, in vier Stunden konnte er in Berlin sein — es ließ sich also auch nach der geschäftlichen Seite hin ganz gut arrangieren. Allerlei Studien füllten ihm oder töteten ihm die Stunden. Ein kleines physikalisches Laboratorium hatte er sich eingerichtet und den Turm zu einer Sternwarte umgestaltet.

Täglich zweimal kam die Post. Herr Weding, der Sekretär, sortierte die Eingänge, arbeitete die Erledigung vor. Langjährige Vertrautheit mit der Aufgabe behütete ihn davor, wirkliche Privatbriefe zu öffnen. Es gab deren auch nicht viel.

„Von Ihrem Herrn Bruder aus Chicago, glaub ich, Herr Geheimrat.“

Haltern saß im Arbeitszimmer und las.

„Danke, lieber Weding!“

Ein paar Minuten blieb der Brief uneröffnet liegen.

Es eilte ja nicht —

Sie schrieben sich ziemlich regelmäßig, aber in recht langen Zwischenräumen, die beiden Brüder. Das Verhältnis zwischen ihnen hatte sich allmählig besser gestaltet, ohne warm zu werden. Wilhelm Haltern hatte sich, nicht ohne die Hilfe des Bruders, jenseits des Ozeans leidlich emporgearbeitet. Er betrieb ein

kleines elektrotechnisches Geschäft, das ihn und die Seinen grade ernährte — nicht mehr. Vor zwei Jahren war die Frau gestorben, die immer wie eine Schranke zwischen den Brüdern gestanden; Wilhelm lebte seitdem mit seinem Sohne bei der verheirateten Tochter. Herüberzukommen hatte er stets abgelehnt.

Ohne sonderliche Erregung griff Haltern endlich zu dem Briefe, ohne Erwartung begann er die enggeschriebenen Zeilen auf dem blauen dünnen Bogen zu lesen. Aber schon nach den ersten Sätzen packte ihn der Inhalt.

„Mein lieber Fritz! Wir haben hier einen sehr bösen, strengen Winter gehabt, im Februar noch einen schrecklichen Blizzard, und ich hatte mir dabei einen häßlichen Spitzenkatarrh geholt, den ich wohl trotz Marys Warnungen vernachlässigte. Vielleicht hat unser Klima, das ich nie recht vertragen konnte, schon früher den Grund zu dem Leiden gelegt, das mich dann packte und über das ich mir keine Illusionen machen darf. Ich glaube nicht, daß ich das Frühjahr erlebe. Schon diesen Brief schreibe ich vom Bett aus, von dem es für mich wohl kein Wiedererheben geben wird.

Schmerzen habe ich nicht, lieber Bruder, es ist nichts wie ein langsames Sichverzehren der letzten Kräfte. Ganz wunderlich: es fällt mir auch gar nicht so schwer, aus dieser Welt fortzugehen, denn ich bin mir nur zu oft wie ein Fremdling darin vorgekommen. Am Ende sind wir alle nur Gäste. Aber ich will dankbar sein für die Gastfreundschaft, die ich auf dieser Erde genossen. Sie gab mir viel Leid, sie gab mir doch auch viel Freude. Du hast über meine Frau immer sehr hart geurteilt, und du hast ihr Unrecht getan, soweit ich in Frage komme. Sie ist mir eine treue Lebensgefährtin gewesen und

unseren Kindern eine gute Mutter. Meine Gedanken wandern zu ihr hin in dankbarer Einnerung.

Nun aber, lieber Fritz, die Kinder! Um Mary bin ich ohne Sorge. Sie hat einen guten Mann, der sie auf Händen trägt. Es ist etwas wahres daran, daß Amerika das Paradies der Frauen ist. Aber August! Er ist jetzt zehn Jahre alt und ein Junge von starkem Temperament, für dessen Erziehung ich mir eine feste Hand wünsche. Auch eine deutsche Schule, deutsche Luft — Heimatsluft — wünsche ich ihm. Ich habe es in der Fremde erfahren, was Heimatsluft wert ist. Willst du ihn zu dir nehmen, ihm der zweite Vater sein, wenn ich nicht mehr bin? Ich vertraue ihn dir rückhaltslos an, im vollen Vertrauen. Auch an dir ist ja das Leben nicht vorübergegangen, ohne die harten Seiten deines Wesens abzuschleifen. Du wirst Verständnis für die Bedürfnisse einer Kinderseele haben!

So wahr ich an einen Gott im Himmel glaube, ich denke, indem ich deine Fürsorge für mein Kind erbitte, nicht an deinen Reichtum! Mein August wird von mir ein kleines Vermögen erben, genug, um eventuell auch ohne deine Beihilfe seine Studien vollenden zu können. Was braucht er mehr? Aber wenn du ihn zu dir nimmst, dann gib ihm deine Liebe. Gib ihm damit das, was mir nicht gelang, festzuhalten. Und sei nachsichtig, Fritz, wenn seine Wünsche und sein Wollen einmal nicht mit den deinen übereinstimmen sollten. Es führen ja so verschiedene Wege zum Ziele, das wir Menschen Glück nennen, und das jedem doch auch ein anderes erscheint.

„Lieber Bruder“ — hier traten Bleistiftzeilen an die Stelle der Tintenschrift — „soweit schrieb ich gestern. Heut geht es mir viel besser. Ich hoffe wieder. Könnte ich dich

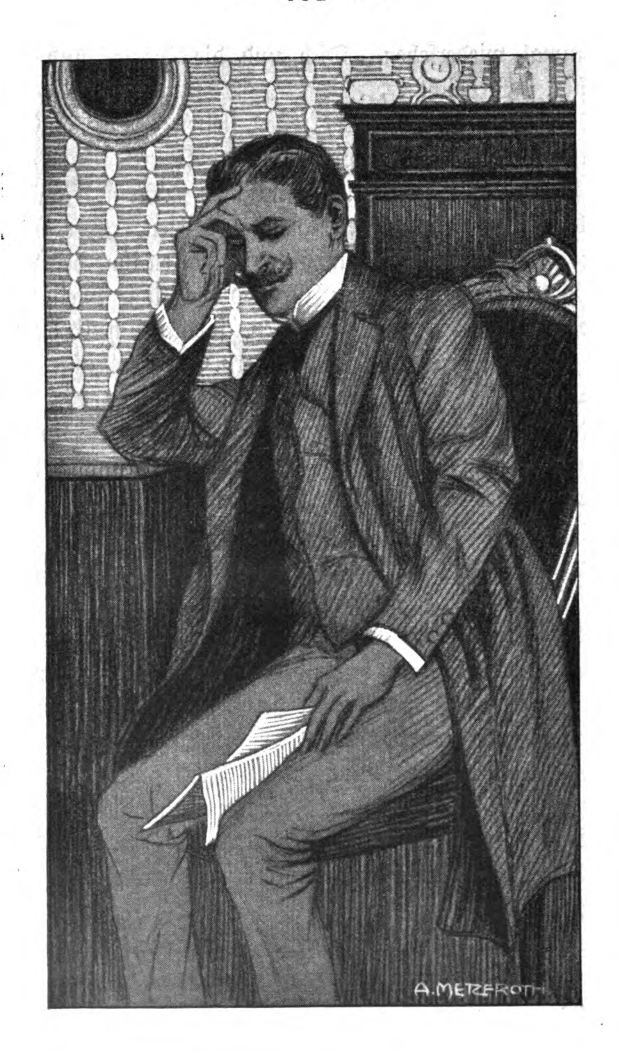
noch einmal wiedersehen. Dich und die Heimat und unsere Schwester. Vielleicht . . ."

Darunter stand in einer festen steilen Frauenhandschrift in lateinischen Lettern: „Lieber Onkel Fritz! Unser guter Vater ist gestern Abend sanft entschlafen. Mein Mann und ich haben die obigen Zeilen an Sie gelesen. Wir würden August gern bei uns behalten, aber wir halten ihn, den Willen unsers Vaters ehrend, auch zu Ihrer Disposition. Mein Mann wird das Geschäft Vaters verkaufen, sobald sich Gelegenheit findet, und des Bruders Erbe sichern. Ihre Nichte Mary Ellen Leigston."

Der Brief sank herab. Lange saß Fritz Haltern in tiefem Sinnen. Der Frühlingswind wehte zum offenen Fenster hinein. Die Buchenkronen draußen rauschten leise —

Seine Jugend zog noch einmal an ihm vorüber. Vater, Mutter, die Geschwister. Das wunschreiche Mannesalter mit seinem Streben und Steigen. Marion — Marion! Der große Krieg, der ihm zu einem Bronnen der Wiedergeburt geworden war. Und die lange Zeit endlich, die er immer die ‚müde' genannt hatte, in der er selbst müde geworden war, noch zu hoffen und zu wünschen. Die klugen Menschen meinten ja wohl, es gäbe keinen Wunsch, den Fritz Haltern sich nicht erfüllen könne — die Toren! Sie wußten nicht wie arm König Midas war. Nahe am Verhungern — um ein Körnlein Liebe, das er geben könnte und das ihm mit Liebe wieder vergolten würde —

Endlich richtete er sich auf. Ein leises Hoffen war in ihm, aber zugleich eine große Sorge vor der Enttäuschung.


A. METZEROTH

„Bitte, Herr Weding . . . eine Depesche an unser New-Yorker Haus . . .“

Vierzehn Tage später, in später Nachmittagsstunde, schritt er wartend auf der ‚Neuen Liebe‘ zu Cuxhaven auf und ab. Der Schnelldampfer war bereits signalisiert.

Ein starker Nordost fauchte über die breite Elbmündung. Er merkte es kaum, so erregt war er. Nur den Hut drückte er wieder und wieder, ganz mechanisch, fester in den Nacken.

Direktor Ballin von der Hamburger Amerikanischen Paketfahrt-Gesellschaft, mit der Haltern seit Jahren in geschäftlicher Verbindung stand, hatte zufällig auch in Cuxhaven zu tun gehabt und war mit ihm herausgefahren. Er ging neben ihm und sprach lebhaft: über den neuen Freihafen, über Hamburgs Zukunft, über die Aussichten des Handels und der Rhederei für die nächste Zeit; von dem Aufblühen des deutschen Schiffsbaues, der vaterländischen Werften; von seiner Idee, große, schnelle transatlantische Frachtendampfer in den Verkehr einstellen zu wollen; von der Kolonialpolitik —

Das alles hätte Haltern sonst im höchsten Maße interessiert. Heute hört er nur mit mühsam wach gehaltener Aufmerksamkeit zu.

„. . . da kommt er . . .“, hieß es dann plötzlich.

Ein Rauchstreifen am Horizont, schnell anschwellend, wachsend, schwarz und breit.

‚Was der Junge nur für Augen haben wird?‘

Eine Angst war in ihm, in die stechenden schwarzen Augen der Mutter sehen zu müssen. Festgewurzelt hatte sich die Vorstellung seit Tagen. Nicht abzuschütteln —


A.M.

Glutrot sank die Sonne in den Wasserspiegel. Ein gleißender Schimmer, in dem auf Minuten Wasser und Horizont verschmolzen. Und davor wie eine Wand die düstere Rauchwolke.

„Eine brillante Fahrt wieder!" hörte er neben sich. „Elf Tage weniger 4 Stunden. Aber wir kommen noch weiter. Viel weiter —"

Nun rauschte er heran, der mächtige Steamer mit der wehenden deutschen Flagge und dem Heimatswimpel.

‚Ruhig Blut, Haltern! Und wenn er der Mutter Augen hat, was kann der Junge dafür. Er darf dir nicht weniger lieb sein . . .‘

Ah — da war ja Mr. Gipson aus New-York! Und da, an dessen Hand, der Blondkopf —

Jetzt hielt er ihn —

„Ich bin dein Onkel Fritz —!"

‚Good evening, Oncle Fritz . . .‘

Fest umspannt hielt er mit beiden Händen das frische, offene Gesicht des Knaben. Furchtlos sah ihn der an — aus blauen Augen —

„Sag's noch einmal deutsch, August!"

„Guten Abend, Onkel Fritz —"

Und er beugte sich über ihn und küßte ihn: „Glück auf, mein Junge, auf deutscher Erde!"

Es war nicht mehr einsam auf Schloß Ferow. Es war nicht mehr einsam um Fritz Haltern. Sein Leben hatte wieder einen Mittelpunkt, er hatte wieder eine Aufgabe. Eine Aufgabe, die ihm das Herz noch einmal jung machte.

Durch die hohen Buchenhallen klang frohes Lachen, wenn

sich die Mellentinschen Buben mit August Haltern im Moose wälzten, und frohes Lachen klang von der kleinen Bucht herüber, wenn Vater Mellentin eins der Segelboote für die drei rüstete. Und dann saß wohl der Geheimrat oben am offenen Fenster und beriet mit dem Hauslehrer, der alle drei unterrichtete. Bis zur Prima wenigstens wollte er den Neffen um sich haben. Nicht nur aus Selbstsucht. Er hatte seinen eigenen Lehrplan für ihn und den rechten Mann, auch hier wieder mit richtigem glücklichem Blick, gefunden, der seinem Jungen den Ballast der Schule ersparen sollte. Lernen sollte und mußte er — mehr vielleicht noch als andere — aber mit frohem Herzen! Und die Jugend genießen, die schöne goldige Jugend!

Dann und wann kamen Hellwangs herüber — der General hatte den blauen Brief ohne Bitterkeit quittiert und lebte mit den Seinen auf einem pommerschen Gute. Der Professor kam in den Ferien, brachte sein Cello, seinen unerschöpflichen Liederschatz und seine ewig junge gute Laune mit. Es kamen wohl auch hohe und höchste Herrschaften, um den wundervollen Besitz und die herrlichen Sammlungen Halterns zu sehen; es kamen Geschäftsfreunde des Großindustriellen zu wichtigen Konferenzen; aber am liebsten war er mit denen, die ihm nahe standen, allein. Seit Jahr und Tag gehörte auch die Schwester, Marie, zu ihnen, eine gebrochene, stille Frau, die im Rollstuhl umhergefahren wurde, und deren Geist nur noch aufflackerte, wenn Papendiek zum Cello griff oder ein Volkslied anstimmte; dann saß sie ganz regungslos, die schönen Hände im Schoß, und wenn die letzten Töne verklungen waren, dann sagte sie meist, wie verträumt:

‚es war doch schön . . .‘ Sie meinten wohl, das gelte der Musik. Haltern wußte es besser: es galt dem Leben, von dem sie so viel erwartet, das sie so bitter enttäuscht hatte und das ihr nun dennoch in der Erinnerung wie vergoldet erschien. Wie jemand, der eine lange, trübe Reise hinter sich hat, sich nur an die wenigen hellen Tage zurückerinnern mag.

Die Jahre verrauschten. Wie schnell sie ihm jetzt verging — die oft gescholtene ‚müde Zeit‘. Festhalten hätte er Tage und Stunden mögen. Daß ihm wenigstens der Tag noch vergönnt sei, an dem er den Neffen als Mann vor sich sehe, fähig und willig, sein rechter Erbe zu sein. Gottlob! Neigung, Begabung waren da, und das Herz hatte der Knabe auf dem rechten Fleck. Und den Mut wollte er ihm wohl stählen, auch zu kämpfen, wenn es not tat.

Wenn auf Ferow die Ferientage begannen, dann nahm Haltern ihn häufig mit sich nach Berlin oder besuchte mit ihm eines seiner anderen Werke. Und wenn sie dann gemeinsam durch die Welt der Arbeit schritten, der Alte erklärend, der Junge lauschend und fragend, dann schlugen beider Herzen höher. Aber am meisten freute der Alte sich, wenn bei dem Jungen immer und immer wieder ein lodernder Funke Idealismus durchblinkte, wie ein heller Sonnenstrahl, durch all das Interesse für das geschäftliche und technische Getriebe. „Nimm dir das schöne englische Königswort zur Devise: Ich dien. Wir dienen alle nur!“ sagte er ihm einmal. „Ich hab's zeitweilig vergessen, hab's vergessen wollen. Das hat sich an mir gerächt, mein Sohn. Erspar dir die Reue und erspar dir die Öde, indem du dir immer vor Augen hältst: ich dien“ —

Und der Junge schaute mit seinen leuchtenden Blauaugen auf: „Ich dien!“

Sie waren wieder beide in Berlin, zum zweiten Male in kurzen Monaten, und nicht zu frohen Wanderungen, sondern in ernster Trauer! Auch aus ihr, sagte Haltern sich, schöpft solch junges Gemüt —

Im März hatten sie beide, im umflorten Dome, vor dem Sarge Kaiser Wilhelms gestanden. Und mit leiser, tränenerstickter Stimme hatte Haltern dem Jüngling erzählt: von den Jahren der Verkennung und der Schmähungen, von stiller, pflichtbewußter Arbeit, von der wahren Größe des Toten, die immer bereit war, in vornehmster Zurückhaltung die Verdienste anderer anzuerkennen, von seiner seltenen Gabe, große Männer zu finden und sich zu erhalten, von seiner rührenden Dankbarkeit — und wie vorgestern im Reichstag die beiden Paladine, der eiserne Kanzler und der Schlachtenlenker, sich weinend in die Arme gesunken seien.

Miterlebt, mitempfunden hatten sie beide, wie der Schmerz um den großen guten Kaiser durch ganz Deutschland klang, wie das ganze deutsche Volk den ersten Kaiser des neuen Reiches im Tode ehrte. Und Haltern hatte dem Jüngling den Arm um den Nacken gelegt: „Mein Sohn, verliere nie — niemals den Glauben an unser Volk! Kommen Wetterwolken, so denk — sie vergehen wieder. Grade wir dürfen nie verzagen. Denn auf uns, die wir zu den Leitern der Arbeit unseres Volkes zählen, ruht die schwerste Verantwortung der Zukunft.“

Nun standen sie wieder, am 18. Juni, nebeneinander und sahen, wie der feierliche Leichenkondukt Kaiser Friedrichs

des Dulders durch die grüne Frühlingspracht vom Schlosse Friedrichskron zur Friedenskirche zog. Und wieder erzählte Fritz Haltern mit weher Stimme von dem ritterlichen Helden, dem Sieger von Königgrätz und Wörth, dem Schützer von Kunst und Wissenschaft — und wie das deutsche Volk um ihn gebangt habe in all seiner letzten schweren Leidenszeit.

Dicht hinter dem Wagen, der den Sarg des Vaters trug, schritt Kaiser Wilhelm der Zweite in der Uniform seines ersten Garde-Regiments, auf dem Haupte den schwarzumflorten Silberhelm. Tiefernst das jugendliche Antlitz.

Dumpf wirbelten die Trommeln zwischen den feierlichen Glockentönen.

Haltern umfaßte die Hand seines Neffen mit festem Druck:

„Die alte Zeit geht zu Raste“, sprach er. „Du erlebst noch ihr Ausklingen. Eine große stolze Zeit war es. Man wird von ihr künden und singen noch nach Jahrhunderten. Eine neue Zeit bricht an. Wolle Gott, daß sie eine glückliche werde!“




A. M.





